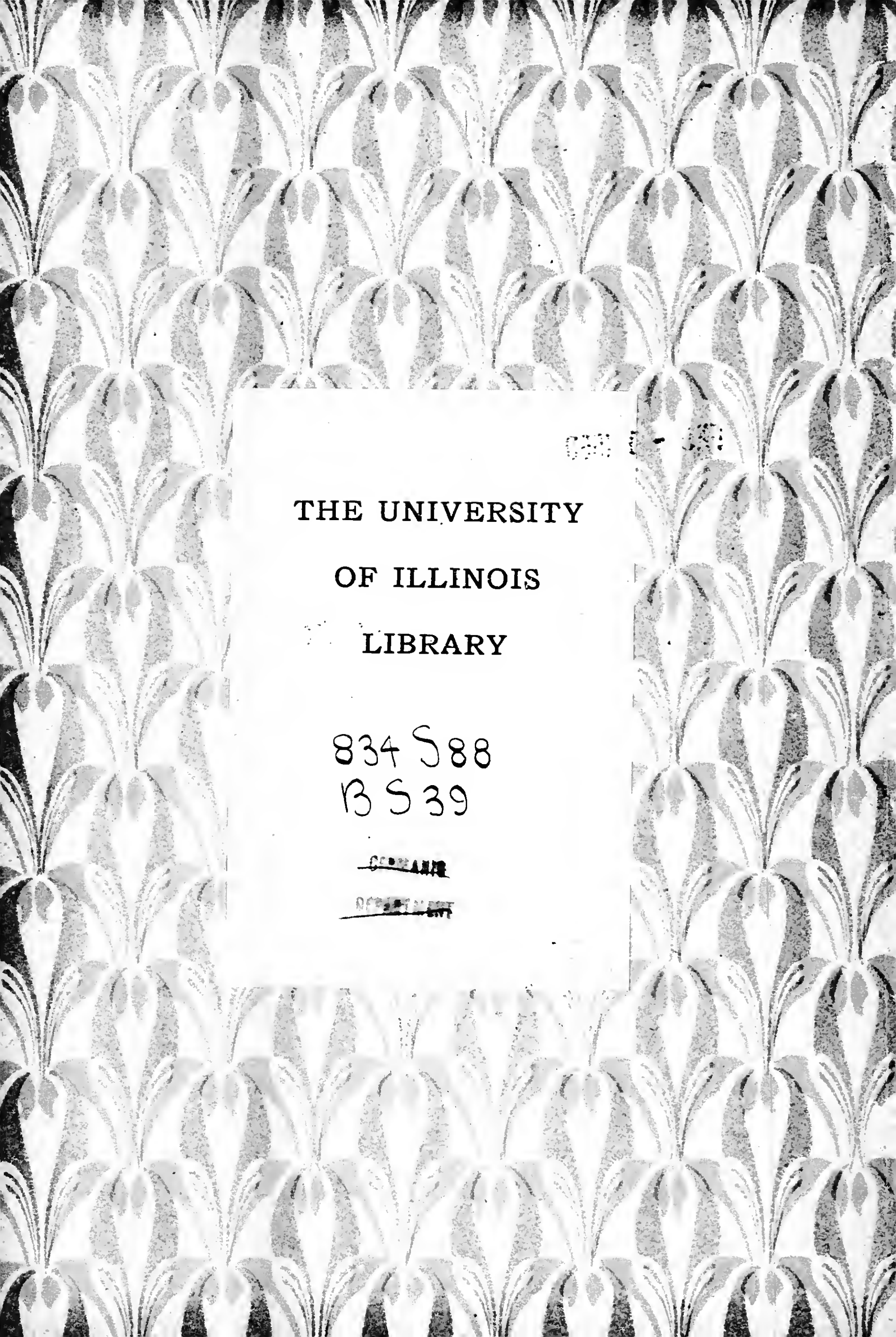
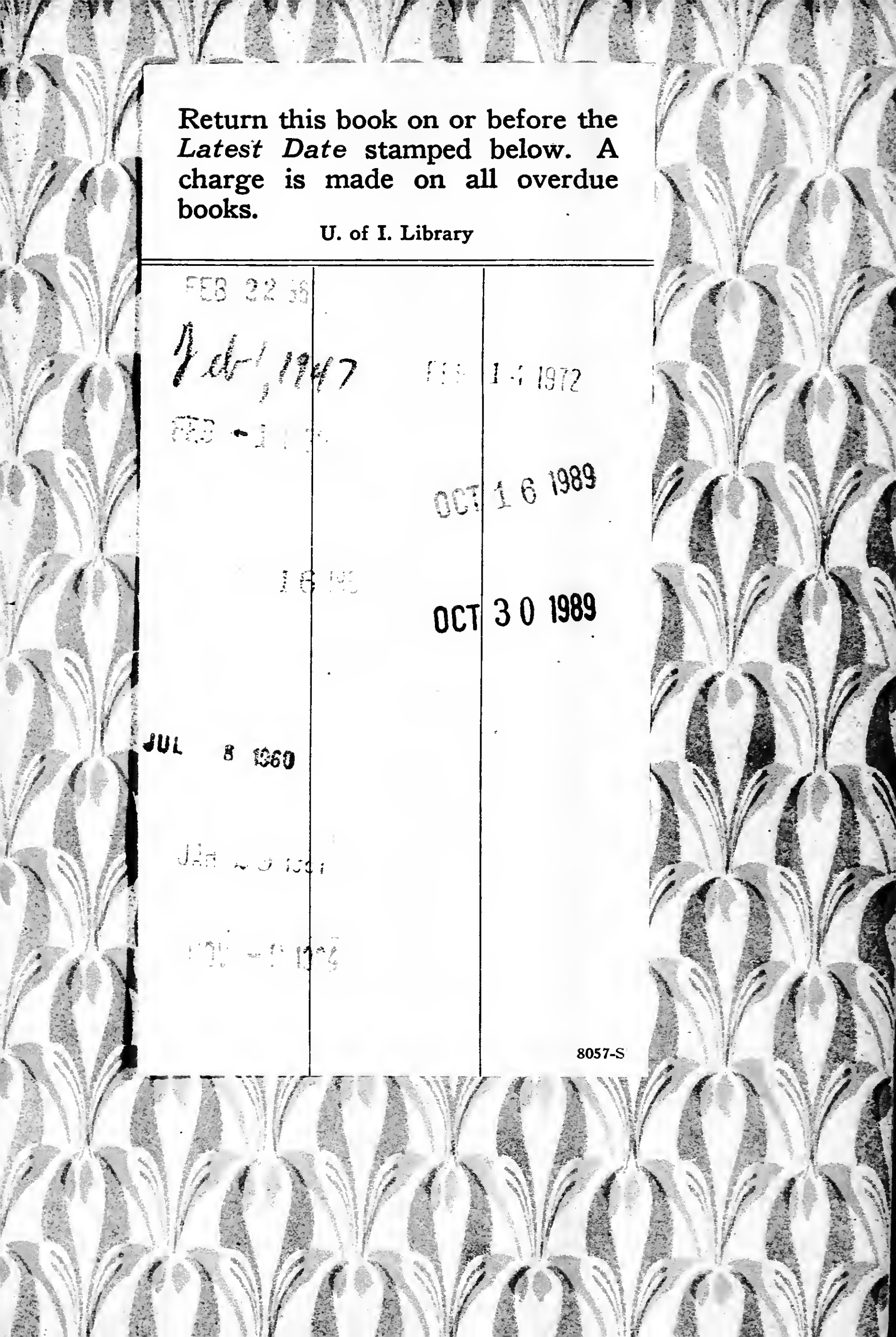




Theodor Storm.

Sein Leben und seine Dichtung.

—×—

Theodor Storm.

Sein Leben und seine Dichtung

von

Dr. Paul Schütze.

Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage.

Herausgegeben

von

Dr. Edmund Lange,

Bibliothekar an der Universitätsbibliothek in Greifswald.

Mit einem Bilde Theodor Storms.



Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

1911.

Die Wolke seh' ich wandeln und den Fluß,
Es dringt der Sonne goldner Kuß
Mir tief bis ins Geblüt hinein;
Die Augen, wunderbar berauschet,
Tun, als schliefen sie ein,
Nur noch das Ohr dem Ton der Biene lauschet.

Ich denke dies und denke das,
Ich sehne mich, und weiß nicht recht, nach was:
Halb ist es Lust, halb ist es Klage;
Mein Herz, o sage,
Was webst du für Erinnerung
In golden grüner Zweige Dämmerung?
— Alte unnennbare Tage!

Mörike.

Vorwort.

Nicht viel mehr als vier Jahre sind vergangen, seit ich das 1887 als Festgabe zum 70. Geburtstage Theodor Storms erschienene schöne Buch Paul Schützes über des Dichters Leben und Schaffen neu herausgab. Ich konnte zwar hoffen, daß ich damit einen innerhalb der stark angewachsenen Stormgemeinde lange gehegten Wunsch erfüllen würde. Denn Schützes Buch war seit Jahren vergriffen; er hatte die letzten Schöpfungen Storms noch nicht in den Kreis seiner Besprechung ziehen können, und durch eine Reihe von wichtigen Briefwechseln des Dichters mit seinen Freunden wie durch zahlreiche wertvolle Veröffentlichungen über ihn war in der unterdes verflossenen Zeit unsre Kenntnis über sein Leben, sein Wesen und seine Dichtung bedeutend vermehrt worden.

Trotzdem war es für mich eine freudige Überraschung, daß diese 3. Auflage so rasch nötig wurde. Die Mutter des Verfassers kann sich daran leider nicht mehr erfreuen; sie ist schon am 15. Februar 1908 verschieden; seine Geschwister aber werden darüber sicher lebhafte Genugtuung empfinden. Dieser Erfolg erklärt sich ganz gewiß zum großen Teile daraus, daß die Schätzung Storms verdientermaßen weiter gewachsen ist; er spricht aber sicher auch für den hohen Wert des Schützeschen Buchs und ist mir ein Beweis dafür, daß ich recht tat, als ich seine Eigenart

durchaus zu wahren suchte. Ich habe an diesem Grundsatz auch jetzt streng festgehalten und mich daher auch zu einer Kürzung des Überblicks über die literarischen Zustände Schleswig-Holsteins in früherer Zeit nicht entschließen können, obgleich auch ich völlig zugebe, daß er unverhältnismäßig ausführlich geraten ist.

Neue dichterische Schöpfungen Storms sind begreiflicherweise nicht mehr bekannt geworden; aber zu seinen Briefwechseln mit Emil Kuh, Eduard Mörike und Gottfried Keller sind einige weitere bedeutsame Veröffentlichungen verwandter Art gekommen, unter denen des Dichters Briefe in die Heimat (1853—1864) und die an Friedrich Eggers in erster Linie stehen. Dagegen die Briefwechsel mit Paul Heyse und Erich Schmidt — um nur einige zu nennen — dürfen wir wohl vorläufig noch nicht erwarten, und auch mein im Vorwort zur 2. Auflage ausgesprochener Wunsch, Storms Briefe ganz oder in Auswahl seinen Werken angefügt zu sehen, wird sich zunächst kaum erfüllen. Näher gerückt ist dagegen die Aussicht auf eine Veröffentlichung der vielen Briefe, die zwischen Storm und Ludwig Pietsch ausgetauscht worden sind, nachdem uns dieser Altmeister des deutschen Schriftstellertums am 27. November d. J., wenige Tage nach Wilhelm Jensen, im 87. Jahre entrissen worden ist. Daß ich Gertrud Storms schönes und wertvolles Werk „Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens. Jugendzeit" nicht mehr benutzen konnte, bedaure ich aufrichtig. Es erschien aber erst, als der Druck dieses Buches schon fast vollendet war. Zumal da Gertrud Storm das Persönliche durchaus in den Vordergrund stellt und nur die Zeit bis 1853 behandelt, meine ich mit ihr, daß beide Werke sehr gut nebeneinander bestehen können.

Daß das achte und letzte Buch des hier vorliegenden, der Überblick über des Dichters menschliche und künstlerische Gesamtpersönlichkeit im wesentlichen allein eine Erweiterung

erfahren hat, ist wohl leicht erklärlich. Der Abschnitt, der der Hauptsache nach von mir herrührt, beginnt jetzt auf S. 267.

Vor einschneidenden sprachlich-stilistischen Änderungen habe ich mich aus guten Gründen auch diesmal gehütet, dagegen wieder eine Reihe von überflüssigen Fremdwörtern beseitigt. Dies bedarf um so weniger der Rechtfertigung, als es sich um ein Buch über einen Dichter von ausgesprochen deutscher Eigenart handelt. Die Tatsache, daß ich kein zünftiger deutscher Literaturhistoriker bin, wird hoffentlich auch diesmal sich als kein ernstlicher Nachteil erweisen.

Der Anhang über die benutzte Literatur ist natürlich entsprechend erweitert worden, ebenso das Personenverzeichnis. Manche Schrift und mancher Aufsatz, deren Verwertung erwünscht gewesen wäre, werden mir vielleicht unbekannt geblieben sein, zumal da ich während einer längeren Erkrankung die einschlägige Literatur nicht so genau, wie ich gewünscht hätte, verfolgen konnte. Ein wesentlicher Schaden wird aber daraus kaum entstanden sein. So darf ich hoffen, daß das Buch auch in dieser 3. Auflage das Seine dazu beitragen wird, das Verständnis für den Menschen und den Dichter Storm immer mehr zu vertiefen und immer allgemeiner zu verbreiten.

Greifswald, Anfang Dezember 1911.

Edmund Lange.

Dem Andenken Paul Schützes.

Über den so früh und so jäh dahingerafften Verfasser dieses Buches, Paul Schütze, sagt Theodor Storm in seinen ‚Nachgelassenen Blättern‘ (Deutsche Rundschau, Bd. 57, S. 341—46), nachdem er von der Überreichung seines Buches am 14. September 1887 berichtet hat: ‚Der Verfasser, mein junger Freund, konnte nicht dabei sein; ein Blutsturz hatte ihn wenige Tage vorher aufs Krankenbett geworfen und zwei Tage nach meinem Feste starb er an einer Wiederholung dieses Übels. Ein tiefer Schatten ist über den frohen Tag gefallen, und die Hoffnungen, die wir an dieses so früh geschlossene Leben knüpften, sind erloschen.‘ Am 12. Dezember 1858 im Pastorhause zu Wieck bei Greifswald geboren, hat er nicht einmal sein 29. Lebensjahr vollendet und ist in der Tat nicht nur für die Seinen, sondern auch für die Wissenschaft ‚zu früh geschieden‘, wie G. Hoffmann unter dem frischen Eindruck seines Todes seinen Gedenkartikel in der Kieler Zeitung überschrieb. Nicht einmal drei Jahre hat er in Storms Hause als gern gesehener Gast verkehren können, und nur zwei Semester (Winter 1886/87 und Sommer 1887) war es ihm vergönnt, als Privatdozent für deutsche Sprache und Literatur in Kiel tätig zu sein. Wahrscheinlich hat er in seinem Arbeitseifer und seiner geistigen Regsamkeit seinen Tod selbst beschleunigt, indem er sich mehr

zumutete, als sein von jeher zarter Körper leisten konnte. Die Mitteilungen, die Herr Professor Dr Friedrich Vogt in Marburg, der in Schützes Privatdozentenzeit Hauptvertreter der deutschen Philologie in Kiel war, mir in liebenswürdiger Weise gemacht hat, lassen klar erkennen, daß der junge Gelehrte sich als Mensch und als akademischer Lehrer großer Beliebtheit erfreute, und daß man auf Grund der tüchtigen Arbeiten, die er schon geliefert hatte, mit frohen Erwartungen seinen weiteren Leistungen namentlich auf dem Gebiete der neueren Literaturgeschichte entgegensah. Kaum aber hatte er sein Hauptwerk, eben dies Buch über Storm, vollendet, da raffte ihn der Tod hinweg. Doch war ihm vorher noch die Freude geworden, daß der Dichter, der das Werden des Buchs mit warmem Interesse verfolgt hatte, ihm unter andern schrieb: ‚Sie sind in der Tat ein guter Interpret; ich habe kaum eine Stelle entdeckt, wo Sie mich nicht ganz oder doch fast ganz getroffen hätten.‘ Die Erinnerung an ihn wird mit dem Namen Storms auf lange Jahre verknüpft bleiben.

Edmund Lange.

Erstes Buch.

Heimat und Kindheit.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Läßt man auf der Karte den Blick die Westküste Schleswig-Holsteins hinaufgleiten, so trifft man nicht ganz in der Mitte, dort, wo Nordfriesland mit seinen Inseln und Halligen beginnt, auf die schleswigische Stadt Husum. In Theodor Storms letzten Lebensjahren etwa sechstausend, jetzt zwischen neun- und zehntausend Einwohner zählend, die größte der unmittelbar an der Nordsee gelegenen schleswig-holsteinischen Städte, ist sie aus dörflichen Anfängen hervorgegangen. Schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts geschieht des Ortes Erwähnung. Seine gegen das allzu gewaltige Andrängen der Flut durch die vorgestreckte Landschaft Eiderstedt und die vorgelagerte Insel Nordstrand geschützte Lage, auf der Grenze zwischen der holz- und torfreichen ‚Geest' und der korn- und viehreichen ‚Marsch', in der Nähe schiffbarer, fischreicher Ströme, mußte für Handel und Schiffahrt besonders günstig erscheinen. Durch Handel und Schiffahrt ist Husum denn auch emporgeblüht. In den neunziger Jahren des sechzehnten Jahrhunderts hat es der gelehrte Heinrich Rantzau in seiner ‚Cimbricae Chersonesi descriptio' geschildert; seine Worte lauten übersetzt folgendermaßen:

Die Stadt ist reich, berühmt, wetteifert mit Flensburg. Viele Bürger, Künstler, Handwerker aller Art wohnen in ihr. Dazu die überseeischen Handelsverbindungen, die stattlichen Häuser, die Fruchtbarkeit des Bodens, die üppigen Weiden. Der Hafen ist in der Handelswelt berühmt. Aus Holland, England, Schottland usw. kommen Waren hierher und werden nach Flensburg befördert, so daß Husum Nord- und Ostsee verbinden hilft.

Die Bürger sind zumeist gebildet, haben Interesse für wissenschaftliche Dinge, halten die Studien und die Gelehrten hoch und schicken ihre Söhne auf die Universität. Den Dienern des Wortes Gottes begegnen sie mit schuldiger Achtung und für die Armen sorgen sie vortrefflich. Die Stadt ist in kurzer Zeit zu solcher Blüte gediehen, daß sie beinahe die größte unter allen Städten des Herzogtums ist oder doch bald sein wird.

Im Jahrhundert des großen Krieges, namentlich infolge der furchtbaren Flut des Jahres 1634, ging Husums Wohlstand rasch zurück. Erst in neuerer Zeit hat es sich wieder gehoben; allerdings ist die Schiffahrt sehr zurückgetreten, und Handel und Gewerbe sind der Hauptnahrungszweig der Stadt geworden, die jetzt von zwei Bahnen berührt wird.

Nordfriesen nennt man den Menschenschlag dieser Gegend. Namentlich auf den Inseln, Halligen und Marschen der Westküste, nördlich von Eiderstedt, wohnen sie. Dazu kommen die Ämter Bredstedt und Husum als die ‚friesische Vorgeest‘. Der gemeinsame Grundzug dieses alten germanischen Stammes, sowohl der seefahrenden Insel-, als der ackerbauenden Marsch- und Vorgeestfriesen ist zähe Freiheitsliebe. ‚Lieber tot als Sklav‘ lautet ihr Wahlspruch. Niemals hat sich der Adel hier dauernd festzusetzen vermocht, und der Bauer, durch Hörigkeit nicht gebeugt, hat sich seine Unabhängigkeit bis heute gewahrt. Den Boden, auf dem er steht und der ihm Nahrung gibt, dem feindlichen Elemente des Meeres abringend und gegen dasselbe behauptend, hat der Nordfriese gelernt, gleichmütig und ruhig nach außen zu erscheinen und alle Leidenschaft ins Innere zurückzudrängen. Ein ernstes Angesicht zeigen Männer und Frauen, mit ausgeprägten Formen, oft auch mit einem weichen Leidenszuge um die Augen. Tief sind sie eingewurzelt in der Heimat, zäh halten sie fest am Altüberkommenen, zurückhaltend, ja abgeschlossen und stolz sind sie gegen Fremde. Weltflüchtige Sonderlinge, knorrige, hartköpfige Menschen sind nicht selten unter ihnen.

Einen Chronisten hat, wie wir sahen, Nordfriesland und damit auch das alte Husum schon früh gehabt; aber der Poesie sind Land und Leute in ihrer Eigenart erst in unsrem Jahrhundert gewonnen worden, eben durch unsern Dichter. Am 14. September 1817 ward er dem Advokaten Johann Kasimir Storm in Husum von seiner Gattin Lucie, geborenen Woldsen, als erster Sohn geschenkt und erhielt bei der Taufe die Namen Hans Theodor Woldsen.

Die Luft, die ein junges Menschenkind einatmet, die Natur, von der es umgeben wird, die Dinge, die es sieht, die Menschen, mit denen es spricht und von denen es hört — das alles sind Eindrücke, die unauslöschlich in der Seele haften, die bestimmend für seine geistige Entwicklung sind und später ein gut Teil seiner Weseneigentümlichkeit ausmachen. Am stärksten, wenn auch nicht am frühsten wirkt die Natur auf den werdenden Menschen. Dem, dessen Lebensgang wir hier verfolgen, bot seine Heimat nicht die mannigfaltigen, auf die Sinne wirkenden, aber auch leicht verwirrenden Reize süddeutscher Landschaftsbilder. Mit ihrer einfachen, mehr durch die Vermittelung des Gefühls sich offenbarenden Schönheit wirkte sie still, aber nachhaltig auf sein sinnendes, empfängliches Gemüt. Und in seine Seele senkt sich eine Liebe zur Heimat und zu allem, was heimisch ist, die in ihrer umklammernden Innigkeit etwas Rührendes hat. Heimatlicher Boden ist ihm heiliger Boden, an dem sein Herz mit allen Fasern hängt. Der Heimat ein Loblied zu singen, ist er in seinen Dichtungen nicht müde geworden; selten nur verläßt er sie, immer kehrt er wieder zu ihr zurück. Es liegt tiefe Wahrheit in Klaus Groths Behauptung, das Holstenheimweh — ‚dat Lengn' nennt es der Ditmarsche — habe Storm zum Poeten gemacht, die schöne Sehnsucht nach zu Hause, nach dem innigen Verstehen und Verstandenwerden sei der Pulsschlag in seinen Gestalten und Dichtungen, und

in dieser Sehnsucht verkläre sich ihm die Heimat und verkläre er sie uns.

Nord und Süd:
De Welt is wit!
Ost und West —
To Hus is best:

dieser plattdeutsche Spruch ist allzeit der Leitstern seines Lebens gewesen, der Leitstern auch seiner Dichtung.

Seiner Poesie entsteigt das Bild der Heimat, freilich meist nicht in realistischer Schärfe, sondern von dichterischer Stimmung getragen und umwoben. Wollen wir sie kennen lernen, wie sie ihm erschien, so brauchen wir nur die einzelnen dort verstreuten Züge zusammenzutragen:

Am grauen Strand, am grauen Meer
Und seitab liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Mit wenigen Strichen hat der Dichter hier seine Heimatstadt, wie er sie in der einsam melancholischen Stimmung eines nebelverhangenen Novembertages erblickt hat, vor uns hingestellt; wir schauen sie ähnlich bildartig und in perspektivischer Ferne, wie die Heineschen Städtebilder. — Aber nicht ewig lagert der Nebel über den Dächern von Husum; heiterer und sonniger schon läßt sich das Bild an, wenn eine seiner dort spielenden Novellen, „In St. Jürgen“, mit den Worten anhebt:

Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt; sie liegt in einer baumlosen Küstenebene und ihre Häuser sind alt und finster.*) Dennoch habe ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen heilige Vögel scheinen diese Meinung zu teilen. Bei hoher Sommerluft schweben fortwährend Störche über der Stadt, die ihre Nester unten auf den Dächern haben; und wenn im April die ersten Lüfte aus dem Süden wehen, so bringen sie gewiß die Schwalben mit, und ein Nachbar sagt's dem andern, daß sie gekommen sind.

Freilich Schwalben und Störche sind keine Singvögel. Wohl schlägt die Drossel in den Baumgängen des alten Schloßparks; aber

selten und nur zu flüchtigem Besuche kehrt Philomele bei uns ein; denn sie weiß es wohl, daß ihre Liebesklage von dem Brausen der großen Naturorgel verschlungen wird, die Boreas hier so meisterlich zu spielen weiß.

Zu seinen schönsten Jugendfreuden rechnet der Dichter die Wanderungen aus der Stadt hinaus ins Freie. Eine weite Ebene tut sich da dem Blick auf, der darüberhin schweifend nur selten einen Ruhepunkt findet, auf dem er weilen kann. Wie eine Unendlichkeit des Raumes, in der einem zumute ist, als sähe man nach allen Seiten in die Ewigkeit, erscheint diese Fläche. Eine Halligbewohnerin, die zum erstenmal von ihrem kleinen Eiland dorthin gekommen war, faßte diesen Eindruck in den plattdeutschen Ausruf: ‚Mein Gott, wat is de Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland!'

Nach Süden hin erstreckt sich die Marsch, das dem Meere abgerungene Land, durch die Deiche gegen das rastlos nagende Element geschützt. Unabsehbar dehnt sich die grüne Wiesenlandschaft; unzählige Rinder weiden auf der Rasendecke; die Wassergräben zwischen den einzelnen ‚Fennen' glitzern in der

*) Für das heutige Husum stimmt das nicht mehr recht; Gasglühlicht und andre moderne Einrichtungen haben dort Eingang gefunden.

Frühlingssonne wie Silberstreifen; von hüben und drüben, abwechselnd und sich antwortend, in unendlicher Abtönung, erhebt sich Gebrüll und dringt weit über die Ebene hinaus; dazu das Lärmen der immer lebendigen Stare, dieser geflügelten Freunde der Rinder, und oben in der Heitere unsichtbarer Lerchengesang. Hier ist er oft in seiner Jugend gegangen:

Ich sehe noch das Gras im Sonnenscheine funkeln und fernab um uns her die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft. Die schweren Rinder, welche wiederkäuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf, wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus.

Nach Landesweise lernte er mit dem Springstock, dem ‚Kluwerstock‘, über die Gräben setzen. Blickte er dann aufatmend zurück, so sah er die Türme der Stadt im Sonnendufte liegen. War er eine Strecke gewandert, dann lag wohl ein einsames Gehöft unter einer düstern Baumgruppe von Rüstern und Silberpappeln vor ihm, auf einer mäßig hohen ‚Werfte‘ nach der Sitte des Landes gebaut, umzogen von einer tiefen ‚Graft‘ eine sogenannte ‚Hauberg‘, in der Wohnungs- und Wirtschaftsräume unter einem Dach vereinigt sind; daneben der verwilderte Garten, wo Jasmin und Kaprifolien blühten, zwischen den hohen Sträuchern das Gespinst der Jungfernrebe hing, und über den mit Gras bewachsenen Steigen in den rotblühenden Himbeerbüschen die Wespen ihre pappenen Nester aufgehangen hatten. Wir sind auf poetischem Boden: es ist der Schauplatz der Novelle ‚Auf dem Staatshof‘.

Nordwärts von Husum, zu Osten der nordfriesischen Küste, erstreckt sich die sandige Geest, ohne Wälder oder Bäume, nur selten mit Schwarz- oder Weißdornbüschen auf den niedrigen Wällen, welche die einzelnen Felder voneinander scheiden. Aber gerade dahin lockte es den Knaben an freien Nachmittagen

am stärksten. Denn dort war, was der rauschendste Laubwald bis zu seinem Lebensende ihm nicht ersetzen konnte: die Heide mit ihrem weltfremden Zauber. Unfern der Stadt bedeckte sie damals noch weite Strecken mit ihrem Steppenkraut. In der Schwüle eines heißen Julitages, in braunviolettem Schimmer hat er sie uns schauen lassen, in der Jahreszeit, wo über den niedrigen, von Brombeerranken und wilden Rosenbüschen übersponnenen Hügeln — Grabdenkmalen unbekannten Volkes — die blauen Argusfalter gaukeln und der Duft der Eriken wie eine zarte Wolke liegt. Wir hören das Zirpen der Heuschrecken, das Summen der Immen und Hummeln, in unsichtbarer Höhe den Gesang der Heidelerche, den Schrei des revierenden Falken, und unbezwingliche Sommermüdigkeit überkommt uns. Aber wir schauen die Heide auch in einsamer Winternacht, wenn die große blitzende Himmelsglocke über der dunklen unabsehlichen Fläche steht. Wir hören gespenstisch den Wind durch das rauschende Heidekraut streichen; ein Tierschrei dringt plötzlich an unser Ohr, heiser und gewaltsam, als habe sich der Laut aus der ungeheuern leblosen Natur selbst losgerungen. Hier im Norden der Stadt liegt auch das ‚wilde Moor‘, das mit seiner düstern, unheimlichen Fläche allen Sonnenschein in sich einzuschlucken scheint und über dem, von der Einsamkeit dieser Küstengegend ausgebrütet, dunkle Vorstellungen des Volksaberglaubens schreckhaft schweben. Es ist eine eigene Welt, die Heide. Die Menschen, die hier abseits, in einsamer Kate am Waldrand oder im Heidehof wohnen, leben ein Sonderleben, reich an stillen Freuden und Leiden; nur selten dringt aus der Welt da draußen ein Ton zu ihnen. Mit ihrer träumerisch-weltverlorenen Stimmung berührt die stille Heide den Kulturmenschen wie ein geheimnisvolles Rätsel; der romantische Zauber der Einsamkeit ruht auf ihr.

Brachten schon die häufigen Wanderungen dem Knaben

die Natur seiner Heimat innig nahe, so kamen noch die Eindrücke des Land- und Waldlebens selbst hinzu. Sein väterlicher Großvater hatte in dem Dorfe Westermühlen, fünf Meilen von Husum, eine Wind- und Wassermühle besessen, die hernach in den Besitz eines Bruders seines Vaters überging. Bei diesem Onkel Hans Storm verbrachte er gern seine Ferien.*) In den benachbarten Holzungen ward mit selbstverfertigten Dohnen der Krammetsvogelfang betrieben. Schon in aller Frühe ging es mit einem Korbe voll Vogelbeeren und unter Begleitung des großen Jagdhundes in den Wald. Aber auch in heißer Mittagstunde suchte er seine Schattenkühle auf, und Bilder und Träume von Waldeszauber und Waldeinsamkeit, wie sie später in seinen Dichtungen Gestaltung gewonnen haben, mögen schon damals dämmernd vor ihm aufgestiegen sein; den Weg in den Wald aber hat er selbst aus der Erinnerung geschildert:

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schleh'n im tiefen Grase standen;
Dann durch die Hecke über schmalen Steg
Auf eine Wiese, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarb'gen Laub's umzog;
Buscheichen unter wilden Rosenbüschen,
Um die sich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hülsendorn dazwischen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Eppich
Entlang des Walles seinen dunklen Teppich.
Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,
Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt

*) Das ganze Landschaftsbild dieses Ortes und die Behausung des Onkels hat Storm am Abend seines Lebens mit liebevollster Anschaulichkeit geschildert in dem leider nur kurzen Bruchstück seiner Jugenderinnerungen, das unter dem Titel „Nachgelassene Blätter" in der „Deutschen Rundschau", Bd. 57 (1888), S. 341—46 veröffentlicht worden ist.

Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
Sonst war es kirchenstill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
Sprang schnaubend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um solche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinsamkeit. . . .
Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen,
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem schon herbstlich rot die Blätter hingen,
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,
Stand beutesüchtig ein gewalt'ger Weih,
Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.
Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
Und dort im Walde schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm ins Gehege.

Ein bedeutsamer Faktor noch fehlt unter den Eindrücken, welche die Natur seiner Heimat unserm Dichter für das Leben mitgab: das Meer. Unablässig rauschen die Wellen der Nordsee gegen die Küste; nachts klingt es hinüber in die schlafende Stadt, nur unterbrochen von dem tönenden Zuge der Wandervögel, die in großen Zügen unsichtbar unter den Sternen dahinziehen. Der Gedanke an das heimatliche Meer erscheint wie ein Talisman, der ihn, wohl zuzeiten vergessen, aber immer unverloren, durch das Leben begleitet: ‚Gib mir deine Hand; ich hatte das Meer vergessen, da hörte ich es plötzlich,' läßt der Dichter sich selbst in einer seiner Novellen sagen. Die Akkorde des Schöpfungsliedes, das die Wogen singen, haben ihm die Seele erfüllt. Auf den Deichen, die den breiten an die Stadt hinanführenden Meeresarm umsäumen, hat er im Frühling gestanden, wenn das Meer wie Silber funkelte und die Lerchen jauchzend aus den grünen ‚Kögen' in den

Äther emporstiegen. Im Sommer hat er die Sonne von dort untergehen sehen: dann blinkerten zur Ebbezeit die Watten im Abendschein; der geheimnisvolle Ton des gärenden Schlammes ward laut; schreiende Möwen flogen darüber hin und graue Strandvögel huschten am Ufer entlang; wie Träume lagen die Inseln auf dem Meer. Auch das nordische Seegespenst hat er geschaut:

An regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Flut zusammenragen,
Und ohne Regung schläft die See,
Dann steht an unserm grauen Strande
Das Wunder aus dem Morgenlande,
Morgane, die berufne Fee. . .

Doch hebt sich nicht wie dort im Süden
Auf rosigen Karyatiden
Ein Wundermärchenschloß ins Blau;
Nur einer Hauberg graues Bildnis
Schwimmt einsam in der Nebelwildnis,
Und keinen lockt der Hexenbau.

Wenn aber der Novembersturm das Meer und die Deiche peitschte und die Schiffe hin und wider warf, wenn dann die Flut höher und höher stieg und die Leute die schützenden ‚Schotten' vor Haustür und Kellerfenstern einließen, da mag er höhnend, wie einst die Männer der Stadt Rungholt, die jetzt — das Vineta der Nordsee — versunken auf dem Grunde des Meeres liegt, ein ‚Trotz nu, blanke Hans!' in den Sturm hinausgerufen haben.

Wie sehr das Meer es ihm angetan hatte; wie tief sein geheimnisvoller, mit leisem Grauen gemischter Reiz auf ihn wirkte, wie nachhaltig die düstern Geschichten, die unter den einfachen Leuten jener Gegend umliefen, seine Phantasie befruchteten, das zeigt deutlicher als irgendeine seiner früheren

Novellen seine letzte wundervolle Schöpfung ‚Der Schimmelreiter'.

Frisch und erquickend, wie alle diese aus der Jugend mitgenommenen Eindrücke der eigenartigen Natur seiner Heimat, ist ihm die Erinnerung an die Menschen geblieben, die seine Wiege umstanden, seine Kindheit und Knabenjahre behütet haben. Neben die stilleren Wirkungen der Natur treten vernehmlicher die der Familie und des Hauses.

Väterlicherseits verfolgt der Dichter seine Familie auf den Urgroßvater zurück, von dem man ihm erzählte, er sei ein Pole gewesen, der wegen eines Duells die Heimat verlassen habe. Einmal, so berichtete man dem Knaben weiter, habe er Besuch von zwei polnischen Offizieren gehabt, die sich durch ungeheures Saufen ausgezeichnet hätten; das seien seine Brüder gewesen. Auch von seiner Vorliebe für gebratene Froschschenkel hörte er mit geheimem Schaudern. In dem Kirchdorfe Holm war der Urgroßvater Pastor geworden, nachdem er sich, wie man sagte, mittels Examens das Heimatsrecht erworben. Seine Tochter ward die Frau des Müllers Hans Storm in Westermühlen und die Mutter des Vaters unsres Dichters. Als einen kleinen, schmächtigen Mann, von heftigem, leidenschaftlichem Temperament, aber auch von tiefer Gemütsinnigkeit, die er immer unterdrückte, um sich von ihr nicht übermannen zu lassen, schildert unser Dichter den Vater in einem Briefe an Emil Kuh. Als charakteristischen Zug erzählt er ebenda, daß jener in den letzten neun Jahren seines Lebens, als er nur vier Häuser weit von ihm selbst und etwas weiter von dem jüngsten Sohn Emil, einem tüchtigen Arzte, wohnte, nicht öfter als zweimal bei jedem von ihnen gewesen sei; er fürchtete von seinem Gefühl überwältigt zu werden, wenn er das Heim seiner Kinder beträte. In seiner Stellung als Advokat zeigte er (nach derselben Quelle) überall einen klaren

Blick in die Verhältnisse des Lebens. Eine unantastbare Ehrenhaftigkeit kam hinzu, um den ‚olen Storm' zu einer weit und breit geachteten Persönlichkeit zu machen und ihm bei ausgedehnter Praxis das Vertrauen des ganzen Landes sein Leben lang zu sichern. — Mörike, welchen der Dichter zusammen mit seinen Eltern im Jahre 1855 in Stuttgart besuchte, wollte ‚so was von einem alten Schweizer' an ihm finden, ein Kompliment, welches jener mit den plattdeutschen Worten abwehrte: ‚Ach wat, ick bünn man en Westermöhlner Burjung!' Dem Vater, wie auch der Mutter, ist es vergönnt gewesen, den Sohn bis weit über die Mitte von dessen Leben zu begleiten. Noch im Alter von 84 Jahren besaß jener sein schönes braunes Haar, und so kam er auch in den Sarg. Er starb am 57. Geburtstag des Dichters (1874); der Brief, in dem dieser seinem Freunde Emil Kuh darüber berichtet, gehört zu dem Ergreifendsten, was er je geschrieben hat.

Während dem Vater der Sinn für den Schmuck und die kleinen Freuden des Lebens fehlte, er vielmehr in ewig entsagungsvoller Arbeit die Aufgabe des Mannes erblickte, war das Wesen der Mutter sonnig, heiter, den Eindrücken der Natur und der Kunst offen. Ihre Augen erklärte ein Jugendbekannter Storms für die schönsten, die er je gesehen habe. ‚So etwas Klares, Leuchtendes, Liebe erweckendes' fand Mörike an ihr. Dennoch war es nicht die Sitte des Hauses, ihr mit stürmischer Zärtlichkeit zu nahen. Der Dichter konnte sich nicht entsinnen, jemals von ihr — oder gar von seinem Vater — umarmt oder geküßt worden zu sein. Sie stammte aus einem alten Husumer Patriziergeschlecht, der jetzt ausgestorbenen Familie Woldsen, nach der sich der Dichter anfänglich noch ‚Woldsen-Storm' zu nennen pflegte. Ihre Vorfahren waren Kaufherren und Senatoren, Bürgermeister oder Syndici von Husum gewesen. Angesehene und wohldenkende Männer, die

im Laufe der Zeit ihre Kraft und ihr Vermögen auf mannigfache Weise ihren Mitbürgern zugute kommen ließen, waren sie wurzelfest in der Heimat geworden. ‚Noch in meiner Knabenzeit‘, erzählt Storm, ‚gab es unter den tüchtigeren Handwerkern fast keine Familie, wo nicht von den Voreltern oder Eltern eines in den Diensten der Unseren gestanden hätte; sei es auf den Schiffen oder in den Fabriken oder auch im Hause selbst. Es waren das Verhältnisse des gegenseitigen Vertrauens; jeder rühmte sich des andern und suchte sich des andern wert zu zeigen; wie ein Erbe ließen es die Eltern ihren Kindern; sie kannten sich alle, über Geburt und Tod hinaus, denn sie kannten Art und Geschlecht der Jungen, die geboren wurden, und der Alten, die vor ihnen dagewesen waren.‘

Während die väterlichen Großeltern und der mütterliche Großvater mit seinen milden Augen und seinem regen Familiensinn schon im dritten und vierten Jahre seiner Kindheit starben, war die mütterliche Großmutter eine der wichtigsten Personen von des Dichters Jugend; mit ihrem gütigen, bescheidenen, immer frohen Wesen hat sie dem Knaben tausend glückliche Stunden gebracht.

Auch die Mutter dieser Großmutter, die Senatorin Feddersen, lebte noch bis in sein dreizehntes Jahr, eine edle, feine Frau, deren schattenhaft-ehrwürdige Gestalt ihm eine feste Erinnerung blieb. Sie besaß einen Garten, nicht unmittelbar bei ihrem Hause, sondern ein paar Gassen entfernt gelegen. Um so einsamer war er. Ein auf Ständern ruhendes, mit einem Umgang versehenes, über das unten belegene Vorland der vorüberfließenden ‚Au‘ hinausgebautes kleines Lusthaus war darin; gerade davor duftete ein mächtiger Geißblattstrauch. Hier fand der Knabe eine willkommene Stätte für seine Träumereien. Wieder ein Stück Erinnerung, das ihn durch das Leben begleitet, ist dieser urgroßmütterliche

Garten der Vergangenheit. In seine Dichtungen spielt er oft hinein:

> Muskat-Hyazinthen —
> Ihr blühtet einst in Urgroßmutters Garten;
> Das war ein Platz, weltfern, weit, weit dahinten!

In das geräumige Haus der Großmutter, an dessen Gartenseite ein mächtiger, fast das Dach mit seiner Krone bedeckender Ahornbaum und eine mächtige Silberpappel stand, siedelten die Eltern später über. Einst hatte es der Urgroßvater für seinen Sohn, während dieser zu seiner kaufmännischen Ausbildung die Handelsstädte Frankreichs besuchte, bereiten lassen. Anders als die alten finstern Giebelhäuser der Stadt kehrte es der Straße eine breite Fassade zu. Kein düsterer ‚Pesel‘, keine entlegenen Kammern befanden sich darin; die Fenster gingen entweder auf die helle Straße oder nach hinten hinaus ins Grüne. Hart daran lag das Packhaus mit Fahrpforte und Eingangstür. Über den Hof ging es ein Steintreppchen hinauf in den Garten, wo zwischen gefälligen Partien im Jasmingesträuche das in Holz geschnitzte Bildnis einer Flora stand. Eine weitere Treppe, deren Geländer auf buntfarbigen Stäben ruhte, führte in den Obergarten. Hier waren noch die steifen, gradlinigen Rabatten, der breite Steig dazwischen mit weißen Muscheln ausgestreut, am Ende desselben eine Lindenlaube; perennierende Gewächse mit zarten blauen oder weißen Blumen und leuchtend gelben Staubfäden, andre mit feinen rötlichen Quästchen oder mit Blumen, wie aus durchsichtigem Papier geschnitten, dergleichen man nur noch in alten Gärten findet, daneben gelbe und blutrote Nelken blühten hier zu beiden Seiten und verhauchten ihren süßen Sommerduft.

Wie der Garten in die Vergangenheit zurückwies, so war auch das Haus ein altes, ein Familienhaus geworden:

In allen Winkeln und auf allen Dielen lagen die Schatten vergangener Dinge; von allen, die einst darin lebten und starben, war eine Spur zurückgeblieben; uns, die wir ihres Blutes waren, trat sie überall entgegen und gab uns das Gefühl des Zusammenhanges mit einer großen Sippschaft; denn auch die Toten gehörten mit dazu. Ja, einige von uns wollten wissen, daß das Leben jener noch nicht ganz vorüber sei, daß es zuweilen in Nächten oder in einsamer Mittagsstunde sich den Enkeln kund zu geben ringe.

Klänge seiner Lyrik fallen uns ein:

Sie starben; doch sie blieben
Auf Erden wesenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen schloß . . .

Die Brücke ist zerfallen;
Nun mühen sie sich bang
Ein Liebeswort zu lallen,
Das nie hinüber drang.

Er ist treu den Toten geblieben, die in der Familiengruft draußen auf dem Kirchhof ruhten. Auch dahinein hat er uns später blicken lassen:

Ich war hinabgestiegen und stand unten in der Dunkelheit zwischen den Särgen, die neben und über mir auf den eisernen Stangen ruhten; die ganze alte Zeit, eine ernste, schweigsame Gesellschaft. Neben mir war der Totengräber, ein eisgrauer Mann. Aber einst war er jung gewesen und hatte als Kutscher, den schwarzen Pudel zwischen den Knieen, die Rappen meines Großvaters gefahren. — Er stand an einen hohen Sarg gelehnt und ließ wie liebkosend seine Hand über das schwarze Tuch des Deckels gleiten: „Dat is min ole Herr!“ sagte er in seinem Plattdeutsch, „dat weer en gude Mann!“

Den das Haus durchschwebenden Schatten der Vergangenheit ist schon der Knabe nachgegangen, und seiner hellsehenden Phantasie haben sie sichtbare Gestalt gewonnen. Oben auf dem Hausboden mit dem alten Gerümpel und der

Gewürzstube, von deren Fenster man über die Dächer auf die grüne Marsch und darüber hinaus auf die sonnenfunkelnde Reede und die Nachbarinsel sah, wo der Duft getrockneter Hagebutten und Lavendelsträuße die Luft erfüllte, hat er manch einsame Stunde zugebracht. Da stand der Schrank, in dem die Großmutter ihr Sterbehemd aufbewahrte, und der Ohrenlehnstuhl, in dem der Großonkel seinen letzten Seufzer getan. Dort, auf dem ‚Gesundheitspferde' des Großvaters, hat er Spindlersche Romane, unter denen ‚Der Jude' besonders in ihm haften blieb, und Schillersche Dramen, eines hinter dem andern weg, verschlungen. Mit lüsternem Grauen durchstöberte er das in den Schubladen der Schränke eingesargte Spielzeug einer vergangenen Zeit, betrachtete die Perücken und schwarzseidenen Haarbeutel, das Kästchen mit den Fächern der Großmutter und den Bräutigamsmanschetten des Urgroßvaters, und was sonst an vergessenen Raritäten sich dort zusammengefunden hatte. So erfüllte sich seine Seele mit den Vorstellungen einer verschollenen und begrabenen Zeit. Aus dem Raritätenkram der Großeltern und Urgroßeltern, aus ihren vergilbten Liebesbriefen, stieg ihr Duft empor. Der Hauch der Vergänglichkeit mit seinem wehmütigen Zauber wehte ihn an und ließ das Verlangen in ihm aufsteigen, diese alte Zeit in ihrem Glück und ihrem Leid noch einmal zu erwecken und ans Licht der Gegenwart heraufzubeschwören. Hier liegt der Keim für das elegisch und resigniert Rückblickende der Stormschen Poesie.

Die Erzählungen der Großmutter taten ein weiteres, ihm die Vergangenheit zu verlebendigen. Im Kreise der Kinder und Enkel hat er sie selbst später reden lassen. Lauschen auch wir ihren Worten:

Es war noch eine stille, bescheidene Zeit, wir wollten noch nicht alles besser wissen, als die Majestäten und ihre Minister, und wer seine Nase in

die Politik steckte, den hießen wir einen Kannegießer, und war's ein Schuster, so ließ man die Stiefeln bei seinem Nachbar machen. Die Dienstmädchen hießen noch alle Trine und Stine, und jeder trug den Rock nach seinem Stande. Auf meiner Hochzeit wurde nichts von Staatsgeschichten geredet; die Unterhaltung ging ihren ebenen Tritt, und wir waren ebenso vergnügt dabei, als ihr in euren neumodischen Gesellschaften. Bei Tische wurden spaßhafte Rätsel aufgegeben und Leberreime gemacht, beim Dessert wurde gesungen „Gesundheit, Herr Nachbar, das Gläschen ist leer" und alle die andren hübschen Lieder, die nun vergessen sind.

Noch stand das urgroßväterliche Haus, in dem das Großmütterchen ihre fröhliche Jugend verlebt hatte. Mit der Sandsteinvase auf dem spitzen Giebel, mit den blühenden Reseden und der Blume der alten Zeit, der düftereichen Volkameria, am Ausbaufenster, mit dem weiten, durch zwei Stockwerke hinaufreichenden Flur und dem ‚Pesel', dem großen Hintergemach mit steinernem Fußboden, wo die Feste gefeiert und die Toten aufgebahrt wurden, war es ein lebendiges Zeugnis der Vergangenheit. Noch war ein Buch vorhanden: ‚Regeln der vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft, samt eigenhändiger Einschrift derselben Mitgliedere Namen.' Ihm mochte ein phantasiebegabtes Gemüt wohl die Urgroßväterzeit entsteigen sehen, jene Zeit der Silhouetten, der Haarbeutel und der Zopffrisuren mit ihrer würdevollen und doch so liebenswürdigen Steifheit. Deutlich standen die beiden Urgroßväter mütterlicherseits ihm vor Augen: der eine, Senator Feddersen, ein kleiner, behaglicher Mann, zierlich bezopft, im schokoladenfarbenen Rock, die emaillierte Festtagsdose in der Hand; der andre, Senator Friedrich Woldsen, der entschiedenste Charakterkopf unter seinen Vorfahren und der letzte große Kaufherr von Husum, ein harter Mann mit strengen Zügen, aber schönen blauen Augen, der seine Söhne bis in ihr dreißigstes Jahr erzog.

Hat die eigenartige Umgebung, in der der Knabe aufwuchs, in ihm den Keim zu jenem Kultus der Vergangenheit

gelegt, der in so vielen seiner Dichtungen Ausdruck gewinnt, so haben doch auch Gegenwart und Zukunft ihr Recht verlangt. Schon die plattdeutschen Menschen seiner Heimat — natürlich hat auch er das holsteinische Platt gelernt, das in seiner Jugend noch von den Husumer Gymnasiasten unter einander gesprochen wurde — ließen mit ihrer derben Natur keine einseitig idealisierende Träumerei aufkommen. Ein Stubenhocker ist er nicht gewesen, vielmehr bei den Knabenspielen mit den Nachbarjungen oder seinen Schulkameraden der tollsten und waghalsigsten einer, vielleicht sogar der ‚Baas' unter ihnen. Speziell das plattdeutsche Kinderleben mit seinen Sprüchen und Reimen hat er in einer seiner letzten Novellen, in ‚Bötjer Basch' lebensvoll gezeichnet.

Weitere kräftige Anregung ward dem Knaben durch das bewegte, gesellige Leben, das im elterlichen Hause herrschte. Da der alte Storm nach allen Teilen des Landes hin Beziehungen hatte, so kehrten die bedeutendsten Männer der Herzogtümer bei ihm ein, und an Gesellschaften und Festlichkeiten fehlte es nicht. Das Ganze erweckte den Eindruck eines behaglichen, wohlgeordneten, gastlichen Patrizierhauses.

Das schönste Fest des Jahres für den Knaben aber war doch das Weihnachtsfest, das man im engen Familienkreise beging. Die ganze Poesie der Weihnachtsstimmung hat er tief in sich aufgenommen, und immer wieder ist sie ihm im späteren Leben aus dem Dämmer der Jugend aufgestiegen. Wenn der Tannenbaum mit seinem Kerzenschein die Nacht erhellt und ein süß Gedüfte träumerisch die Luft durchschwimmt, wenn Glocken fernher ihn lieblich-heimatlich in märchenstille Herrlichkeit verlocken, da muß er bekennen:

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, staunend muß ich stehn;

Es sinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder ist geschehn.

Wie es beim Weihnachtsfest im elterlichen Hause zuging, hat uns der Dichter später schön in der erinnerungsreichen Novelle ‚Unter dem Tannenbaum' beschrieben. Da sieht er, in der Fremde weilend, es wieder daheim, wie einst in der Kindheit, Weihnacht werden:

Die Messingtürklinken sind womöglich noch blanker als sonst; die große gläserne Flurlampe leuchtet heute noch heller auf die Stuckschnörkel an den sauber geweißten Wänden; ein Kinderstrom um den andern, singend und bettelnd, drängt durch die Haustür; vom Keller herauf aus der geräumigen Küche zieht der Duft des Gebäckes in ihre Nasen, das dort in dem großen kupfernen Kessel über dem Feuer prasselt. — Die Zimmer zu beiden Seiten des Flurs sind erleuchtet; rechts ist die Weihnachtsstube. Während ich vor der Tür stehe, horchend, wie es drinnen in dem Knittergold und in den Tannenzweigen rauscht, kommt von der Hoftreppe herauf der Kutscher, eine Stange mit einem Wachslichtendchen in der Hand. — „Schon anzünden, Thoms?" Er schüttelt schmunzelnd den Kopf und verschwindet in die Weihnachtsstube. — Aber wo bleibt denn Onkel Erich? [Onkel Ingwer Woldsen hieß er im Leben] — — Da kommt es draußen die Treppe hinauf; die Haustür wird aufgerissen. Nein, es ist nur sein Lehrling, der die lange Pfeife des „Herrn Ratsverwandters"*) bringt; ihm nach quillt ein neuer Strom von Kindern; zehn kleine Kehlen auf einmal stimmen an: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!" Und schon ist meine Großmutter mitten zwischen ihnen, die alte geschäftige Frau, den Speisekammerschlüssel am kleinen Finger, einen Teller voll Gebäckes in der Hand! Wie blitzschnell das verschwindet! Auch ich erwische mein Teil davon, und eben kommt auch meine Schwester mit dem Kindermädchen, festlich gekleidet, die langen Zöpfe frisch geflochten. Ich aber halte mich nicht auf; ich springe drei Stufen auf einmal die Treppe nach dem Hof hinab. — Drüben in dem Seitengebäude ist das Arbeitszimmer meines Vaters. Auf die Vordiele dort fällt kein Lichtschein aus dem Türfenster der Schreiberstube; der alte Tausendkünstler ist von meiner Mutter drinnen bei den Weihnachtsgeheimnissen angestellt. Aber ich tappe mich im Dunkeln vorwärts; denn

*) So auch in den „Sämtlichen Werken".

gegenüber in seinem Zimmer höre ich die Schritte meines Vaters. Er arbeitet schon nicht mehr. Ich öffne leise die Tür; wie deutlich sehe ich ihn vor mir, ihn selbst und das große, verräucherte Gemach, in dem der harte Schlag der alten Wanduhr pickt! Mit einer feierlichen Unruhe geht er zwischen den mit Papieren bedeckten Tischen umher, in der einen Hand den Messingleuchter mit der brennenden Kerze, die andre vorgestreckt, als solle jetzt alles Störende fern gehalten werden. Er öffnet die Schublade seines kleinen Stehpults und nimmt die große goldene Tabatière aus der Fischhautkapsel, einst ein Geschenk der Urgroßmutter an ihren Bräutigam, dann nach des Urgroßvaters Tode eine Ehren- und Vertrauensgabe an ihn. Aber er ist noch nicht fertig; aus dem Geldkörbchen werden blanke Silbermünzen für die Dienstboten hervorgesucht, eine Goldmünze für den Schreiber. „Ist Onkel Erich schon da?" fragt er, ohne sich nach mir umzusehen. — „Noch nicht, Vater! Darf ich ihn holen?" — „Das könntest du ja tun." Und fort renne ich durch das Wohnhaus auf die Straße, um die Ecke am Hafen entlang, und während ich drunten aus der Dämmerung das Pfeifen des Windes in den Tauen der Schiffe höre, habe ich das alte Giebelhaus mit dem Vorbau erreicht. Die Tür wird aufgerissen, daß die Klingel weithin durch Flur und Pesel schallt. — Vor dem Ladentisch steht der alte Kommis, der das Detailgeschäft leitet. Er sieht mich etwas grämlich an. „Der Herr ist in seinem Kontor," sagt er trocken; er liebt die wilde naseweise Range nicht. Aber was geht's mich an? — Fort mach' ich hinten zur Hoftür hinaus, über zwei kleine finstere Höfe, dann in ein uraltes seltsames Nebengebäude, in welchem sich das Allerheiligste des Onkels befindet. Ohne Unfall komme ich durch den engen dunkeln Gang und klopfte an eine Tür. — „Herein!" Da sitzt der kleine Herr in dem feinen braunen Tuchrock an seinem mächtigen Arbeitspult; der Schein der Kontorlampe fällt auf seine freundlichen kleinen Augen und auf die mächtige Familiennase, die über den frischgestärkten Vatermördern hinausragt. — „Onkel, ob du nicht kommen wolltest?" sage ich, nachdem ich Atem geschöpft habe. — „Wollen wir uns noch einen Augenblick setzen!" erwidert er, indem seine Feder summierend über das Folium des aufgeschlagenen Hauptbuches hinabgleitet. — Mir wird ganz behaglich zu Sinne; ich werde nicht ein bißchen ungeduldig; aber ich setze mich auch nicht; ich bleibe stehen und besehe mir die Englands- und Westindienfahrer des Onkels, deren Bilder an der Wand hängen. Es dauert auch nicht lange, so wird das Hauptbuch herzhaft zugeklappt, das Schlüsselbund rasselt und: „Sieh so," sagt der Onkel, „fertig wären wir!" Während er sein spanisches Rohr aus der Ecke langt, will ich schon wieder aus der Tür;

aber er hält mich zurück. „Ah, wart doch mal ein wenig! Wir hätten hier wohl noch so etwas mitzunehmen." Und aus einer dunkeln Ecke des Zimmers holt er zwei wohlversiegelte, geheimnisvolle Päckchen. — Ich wußte es wohl, in solchen Päckchen steckte ein Stück leibhaftigen Weihnachtens; denn der Onkel hatte einen Bruder in Hamburg, und er trat nicht mit leeren Händen an den Tannenbaum. So nie gesehenes märchenhaftes Zuckerzeug, wie er mitten in der Bescherung noch mir und meiner Schwester auf unsre Weihnachtsteller zu legen pflegte, ist mir später niemals wieder vorgekommen. — Bald darauf steige ich an der Hand des Onkels die breite Steintreppe zu unserm Hause hinauf. Ein paar Augenblicke verschwindet er mit seinen Päckchen in die Weihnachtsstube; es ist noch nicht angezündet; aber durch die halbgeöffnete und rasch wieder geschlossene Tür glitzert es mir entgegen aus der noch drinnen herrschenden ahnungsvollen Dämmerung. Ich schließe die Augen, denn ich will nichts sehen, und trete in das gegenüberliegende, festlich erleuchtete Zimmer, das ganz von dem Duft der braunen Kuchen und des heute besonders fein gemischten Tees erfüllt ist. Die Hände auf dem Rücken, mit langsamen Schritten geht mein Vater auf und nieder. „Nun, seid ihr da?" fragt er stehen bleibend. — Und schon ist auch Onkel Erich bei uns; mir scheint, die Stube wird noch einmal so hell, da er eintritt. Er grüßt die Großmutter, den Vater; er nimmt meiner Schwester die Tasse ab, die sie ihm auf dem gelblackierten Brettchen präsentiert. „Was meinst du," sagt er, indem er seinen Augen einen bedenklichen Ausdruck zu geben sucht, „es wird wohl heute nicht viel für uns abfallen!" Aber er lacht dabei so tröstlich, daß diese Worte wie eine goldene Verheißung klingen. Dann, während in dem blanken Messingkomfort der Teekessel saust, beginnt er eine seiner kleinen Erzählungen von den Begebenheiten der letzten Tage, seit man sich nicht gesehen. War es nun der Ankauf eines neuen Spazierstocks oder das unglückliche Zerbrechen einer Mundtasse, es floß alles so sanft dahin, daß man ganz davon erquickt wurde. Und wenn er gar eine Pause machte, um das bisher Erzählte im behaglichen Gelächter nachzugenießen, wer hätte da nicht mitgelacht! Mein Vater nimmt vergeblich seine kritische Prise; er muß endlich doch mit einstimmen. Dies harmlose Geplauder — es ist mir das erst später klar geworden — war die Art, wie der tätige Geschäftsmann von der Tagesarbeit ausruhte. Es klingt mir noch lieb in der Erinnerung und mir ist, als verstände das jetzt niemand mehr. — Aber während der Onkel so erzählt, steckt plötzlich meine Mutter, die seit Mittag unsichtbar gewesen ist, den Kopf ins Zimmer. Der Onkel macht ein Kompliment und bricht seine Geschichte ab; die Tür und

die gegenüberliegende Tür werden weit geöffnet. Wir treten zögernd ein; und vor uns, zurückgestrahlt von dem großen Wandspiegel, steht der brennende Baum mit seinen Flittergoldfähnchen, seinen weißen Netzen und goldenen Eiern, die wie Kinderträume in den dunkeln Zweigen hängen. — —

Wie die im elterlichen Hause wachen Erinnerungen den Blick des Knaben so vielfach in die Vergangenheit lenkten und seinem Denken und Empfinden damit von vornherein einen tieferen Hintergrund verliehen, so war auch seine Vaterstadt selbst dazu angetan, seine Phantasie mit den Bildern einer früheren Zeit zu erfüllen. Allerlei Merkwürdiges war in dem alten Husum, dessen Giebelhäuser der große Brand damals noch nicht verzehrt und nach der die Eisenbahn den Arm noch nicht ausgestreckt hatte. Zwar die alte, fast mit der Stadt zugleich entstandene Kirche mit dem hohen, weithin sichtbaren Turm, stand nicht mehr. Schon im Jahre 1807 war sie, angeblich wegen Baufälligkeit, abgebrochen worden; im Volksmund lief damals der Spottvers um:

De Tönninger Thorn is hoch und spitz;
De Husumer Herrn hemm Verstand in de Mütz!

An ihre Stelle war später ein gelbes, häßliches Bauwerk getreten, mit einem Turm wie eine Pfefferbüchse und einem Reimspruch über dem Eingangstor, der einen lebendigen Protest gegen alles Heidentum der Poesie aussprach. Aber erzählen lassen hat sich der Knabe von der alten Kirche und ihrer Bilder- und Altarpracht. Da standen an der Sakristei die plattdeutschen Verse:

Na Christus Gebord föftein Hundert und teyn
Gade to Lave und Marien de Jungfruen reyn
Ist gebuwet das Chor und Sacristeyen
Gott wolle se alle van Sünden freyn
Und möte wesen al eren Lohn
De dat hebben begunt und vordan Hülpe tho dohn.

Das Standbild des Ritters St. Georg im Kampf mit dem Drachen kennen wir aus der Novelle ‚Renate‘. Aus der Hand des berühmten in Husum geborenen Holzschnitzers Hans Brüggemann war die Monstranz und das Altarblatt hervorgegangen. Epitaphien, Gemälde, Predigerbildnisse kamen als weitere Kunstschätze hinzu. Als pietätlos, nüchtern, von allem Segen der Schönheit und der Kunst verlassen klagt Storm die Zeit an, in der man alles das in wahrhaft verruchter Weise verschleudert hatte. Die schöne Kanzel, die kostbare Orgel waren zertrümmert, die Epitaphien und Gemälde, die Leichensteine, unter denen um die Stadt verdiente Männer geruht hatten, zerstört oder verkauft worden; die Monstranz war spurlos verschwunden; das Altarblatt hat der Dichter selbst als Knabe in dem Pesel einer Branntweinschänke stehen sehen, wo es unbeachtet allem Unfug preisgegeben war, bis es schließlich noch in einer Dorfkirche ein Unterkommen fand. So war von dem großen Husumer Meister keine Spur in seiner Vaterstadt zurückgeblieben, und die alte Kirche mit ihrem schwalbenumflogenen Turm konnte nur die Dichtung wieder erstehen lassen.

Aber andre Gebäude aus längst entschwundener Zeit standen noch und zogen die Aufmerksamkeit des Knaben auf sich. Da war der altersschwache, windrissige Schützenhof, in dessen großem, weißgekalktem Saale sich fahrende Komödianten und Taschenspieler sehen zu lassen pflegten. Da war das Hauptbauwerk der Stadt, das ehedem herzogliche Schloß mit dem weiten Rittersaal, dessen Wände dicht mit meist lebensgroßen Bildnissen alter Ritter und Damen des Gottorfischen Hauses behangen waren; später sind sie nach Kopenhagen in das nordische Museum gewandert. Nicht ohne Scheu hat der Knabe die schweigende Gesellschaft betrachtet. So eigen blickten ihn aus blassen Gesichtern mit grellen braunen Augen die Frauen an, in ihren seltsamen roten und feuerfarbenen Roben, mit dem

Papageien auf der Hand oder dem Mops zu ihren Füßen. Unter den Bildern waren auch die beiden, die der Dichter in der Novelle „Im Schloß‘ beschrieben hat: das Kinderbild, auf dem Knaben und Mädchen in steifen brokatenen Gewändern wie die Kegel nebeneinander stehen, und das Bild des Ritters mit dem bösen Gewissen, der erröten muß, wenn man ihn ansieht. Oft hat er sich mit heimlichem Grauen dies Vergnügen gemacht. Neben dem Schloß lag der einst im altfranzösischen Stil angelegte Schloßgarten mit seinen zu dünnen, gespenstischen Alleen ausgewachsenen Hagebuchenhecken, ein Lieblingsaufenthalt nachdenklicher Leute.

Noch ein bemerkenswertes Bauwerk bot die Stadt, dem wir, ebenso wie den genannten, in seinen Dichtungen begegnen. Es ist das im 16. Jahrhundert erbaute ‚Gasthaus‘ oder St. Jürgenstift, dem heiligen Georg gewidmet, dem Heidenbekehrer und Drachenbesieger, der in der ganzen Christenheit den Ruf eines Beschützers der Armen, Kranken und Unterdrückten genoß. Mit der einen Seite streckte es sich an dem St. Jürgenskirchhof entlang, unter dessen mächtigen Linden schon die ersten Reformatoren gepredigt hatten; die andre blickte auf den inneren Hof und ein schmales Gärtchen, aus dem die Pfründnerinnen sich ihre Sträußchen zum sonntäglichen Gottesdienste zu pflücken pflegten. Im Laufe der Jahre mit nicht unbedeutenden Schenkungen ausgestattet, konnte es alten Menschen, die nach der Not des Lebens noch vor der ewigen Ruhe den Frieden suchten, einen behaglichen Aufenthalt gewähren. In der Kapelle des St. Jürgenstiftes wurde seit dem Abbruch der alten Kirche viele Jahre hindurch der allgemeine Gottesdienst gehalten, während in dem alten Festsaal schon seit Jahrhunderten die Vorsteher der Stiftung nach der jährlichen Rechnungsablage ihre Schmäuse zu feiern pflegten.

In einer richtigen kleinen Stadt fehlt es an Gespenstern

nicht. Auch in dem Husum von dazumal, wo Straßenbeleuchtung noch ein frommer Wunsch war, und man beim ungewissen Schein einer kleinen Handlaterne sich abends durch die Gassen fand, trieben sie ihr Wesen: es ‚übte vor‘, es ‚jankte‘ draußen im ‚Austrom‘, im Schloß ward nachts eine kleine braune Frau gesehen. ‚Bulemanns Haus‘ mag sein Vorbild dort gehabt haben, ebenso wie die seltsamen Originale und Sonderlinge, von denen der Dichter zu erzählen weiß: der Amtschirurgus, der Herr Etatsrat, die beiden Kuchenesser Onkel Hahnekamm und der Ratsverwandte Quanzfelder.

Schleswig-Holstein hat einen verhältnismäßig reichen Märchen- und Sagenschatz bis in die neue Zeit bewahrt. Unser Dichter hat in seiner Kindheit ein gut Teil davon in sich aufgenommen. Auch das war für seine dichterische Entwicklung bedeutsam. Wer früh an der Quelle der Volkspoesie gesessen, wird wohl der Romantik einen offenen Sinn entgegenbringen, aber vor ihren Verirrungen behütet bleiben. Auch steht es nicht so, daß erst die Einflüsse der Romantiker in ihm eine Neigung für das Sagen- und Märchenhafte entwickelt haben. Nein, heimische Eindrücke, sehr entschieden auch manche Seiten des heimischen Naturlebens, wirkten von vornherein stark nach dieser Richtung auf sein empfängliches Gemüt. Storm hat die Märchenerzähler seiner Jugend nicht vergessen. Hans Räuber hieß der eine, ein Stadtwaisenkind, der Sohn eines armen Schuhflickers. Seinen Beinamen hatte er sich durch seine ausgezeichneten Leistungen in dem Spiele ‚Räuber und Soldat‘ erworben. Dazu besaß er die Gabe des Geschichtenerzählens. Der Dichter selbst mag darüber berichten:

An den langen Herbstabenden, wo uns für die ausgelassenen Spiele nach der Schulzeit gar bald das Licht ausging, pflegten wir uns auf den Stufen irgend einer Haustreppe zusammen zu finden, und nun hieß es: „Stücken vertellen!“ Und auch hier war wieder Hans der „Baas“; Gott

weiß, woher ihm die seltsamen Geschichten anflogen, mit denen er uns bald vor Grauen zu schütteln, bald das hellste Lachen hervorzurufen wußte. In dieser Jahreszeit des Stückenerzählens wurden insbesondere die Gestalten unsres heimischen Volksglaubens so lebendig in uns, daß wir einmal ganz deutlich den Niß Puk aus einer Dachöffnung von meines Vaters Stallgebäude herausgucken sahen, und, mit Hirschfänger und Blumenstöcken bewaffnet, einen zwar vergeblichen Feldzug über sämtliche Böden gegen den Hauskobold unternahmen. — Je heimlicher wir unsre Märchenbude aufgeschlagen hatten, desto schöner hörten sich die Geschichten an. Mich namentlich trieb diese Vorliebe für versteckte Erzählungsplätzchen zur Entdeckung immer neuer Schlupfwinkel; der beste Fund aber, der mir dabei gelang, war eine große leere Tonne, welche in unsrem sogenannten Packhause unweit der Schreiberstube stand. Diese Tonne war bald das Allerheiligste, das nur von mir und Hans bezogen wurde; hier kauerten wir abends nach der Rechenstunde zusammen, nahmen meine kleine Handlaterne, die wir zuvor mit ausreichenden Lichtendchen versehen hatten, auf den Schoß und schoben ein paar auf der Tonne liegende Bretter wieder über die Öffnung, so daß wir wie im heimlichsten Stübchen uns gegenüber saßen. Wenn dann die Leute abends in die Schreibstube gingen und ein Gemurmel aus der Tonne aufsteigen hörten, auch wohl einzelne Lichtstrahlen daraus hervorschimmern sahen, so konnte der alte Schreiber nicht genug die wunderliche Ursache davon berichten. — Wo aber waren indessen Hans und ich? — Ging es auch sachte aufwärts, so ging es doch endlich hübsch über die Alltagswelt hinweg, daß der Schul- und sonstige Erdenstaub lustig aus den flatternden Gewändern flog. Die alte Gelehrtenschule mit ihren irregulären Verben, der dumpfe Keller mit der häßlichen Lehmdiele, auf der das Bett des Waisenknaben stand — im Nebel der Tiefe lag es unter uns, während wir die reine Luft der Höhe atmeten. — Aber selbst zu uns hinauf drang die Sopranstimme der Magd, die, wenn es Neun vom Turm geschlagen hatte, mich von der Hoftür aus zum Abendessen rief. Plötzlich saßen wir wieder in unsrer engen Tonne; noch einmal dehnten wir uns, daß die Wände knackten, und kletterten dann über den Rand derselben in das Alltagsleben zurück; aber noch lange nachher mußte es uns jeder vom Gesichte ablesen können, daß wir in uns einen Glanz trugen, der nicht von dieser Welt war. — —

Noch mehr aber als Hans Räuber hat den Keim zu der Lust des Fabulierens Lena Wies in ihn gelegt. Die ‚Scheherezade

seiner Jugend' nennt sie der Dichter. Seine „Briefe in die Heimat" zeigen mehrfache Spuren freundlichsten Gedenkens an sie. Ihre schönen braunen Augen in dem guten von Blattern zerrissenen Gesicht gehören mit zu den Sternen, die über seiner Kindheit gestanden haben. Nicht etwa eine romantisch angehauchte Märchentante war Lena Wies, sondern eine derbe plattdeutsche Natur. In dem traulichen, von Levkojenduft und Heimchensang erfüllten Wohnstübchen des Bäckerhauses bei ‚Vader' und ‚Moder' Wies an dem mit Wachstuch überzogenen Teetisch und neben dem eisernen Beilegerofen mit den blankpolierten Messingknöpfen und der Verkündigung Mariä hat er die schönsten Geschichten seines Lebens gehört. Das kleine Gedenkblatt, das er Lena später aus dankbarem Sinn heraus gewidmet hat, sagt es uns und zeigt zugleich, daß diese Geschichten bis zum Schluß seines Lebens anregend auf seine dichterischen Schöpfungen wirkten. Da heißt es z. B.:

Und wie erzählte sie! — Plattdeutsch, in gedämpftem Ton, mit einer andachtsvollen Feierlichkeit; und mochte es nun die Sage vom gespenstischen Schimmelreiter sein, der bei Sturmfluten nachts auf den Deichen gesehen wird, und wenn ein Unglück bevorsteht, mit seiner Mähre sich in den Bruch hinabstürzt, oder mochte es ein eigenes Erlebnis oder eine aus dem Wochenblatt oder sonstwie aufgelesene Geschichte sein, alles erhielt in ihrem Munde sein eigentümliches Gepräge und stieg, wie aus geheimnisvoller Tiefe, leibhaftig vor den Hörern auf. Oftmals griff die alte Mutter in ihr Rad und ließ es stille stehen, oder nickte aus seiner Ecke Johann Wies behaglich blinzelnd herüber; und dazu tickte die Uhr und sangen aus der Ofenwand die Heimchen; mitunter an Herbstabenden — und dann war es am allerschönsten — rauschten auch noch von fern die Lindenbäume, die drüben jenseit der Gasse hinter einer Gartenplanke standen — wie weit dahinter lag dann die ganze Alltagswelt!

Wichtig für den werdenden Menschen pflegen auch die religiösen Eindrücke zu sein. Aber die Bibel, die in der Entwicklung des jungen Goethe ein so bedeutender Faktor ist,

scheint auf Storm nur wenig gewirkt zu haben. Seine Eltern standen überhaupt dem kirchlichen Glauben und der kirchlichen Sitte sehr kühl gegenüber. Er selbst sagt über diesen Punkt:

Von Religion oder Christentum habe ich nie reden hören und ich habe durchaus keinen Glauben von Kindheit her.

Unter den geschilderten Bedingungen, unter diesen Menschen, in dieser Natur ist der Knabe gereift. Eine schöne, Körper und Geist in gleicher Weise bildende Jugend ist ihm vergönnt gewesen. Niemals hat er mit der gemeinen Sorge und Not des Lebens, unter der sein Landsmann Friedrich Hebbel jahrzehntelang darnieder gelegen, zu ringen gehabt. Vielmehr fühlte er den Segen der Heimat leibhaftig auf sich niederströmen. Er empfand sich als Erbe aller der Familienüberlieferungen, die ein langlebiges Geschlecht dem andern übermittelt. Die Güte und Tüchtigkeit seiner Vorfahren, mochten sie selbst auch in der stillen Familiengruft ruhen, lebte noch und war für ihn da und half ihm so kräftig, daß er eine nach Grundsätzen geregelte Erziehung ohne Schaden entbehren konnte. Mit Ehrfurcht legte der Enkel die Hand auf die Angebinde und den Urväterhausrat der alten Zeit, und die Pietät kindlich treuer Erinnerung ward ein Grundzug seines Wesens. Eine weltschmerzlich zerrissene Stimmung ließen das Leben im elterlichen Hause und die ganze Eigenart seiner Heimat nicht aufkommen. Wohl aber machte er sich, gleich Mörikes Nolten, neben dem Bedürfnis einer gewissen ‚steten Temperatur‘, auch das einer ‚heimlich melancholischen Beschränkung, als grauer Folie jener unerklärbar tiefen Herzensfreudigkeit, die aus dem innigen Gefühl unsrer selbst hervorgeht‘, zu eigen.

Wie der Hintergrund der Mundart für seine dichterische Entwickelung, für seine sprachliche Ausbildung wichtig war, so gab ihm die Eigenart der Landschaft, der er entstammte,

mit ihrer stark ausgeprägten konservativen Stammesart, eine feste, in sich selbst sichere, oder doch bald auf eigene Füße sich stellende Individualität mit. Diese Landschaft ist eine Grenzlandschaft des Deutschtums, und gerade der hier sich scharf zuspitzende Gegensatz zum Fremden, zum Dänentum mag den norddeutsch nationalen Zug seines Wesens bestimmt sich haben bilden lassen.

Schmuck- und farblos, ja kalt und nüchtern erscheint Storms Heimat dem oberflächlichen Beschauer. Aber für den, der sie mit poetischem Sinn anblickt, gewinnt sie einen unendlichen Zauber. Wie er es vermocht hat, auf ihrem Boden eine Neu-Romantik erstehen zu lassen, die trotz allem, wodurch sie sich von der alten Romantik unterscheidet, doch in vieler Beziehung als vollendetste Verkörperung der in dieser wirkenden Ideen bezeichnet werden darf, das hat die Darstellung seiner Kindheit erklären sollen, das soll die Darstellung seines ferneren Lebens und seines Dichtens näher begründen und ausführen.

Zweites Buch.

Schule und Universität.

Dunkle Zypressen —
Die Welt ist gar zu lustig,
Es wird doch alles vergessen.

Schleswig-Holstein ist in literarischer Beziehung vom übrigen Deutschland keineswegs so sehr getrennt gewesen, wie in politischer. Vielmehr ist öfter als einmal wichtige poetische Anregung von dort gekommen, und eine Reihe von Dichterindividualitäten hat das Land gestellt, die in der Gesamtentwickelung bleibende Spuren hinterlassen haben.

Sicher haben auch nördlich der Elbe einst wandernde Sänger die germanischen Heldenlieder vorgetragen; später lebte hier der Volksgesang. — Die sprachliche Trennung des Südens und Nordens brachte eine literarische Sonderentwickelung mit sich. Einstweilen steht Niederdeutschland in der Pflege der Poesie zurück. Wenigstens gelangt die Kunstdichtung hier nur zu beschränkter Ausbildung: an der mittelhochdeutschen Blüteperiode nimmt der Norden nicht teil. Allerdings kennen wir Beziehungen nordalbingischer Fürsten zu oberdeutschen Dichtern; Walter von der Vogelweide nennt unter den Endpunkten seiner Wanderungen, neben Seine, Mur und Po, die Trave, und auch der ‚Gregorius‘ des Hartmann von Aue ist nach Lübeck gelangt, wo ihn ein Geistlicher auf Befehl eines lüneburgischen Herzogs in lateinische Verse brachte. Aber das alles sind doch nur vereinzelte Spuren.

In den folgenden Jahrhunderten muß dann eine reiche niederdeutsche Literatur emporgeblüht sein, an der auch Schles-

wig-Holstein Anteil gehabt haben wird, wenn auch nur spärliche Reste noch davon Zeugnis geben.

Das 16. Jahrhundert bereitete durch die Reformation und Luthers Bibelübersetzung die literarische Wiedervereinigung des Nordens mit dem Süden vor. An seinem Ausgange stehen in Schleswig-Holstein zwei Werke, die so ziemlich die Grenze bezeichnen, wo eine aus einer niederdeutschen Gesamtheit hervorgegangene Literatur aufhört und der Anschluß des Nordens an die hochdeutsche Schriftsprache sich vollzieht. Damals schrieb der Pastor Neocorus in dem einsamen Dorfe Büsum am Nordseestrande in plattdeutscher Sprache die Chronik seiner engeren Heimat Ditmarschen, die Geschichte des Stammes der ‚frisken, risken, starken Degen, de ehr Höved in den Wolken dregen'; und damals verfaßte der holsteinische Pfarrer Johannes Stricerius ein niederdeutsches Drama ‚De düdesche Schlömer' (‚Der deutsche Schlemmer'), in dem das wüste Treiben des Adels gebrandmarkt wird.

Mit dem 17. Jahrhundert begann das Niederdeutsche einen fortdauernden Rückzug. Im Jahre 1604 ward in Hamburg der letzte plattdeutsche Rezeß zwischen Rat und Bürgerschaft abgeschlossen; im Jahre 1621 erschien die letzte plattdeutsche Bibelausgabe. Hand in Hand damit geht das Zurücktreten der volkstümlichen Poesie und das Aufkommen einer gelehrten Kunstdichtung.

Schleswig-Holstein macht den allgemeinen Entwickelungsgang der deutschen Literatur im 17. Jahrhundert mit. Sein berühmtester Dichter war in jener Zeit der Pastor Johann Rist zu Wedel an der Elbe. Mit dem von ihm um 1660 zum Zweck der Erhaltung der ‚Würde und Hoheit unserer eigenen allerprächtigsten, wortreichsten und mächtigsten Heldensprache' gestifteten ‚Elbschwanenorden', einem späten Nachhall der sprachgesellschaftlichen Bewegung, hat er wenig Ehre eingelegt.

Sein Zeitalter schätzte ihn besonders als Dichter geistlicher Lieder, deren er mehrere hundert verfaßt hat. Viel Handwerksmäßiges ist darunter, aber auch bleibende Perlen unsrer Kirchenliederdichtung: ‚O Ewigkeit, du Donnerwort‘, ‚Ermuntre dich, mein schwacher Geist‘, ‚Werde munter, mein Gemüte‘. Damals, in einer Zeit des steten Wechsels aller irdischen Verhältnisse haben diese Lieder mit ihrem starken Gottvertrauen viele getröstet. Den modernen Literaturhistoriker interessieren mehr seine Dramen, namentlich wegen ihrer niederdeutschen ‚Zwischenspiele‘. Denn in diesen gibt Rist kulturhistorisch wichtige, realistisch ausgeführte Bauern- und Soldatenszenen, die an die gleichzeitigen Schöpfungen niederländischer Maler, eines Adrian von Ostade, eines Breughel, eines Teniers erinnern. Der allgemeinen Sehnsucht nach Frieden verlieh er in dem 1647 erschienenen opernhaft allegorisch gehaltenen Drama ‚Das friedewünschende Deutschland‘ Ausdruck, dem hernach ‚Das friedejauchzende Deutschland‘ folgte.

Auch mehrere weltliche Lyriker weist Schleswig-Holstein im 17. Jahrhundert auf. Unter ihnen ragen hervor Zacharias Lund mit seinen ‚Allerhand artigen deutschen Gedichten‘ und Jakob Schwieger, ein unsteter, wanderungslustiger Gesell, aber auch einer der frischesten Dichter dieser Zeit. Hinter dem berühmten mecklenburgischen Satiriker Johann Lauremberg, der plattdeutsch und volksmäßig schrieb, muß der holsteinische Vertreter dieser Dichtungsart, Joachim Rachel, zurückstehen; denn nach frischen Anfängen in der heimischen Volkssprache, zu denen er sich von jenem anregen ließ, wandte er sich in der Hauptsache der steifen Opitzischen Richtung zu. Nicht der Geburt nach, aber durch eine lange berufliche und literarische Tätigkeit daselbst gehören Adam Olearius und Daniel Georg Morhof Schleswig-Holstein an. Jener hatte als Bibliothekar auf Schloß Gottorf Muße, seine ‚Persische Reisebeschreibung‘ auszuarbeiten,

die auf dem Gebiete der Reiseliteratur epochemachend war. Dieser verfaßte als Professor der Eloquenz und Poesie an der Universität Kiel seinen ‚Unterricht von der teutschen Sprache und Poesie, deren Ursprung, Fortgang und Lehrsätzen', der als erster Versuch einer Geschichte der deutschen Literatur wichtig ist.

Abseits von dem literarischen Getriebe des 17. Jahrhunderts, noch ganz in der formlosen Manier der vorangegangenen Periode dichtend, steht Frau Anna Ovena Hoyer aus Koldenbüttel im Eiderstedtischen da. Einer mystisch sektirerischen Richtung verfallen, die sich dem starren, orthodoxen Glauben entgegenstellte und in dem geheimnisvollen Bunde der Rosenkreuzer ihre Fäden überallhin zog, hat sie der schleswig-holsteinischen Geistlichkeit viel zu schaffen gemacht. In Husum, wo sie ein eigenes Haus besaß, trieb sie es besonders arg, verkündigte das Nahen des tausendjährigen Reiches und hielt Sondergottesdienst ab. Mildtätig bis zur Verschwendung, verarmte sie schließlich, verließ die Heimat und siedelte nach Schweden über, wo sie einsam gestorben ist. Ihre in zierlichem Duodezbändchen bei Elzevier in Amsterdam erschienenen ‚Geistlichen und weltlichen Poemata' zeigen ein sprödes, aber kräftiges und eigenartiges Talent, einen tatkräftigen, männlichen Sinn, einen eisernen, unbeugsamen Willen. Gegen die orthodoxe Geistlichkeit zieht sie leidenschaftlich und in derbsten Ausdrücken zu Felde; das Schärffste, was sie geschrieben hat, ist das plattdeutsche Pamphlet ‚De Denische Dörp-Pape', in dem in ganz naturalistischer Weise eine Kneiperei zweier Pastoren und ihrer Bauern vorgeführt wird.

Aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts muß Christian Scriver aus Rendsburg genannt werden, neben Spener der bedeutendste Prediger dieser Zeit, als Erbauungsschriftsteller ihn überragend. Auf dem Gebiete der Oper und des Sing-

spiels, die um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts in Hamburg blühten, sind die Schleswig-Holsteiner Joachim Beccau und Johann Philipp Prätorius tätig gewesen. Namentlich des letzteren Stücke ‚Der Hamburger Jahrmarkt' und ‚Die Hamburger Schlachtzeit' sind als Anfänge der niederdeutschen Lokalposse bemerkenswert. Ihnen reiht sich Ludwig Friedrich Hudemann an, der Gottsched gegenüber für die Oper eintrat, aber von ihm bekehrt ward und sich später der religiösen Dichtung im Stile Klopstocks zuwandte.

Im 18. Jahrhundert hat Schleswig-Holstein vielfach die Beziehungen Dänemarks zur deutschen Literatur vermittelt. In Kopenhagen nahm man regen Anteil an dieser. Schon Johann Elias Schlegel, der Vorläufer Lessings, der dort sein der dänisch-schleswig-holsteinischen Geschichte entnommenes Drama ‚Canut' schrieb, hatte den Boden dafür bereitet. Dann versammelte der Staatsminister Graf Bernstorff eine förmliche deutsche Kolonie um sich. Auch Klopstock kam durch ihn nach Kopenhagen und wurde bald der Mittelpunkt eines nordischen Dichterkreises. Mit ihm zusammen gab Johann Andreas Cramer, sein alter Freund von Leipzig (er stammte aus dem Erzgebirge) und den ‚Bremer Beiträgen' her, den ‚Nordischen Aufseher' heraus. Dann ward er Professor der Theologie in Kiel. Als geistlicher Lieder- und Odendichter gehört er zu den Poeten, die sich als Lohn ‚eine goldne, heilige Schale voll Christentränen' ersingen wollen. Aber allzu lehrhaft-rhetorisch angehaucht, zeigt er sich unvermögend, eine Empfindung rein und unmittelbar auszusprechen. Dem Kopenhagener Kreise gehörte auch der originelle, in Augenblicken des Affekts zu plattdeutschen Kraftworten greifende Schleswig-Holsteiner Schönborn an, von dem Claudius an Herder schreibt: ‚Schönborn, der ein Gesicht wie Eichenrinde und ein Herz wie Blumenduft hat und anbei ein Gemüt wie Newton und Cartesius'.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts kommt von Schleswig eine wichtige Anregung für die deutsche Literatur. An die Stelle des ‚Nordischen Aufsehers‘ setzte Heinrich Wilhelm von Gerstenberg aus Tondern als neues Organ des dänisch-schleswig-holsteinischen Schriftstellerkreises die ‚Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur‘, gewöhnlich nach dem Verlagsort als ‚Schleswiger Literaturbriefe‘ bezeichnet. Unter den damaligen kritischen Zeitschriften nahmen sie eine hervorragende Stellung ein. Sie halfen die Ideen der Sturm- und Drangperiode fixieren und verbreiten, verfochten die Anschauung von der dichterischen Individualität und vom Genie, wollten die Lyrik auf tiefe, erlebte Empfindung gestellt wissen und wiesen für das Drama energisch auf Shakespeare hin, bei dem man ‚lebendige Bilder der sittlichen Natur‘ fände. Gerstenberg selbst hat sich in den verschiedensten Tonarten der Poesie versucht. Als dänischer Offizier dichtete er, Gleim nachahmend, die ‚Kriegslieder eines dänischen Grenadiers‘; in seinen ‚Tändeleien‘ ist er Anakreontiker; der griechischen Mythologie entnimmt er den Stoff für seine ‚Ariadne auf Naxos‘; mit seinem Gedicht ‚Der Skalde‘ gibt er den verhängnisvollen Anstoß zur Aufnahme der nordischen Mythologie in die deutsche Dichtung; unter Shakespeares Einwirkung ist sein Trauerspiel ‚Ugolino‘ entstanden, das mit dem Realismus auf der Bühne Ernst macht.

Was im 17. Jahrhundert Olearius für Schleswig-Holstein gewesen war, das ist im 18. Karsten Niebuhr. Seine Schriften zeichnen sich durch Schlichtheit und Geradheit des Stils aus; sein Sohn, der berühmte Historiker Barthold Georg Niebuhr, hat von ihm gelernt. In seinen späteren Jahren lebte Karsten Niebuhr als Landschreiber in Meldorf, behaglich-vertrauten Verkehr mit dem Dichter und Landvogt Heinrich Christian Boie in dessen gastlichem Dichterheim pflegend. Dieser war ein hervorragendes Mitglied des Hainbundes und griff zwar kaum

durch selbständige Schöpfungen, wohl aber durch Begründung des ‚Deutschen Musenalmanachs‘ und durch die Redaktion des ‚Deutschen Museums‘ in die literarische Entwickelung ein. In enger Beziehung zum Hainbund stand auch Boies nachheriger Schwager, der Mecklenburger Johann Heinrich Voß. Als Rektor der Schule in Eutin, unter dem Eindruck der ihn dort umgebenden Natur, hat er seine ‚Luise‘ gedichtet. In Eutin lebte eine Zeitlang auch sein Freund, der emanzipierte Hainbündler und Tyrannenhasser Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, der ihm hernach durch seinen Übertritt zur katholischen Kirche so großes Leid bereitete. Noch heute bewahrt die anmutige Stadt die Erinnerung an die beiden; lassen wir darüber Emanuel Geibel das Wort:

Die lange Straße geht's hinab; zur Rechten bleibt
Der Sitz der Stolbergs, stattlich, wie der Adel baut
Mit Steingesims und Wappenschildern ausgeziert.
Doch nah dem Tor, im Lindenschatten, winkt mir dort
Am Bug der Gasse still zu stehn ein ander Haus,
Bescheidnen Anseh'ns, aber gern von mir gegrüßt:
Das Haus, in dessen seebespültem Garten einst
Am Sommerabend, voll idyllischer Heiterkeit
Aus irdner Pfeife Wölkchen dampfend, Heinrich Voß
Im Schlafrock zwischen Fliederbüschen wandelte.
Sei mir gepriesen, Alter, der den Knaben du,
Ein treuer Dolmetsch, in die sonnige Fabelwelt
Der Griechen führtest, wenn sich auch ihr Goldgeweb'
Ein wenig unter deiner Hand vergröberte,
Und oft zu schwer Joniens flüssige Weise dir
Von niederdeutscher Lippe quoll. Luisens auch
Gedenk' ich gern, um deren ländlich Angesicht
Voll derber Frische manch homerisch Lächeln spielt.

Ein rechtes Kind des schleswig-holsteinischen Landes ist der Wandsbeker Bote, Matthias Claudius, dieser ‚Knabe der Unschuld, voll Mondlicht und Lilienduft der Unsterblichkeit in

seiner Seele'. In unmittelbarstem Anschmiegen an die Natur seiner Heimat hat er sich entwickelt und aus ihrem Geiste heraus den Ton seines Abendliedes gefunden:

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

In ganz eigener Weise rührt Claudius 'gewisse Silbersaiten des Herzens, die so selten so berührt werden', spricht Empfindungen des inneren Lebens aus, die so noch niemals ausgesprochen worden waren. Von Klassizismus und Hellenismus hält er nichts; auf Mutter Natur trotzt er: 'Ihr roher, abgebroch'ner Schrei trifft tiefer als die feinste Melodei'. Ein Mann aus dem Volke will er sein, ein Dichter und Schriftsteller für das Volk, und aller Unnatur und vornehmen Gespreiztheit hält er als Spiegel den gesunden Menschenverstand des Bürgers und Bauern vor. Schön hat ihm Fritz Stolberg nachgerufen:

Der Bote ging in schlichtem Gewand,
Mit geschältem Stab in der biedern Hand,
Ging forschend wohl auf und forschend wohl ab,
Von der Wiege des Menschen bis an sein Grab.
Er sprach bei den Frommen gar freundlich ein,
Bat freundlich die andern auch fromm zu sein:
Und sah'n sie sein redliches, ernstes Gesicht,
So zürnten auch selbst die Toren ihm nicht.

Auch ein Gegenfüßler der überspannten Sentimentalität und des Geniewesens ist aus Schleswig-Holstein hervorgegangen, Johann Gottwert Müller von Itzehoe, bekannt durch seinen komisch-satirischen Roman 'Siegfried von Lindenberg'.

Zu Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts ist von der Nordsee her ein Ton erklungen, der nicht ungehört verhallte. Auf der Hallig Nordstrandischmoor schrieb, von Himmel und Flut umgeben, der Pastor Johann Christoph Biernatzki unter dem Eindruck der furchtbaren Sturmflut des Jahres 1825 seine Novelle ‚Die Hallig‘, eine in ihrer Art vortreffliche Dichtung, die das an Entsagung und Gefahren reiche Leben der Halligleute mit ihrer zähen Liebe zu der baumlosen Scholle, auf der sie geboren sind, lebendig schildert. Ein Jahrzehnt vorher war in dem Städtchen Wesselburen in Ditmarschen ein Titane der deutschen Dichtung geboren worden: Friedrich Hebbel mit seiner ‚unterm Eise brütenden Phantasie‘, der als seine Lebensaufgabe die ‚Symbolisierung seines Innern‘ betrachtet, der im Prolog zu seinem Lustspiel ‚Der Diamant‘ ausruft:

Ich will, was aus der Tiefe dringt,
Ich will kein illustriertes Wort,
Das heute glänzt und morgen dorrt,
Will Menschen, die wie Fackeln brennen
Und, ohne daß sie's selbst erkennen,
Wie ein erleuchtet Alphabet
Dem sind, der die Natur versteht.
Und dämmernd über den Gestalten
Will ich ein wunderbares Walten,
Drin, wenn auch ganz von fern, der Geist,
Der alte Welten lenkt, sich weist.

Im Vorhergehenden sollte ein Überblick gegeben werden über die bedeutenderen aus Schleswig-Holstein hervorgegangenen oder dort tätig gewordenen Dichter, soweit sie auf die poetische Entwickelung dessen hätten einwirken können, dessen äußerer und innerer Lebensgang uns beschäftigt. Daß freilich Storm in jungen Jahren die literarische Vergangenheit seiner

Heimat auch nur zum Bewußtsein gekommen sei, ist nicht ersichtlich. Wohl aber hat er später zu diesem und jenem von den Genannten Beziehung gewonnen, zu keinem mehr als zu dem alten Claudius, dessen von Naturgefühl getränktes keusches ‚Wiegenlied bei Mondschein zu singen‘ zu seinen Lieblingsgedichten gehörte.

Als Knabe hat er von deutscher Poesie überhaupt nicht viel kennen gelernt. Auf der alten vierklassigen ‚Gelehrtenschule‘ seiner Vaterstadt, mit Rektor, Konrektor, Subrektor und Kollaborator, in die er im Alter von neun Jahren eintrat, ward nur geistige Hausmannskost gereicht:

Wir kannten noch nicht den bunten Krautsalat, der — „Friß Vogel oder stirb!“ — den heutigen armen Jungen aufgetischt wird. Ich habe niemals Kaviar essen können, und — Gott sei Dank! — ich habe ihn auch niemals im Namen der „Gleichmäßigkeit der Bildung“ essen müssen; diese schöne Lehre beglückte noch nicht unsre Jugend; der Fundamentalsatz aller Ökonomie: „Was kostet es dir, und was bringt es dir ein?“ fand damals, freilich harmlos und unbewußt, auch für die Schule noch seine Anwendung.

Freilich kam bei solchen Grundsätzen die deutsche Dichtung gar sehr zu kurz. Sie galt als Luxusartikel und war lediglich dem Privatgeschmack anheimgegeben. An Anregung und bestimmten Hinweisen durch die Lehrer scheint es ganz gefehlt zu haben, und so waren die literarhistorischen Vorstellungen unseres Dichters damals gewiß kraus und wirr genug. Bekennt er doch selbst, daß er noch als Primaner Uhland für einen mittelalterlichen Minnesänger gehalten habe. Neben den Brocken, die den Schülern durch die Hildburghausensche „Miniaturbibliothek der deutschen Klassiker“ mit ihren meist der Zopf- und Puderzeit angehörenden Dichtern zugeführt wurden, lasen sie auch wohl ihren Schiller und ihren Körner, und selbst ein altes Exemplar von Goethes Gedichten lief einmal um. Aber daß es lebende deutsche Dichter gebe, die ganz anders auf ihn

wirken würden, als Bürger und Hölty, davon hatte er keine Ahnung. Von den Romantikern drang damals noch keine Kunde zu ihm, nur daß ihm einmal Ludwig Tiecks Bild auf dem Umschlage eines Schreibbuches begegnete. Nichtsdestoweniger hat er schon auf der Schule Gedichte gemacht und sie sauber in ein dazu angefertigtes Büchlein eingetragen. Aber von eigenartigem Gedankeninhalt ist darin noch nichts zu spüren. Das innere Erlebnis fehlt diesen bald pathetisch-sentimentalen, bald anakreontisch tändelnden Liedern.

Die alte, später niedergerissene Gelehrtenschule, in der unser Dichter die Grundlagen seiner Bildung empfing, hat er selbst in den für die Geschichte seiner Jugend ergiebigen, schon mehrfach in diesem Buche benutzten ‚Zerstreuten Kapiteln' so geschildert:

Äußerst schmucklos waren die alten Räume; höchstens daß hier und da eine aus Strafgeldern zusammengesparte Landkarte an der Wand hing. Wir kannten weder die schönen griechischen Götterbilder noch anderseits jenes cäsarische Wesen, in dem Bilde des jemaligen Herrschers der aufstrebenden Jugend ein drohendes Symbol der Gewalt entgegenzuhalten. Aber jenseits der schmalen Straße in dem Hofe der damaligen Propstei stand derzeit ein mächtiger Kastanienbaum, dessen Zweige zu den Fenstern der Tertia und der danebenliegenden Sekunda hinüberreichten. Wie oft, wenn es draußen Frühling war, flogen meine Gedanken über den Nepos, oder später über den Ovid hinweg und schwärmten drüben mit den Bienen um die weißen rotgesprenkelten Blütenkerzen, die aus den jungen, lichtgrünen Blättern emporgestiegen waren.

Das wichtigste Ereignis im Schulleben war die alljährlich um Michaelis sich wiederholende ‚Redefeierlichkeit' im großen Rathaussaal, der die Honoratioren sowohl wie die kleineren Bürgersleute mit ihren Frauen und Töchtern beiwohnten und bei der die Liebhaberkapelle der Stadt die Pausen mit ihren Walzern und Ekossaisen ausfüllte. Vorher trugen die Primaner in eigener Person die Einladungen von Haus zu Haus,

eine Pflicht, die für die älteren Schüler nicht ohne Reiz war, da die ‚Stellen‘, welche nach einem Maßstabe von Wein und Kuchen in ‚fette‘ und ‚magere‘ zerfielen, von dem Primus streng nach der Anciennität verteilt wurden.

Im Husumer Rathaussaal hat der junge achtzehnjährige Storm Michaelis 1835 mit einem in Jamben abgefaßten Gedicht auf ‚Matathias, den Befreier der Juden‘ von der heimatlichen Schule Abschied genommen.

Dein Stern ging unter; Judas Stern
Erglänzt in neuer Pracht und brennt
An Deiner Gruft die würd'ge Todesfackel:

so schloß dieses verlorengegangene Gedicht seiner Jugendzeit. Damals, im knabenhaften Vollgefühl poetischen Schaffens, hat ihn zum erstenmal die Ahnung überrieselt, daß etwas Besonderes in ihm lebe.*)

Ein Dämpfer auf sein dichterisches Selbstbewußtsein wurde ihm in Lübeck gesetzt, wohin er von seinem Vater geschickt ward, um auf dem dortigen Gymnasium seiner Schulbildung die letzte Feile geben zu lassen. Unter Friedrich Jacob als Direktor und Johannes Classen, die beide auch auf Geibel nachhaltigen Einfluß übten — jener erklärte die lateinischen Klassiker, dieser behandelte die griechischen Dichter und Schriftsteller und gab den deutschen Unterricht — war die Schule zu hoher Blüte gediehen und genoß einen vorzüglichen Ruf. Emanuel Geibel hatte das Gymnasium schon verlassen; doch lernte Storm ihn in den Ferien kennen, und sie machten dann gemeinsame Ausflüge in die abwechselungsreiche Umgegend von Lübeck. Aber Storms dichterische Versuche behandelte der formgewandte, rascher, doch auch weniger tief sich entwickelnde Geibel mit

*) Auch dies nach den „Zerstreuten Kapiteln.“

einer Art ironischer Überlegenheit, die jener in dem Gefühl ungerechter Herabsetzung nie ganz zu verwinden vermochte.

Am meisten hat in dieser Lübecker Zeit ein älterer Schulkamerad, Ferdinand Röse, auf ihn gewirkt, ein merkwürdiger Mensch, einer von denen, die, dichterischer Anlage und literarischer Pläne voll, zu keinem energischen Zusammenraffen ihres Könnens zu gelangen vermögen und deren Spur bald verweht und vergessen ist. Einem Jugendfreunde Geibels, dem Geheimrat Litzmann hat Storm für sein Buch: ‚Emanuel Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern' über seine Stellung zu Röse während der Lübecker Zeit und den Einfluß, den dieser auf ihn übte einen Bericht geliefert; wir gewinnen daraus einen Einblick in diese wichtige Episode seiner geistigen Entwickelung:

Etwa 18 Jahre alt, trat ich nach dem Willen meines Vaters aus der Gelehrtenschule meiner Vaterstadt Husum in die Prima des Lübecker Gymnasiums, wo damals Friedrich Jacob Direktor und Classen erster Lehrer war. Geibel war eben zur Universität abgegangen; hinterließ mir aber seinen nächsten Freund unter den Zurückgebliebenen, Ferdinand Röse, von uns „Wanst", auch wohl „Magister Wanst" genannt. — Seine äußere Erscheinung war nicht eben einnehmend, wenn man nicht die kleinen freundlichen, wie mitredenden Augen dafür nehmen wollte; er machte den Eindruck eines Mannes, der in kränkelnder Kindheit aufgewachsen ist, und hatte nichts Jugendliches. Sein Antlitz war gelblich fahl, sein dürftiges Haar von mattem Dunkelblond. Dazu paßte der lange, etwas abgetragene schwarze Rock mit zwei Reihen Knöpfen, der um die mittelgroße Gestalt schlotterte. — In seinem Wesen, besonders auf seinem Zimmer, wo die Werke alter und neuer Philosophen ihn umgaben, hatte er etwas Feierliches, wie der Meister eines Geheimbundes; er hörte gern, wenn ein andrer zu ihm sprach, aber meist mit einem freundlichen etwas überlegenen Lächeln auf den Lippen; doch konnte dies Wesen auch mitunter von einer etwas forcierten Karnevalslustigkeit abgelöst werden; mir klingt noch das: „hei, hei!" in den Ohren, das er dann wohl ausstieß. — Die Husumer Schule wußte so wenig von neuerer deutscher Literatur, daß mir Uhland, dessen Namen ich einmal gehört hatte, derzeit als ein alter Minnesänger vorschwebte;

hier aber hatten Röse und Geibel, letzterer als L. Horst, schon im Chamissoschen Musenalmanach 1834 ihren Beitrag geliefert; an den alten Fouqué hatten sie Huldigungsgedichte geschickt und. eine Antwort erhalten; Röses Gedicht, das mir von ihm vorgelesen wurde, hieß: „Die Bleichen" (die Toten auf dem Schlachtfelde) und machte einen großen Eindruck. Sie wollten auch später Fouqués gesunkenem Ruhm wieder zu seinem Rechte verhelfen. Der Zurückgebliebene erschien mir von einem Dunst geheimnisvollen Wissens und Könnens umgeben, aus dem ihm nur mitunter in geweihter Stunde beliebte, einen Brocken an Auserwählte mitzuteilen. So munkelte es, daß er ein großes Drama „Ahasver" begonnen habe; aber es verging eine lange Zeit, bis er es endlich aus dem Schranke, worin das Manuskript verschlossen war, hervorholte und mir eine oder einige Szenen daraus vorlas. Ich hatte dabei die Empfindung, als wenn ich einer ganz ausnahmsweisen Gunst gewürdigt wurde. Es gefiel mir sehr und schien mir unter dem Einflusse von Goethes Faust abgefaßt, den ich damals zuerst kennen gelernt hatte. — Zu Röses inneren Schätzen schien mir besonders ein vertrautes Verhältnis zu seiner Vaterstadt, dem alten heiligen Lübeck zu gehören. Wenn er aus der Vergangenheit der alten Hansa-Hauptstadt berichtete, nahm seine Stimme eine Würde an, als ob er Heiliges zu verkünden habe, und der Ausdruck des Gesichtes entsprach dem. — Zu dem alten Lübeck gehörte auch sein Vaterhaus an der Trave, das mir unvergeßlich geblieben ist. Das kleine Zimmer, das ich damals allein besuchte, lag nach der Trave hinaus hinter der Haustreppe; ein Tages- oder Kerzenschimmer, der durch das grüne Vorhängsel des Türfensters schimmerte, zeigte den Besuchenden den Weg. Ich habe es auf das oft mit einer Art Mutwillen oder mit ermunterndem Klang gerufene „herein!" stets mit dem Gefühl betreten, ich komme als ein Jüngerer und Werdender zu einem wesentlich schon Gewordenen, wenn auch freundlich Geneigten. So viel ich mich entsinne, war kein Sofa in dem Stübchen; und doch war es mit seinen breiten Fensterbänken, mit dem alten Hausrat und den allerlei Büchern der behaglichste Raum. Nie werde ich den Spätherbstabend vergessen, an dem er mich in Heines mir noch unbekanntes „Buch der Lieder" einweihte. Aus dem verschlossenen Glasschrank, der den Oberteil einer Schatulle bildete, nahm er das Exemplar auf schlechtem Druckpapier, und während wir am warmen Ofen saßen, und draußen der Wind durch die Schiffstaue sauste, begann er mit gedämpfter Stimme zu lesen: „Am fernen Horizonte", „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier", „Über die Berge steigt schon die Sonne" und so eines nach dem andern: zuletzt: „Wir saßen

am Fischerhause, Und schauten nach der See". Ich war wie verzaubert von diesen stimmungsvollen Liedern; es ward Morgen und es nachtete um mich, und als er endlich, fast heimlich das Buch fortlegend, schloß: „Das Schiff war nicht mehr sichtbar, Es dunkelte gar zu sehr", da war mir, als seien die Tore einer neuen Welt vor mir aufgerissen worden. Gleich am andern Morgen kaufte ich mir — es war der erste Druck noch — das „Buch der Lieder" und zwar auf Velin-Papier. — Röse gehörte zu denen, welchen ich es verdanke, Kritik ertragen zu können und sie an mir selbst zu üben; er schrieb quer über meine Gedichte sein: „Denique sit, quid sit simplex dumtaxat et unum", und sagte mir mehr als einmal: „Du bist geistig tot"; ob letzteres mit Recht, ist mir später zweifelhaft geworden. In der Poesie freilich war es bei mir nur noch ein Flügelprüfen; über meine zuerst 1852 erschienenen Gedichte hat er mir später mit Begeisterung geschrieben, daß er sie morgens und abends lese. — In den Ferien kam Geibel, und wir gingen dann zusammen ins Theater, in den Weinkeller oder machten Ausflüge in die Dörfer. Röse klagte, daß ihm das Talent der schönen Formgebung fehle, das, nach seiner Ansicht, Geibel in vollem Maße besaß; daher er denn auch, wo er in seiner Prosa Lieder bedurfte, seinen Mangel gern aus dessen Reichtum deckte, wie in seinem Märchen „Das Sonnenkind", das im „Pilger durch die Welt" 1845 erschien. Einmal trafen wir Geibel in seinem Zimmer, ein Gedicht niederschreibend; „seht!" sagte Röse und hielt mich an der Tür zurück, und wir warteten ruhig, bis Geibel fertig war und uns begrüßte. — Vor seinem Abgang zur Universität schenkte Röse mir ein Exemplar der Uhlandschen Gedichte, in das er hineinschrieb: „Meinem Konfident, obgleichs ein — ist, zur freundlichen Erinnerung". Der Gedankenstrich sollte „Schuckelmeyer" bedeuten, ein politischer Schimpfname für die Dänen, von denen wir Schleswiger derzeit nicht unterschieden wurden. Die vergriffenen Exemplare jenes „Liederbuchs" und der „Uhland" stehen noch in meinem Bücherschrank.

Durch Röses Kritik ward Storms Streben geweckt, sein dichterisches Können aufgerüttelt. Wenn auch ihm selbst alles, was an Gedichten damals entstanden ist, später ‚wie ein Flügelprüfen, ohne Selbständigkeit, nur hervorgegangen aus dem innern Drange nach künstlerischen Formen und idealer Auffassung des Lebens, nicht aus dem unabweisbaren Drange, ein bestimmtes Innerliches gestaltet auszuprägen', erschien, so lassen

sich doch schon individuellere Töne erkennen, verbunden mit einer gewissen Eigenart des sprachlichen Ausdrucks.

Nur eine Locke von deinem Haar
Gib mir mein Lieb, für die kalte Ferne,
Still wie das ewige Licht der Sterne
Will ich sie bergen immerdar.

so lautet eine Strophe aus einem der Lübecker Gedichte. ‚Dahin!‘ ist das folgende betitelt:

Wie in stille Kammer
Heller Sonnenschein
Schaut in stille Herzen
Mild die Lieb' herein.

Kurz nur weilet die Sonne,
Schatten brechen herein,
Ach, wie so schnell entschwinden
Liebe und Sonnenschein.

Auch eine Lokalsage: ‚Der Bau der Marienkirche zu Lübeck‘ hat er damals (1837) dichterisch bearbeitet; aber von der Redaktion des Chamisso-Schwabschen Musenalmanaches, der er das Gedicht einsandte, ward es nicht angenommen; später ist es in dem noch zu erwähnenden Biernatzkischen Volksbuch erschienen. Die alte Hansestadt mit ihren schönen Bauwerken, ihren hochgiebeligen Häusern, ihren Holzschnitzarbeiten ist ihm auch sonst für Lebenszeit eine liebe Erinnerung gewesen.

Für seine dichterische Entwicklung von größter Bedeutung war es, daß er in Lübeck endlich zur modernen Poesie in nähere Beziehung trat. Hier erst lernte er Goethes ‚Faust‘ kennen, als ein Freund ihn beim Vogelschießen gewonnen hatte. Wie Röse ihn in das Wunderland der Heineschen Lieder einführte, wissen wir schon aus seinem eigenen Bericht. Auch an Uhlands ‚frühlingsklarer' Lyrik erbaute sich sein Jünglingsherz, während dessen Balladen ihn kalt ließen. Bedeutsamer war die sich

weiter anschließende Bekanntschaft mit Eichendorff, seinen Gedichten und seinem Roman ‚Dichter und ihre Gesellen‘. Und Eichendorff, Heines Buch der Lieder, Goethes Faust und Mörike sind dann die Vorbilder geworden, die, vor allem in jüngeren Jahren, am tiefsten und nachhaltigsten auf ihn gewirkt haben.*)

Ostern 1837 bezog Theodor Storm die Landesuniversität Kiel. Ihm war, als ob er damit eine Stufe niedriger träte. Aus der durchgeistigten Atmosphäre, die ihn in Lübeck umgeben hatte, sah er sich plötzlich in ein an Äußerlichkeiten haftendes, Roheiten nicht ausweichendes Treiben versetzt. Der kneipende, paukende Student, wie er ihm bei dem Korps ‚Holsatia‘, zu dem er sich hielt, entgegentrat, konnte seiner feinfühligen Natur nicht zusagen. Er hatte sich den deutschen Studenten anders gedacht: begeistert für alles Schöne, voll idealen Strebens, uneingeengt von kleinen Sorgen, ganz der jugendfrischen Poesie des Lebens hingegeben. Was er fand, stieß ihn ab, zumal er sich seiner ganzen Natur nach den Extravaganzen und Tollheiten, wie sie ein burschikoses Verbindungsleben mit sich bringt, nicht unbefangen genug hinzugeben vermochte. So ist ihm von vornherein der ideale Zug, der trotz allem dem farbentragenden deutschen Studententum zugrunde liegt, vor den affektierten Äußerlichkeiten in den Schatten getreten und fremd geblieben. Auch seine Dichtung trägt die Spuren dieser Eindrücke. Der zweite Teil der Novelle ‚Auf der Universität‘ spielt in Kiel. Nicht bloß die Örtlichkeiten, die breite, am Seestrande, zwischen überall im Grün versteckten Gartenhäusern dahinführende

*) Vertieften Einblick in Storms Lübecker Gymnasialzeit gewährt die mir gerade noch rechtzeitig durch die Güte des Verfassers zugehende, manche feine Einzelbeobachtung enthaltende Arbeit von Friedrich Krüger „Theodor Storm in Lübeck“ (Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte, Bd. 13, S. 361—83).

Ulmenallee — der Düsternbrook —, das einsam oben im Walde versteckte Wirtshaus mit dem Durchblick auf die Föhrde — Sanssouci hieß es, jetzt ist es verschwunden —, auch der ‚Hexensabbat‘ mit seinem wilden Treiben und die unheimlich wüste Gestalt des ‚Raugrafen‘ sind der Wirklichkeit entnommen. Ebenso läßt die ‚Bitternvertilgungskommission‘, die in die Novelle ‚Der Herr Etatsrat‘ hineinspielt, die damaligen Kieler Studenten, deren Lieblingsgetränk der Grog war, nicht von der besten Seite erscheinen.

Storm entbehrte einen gleichgestimmten Freund, der den dichterischen Klang seiner Seele hätte verstehen und erwidern können. Seine damaligen Kameraden waren dazu nicht imstande. Eine schöne Erinnerung aber ist ihm die gemeinschaftlich mit den andern aus Husum stammenden Studenten unternommene Rückfahrt aus den Ferien, die er daheim bei den Eltern verlebte, zur Alma mater geblieben. In eine seiner Novellen hat er sie aufgenommen:

Am Waldesrande, etwa eine Meile hinter unsrer Vaterstadt, sprangen wir alle vom Wagen und schmückten Pferde und Geschirr mit frischem Buchengrün, uns selbst nicht zu vergessen. Der junge Kutscher meines Vaters, „Thomas Knappe" von uns genannt, hatte die Fahrt schon mehrfach mitgemacht; er kannte alle unsre Lieder und sang mit seiner klingenden Tenorstimme frisch dazwischen, als es jetzt wieder in das freie Land hinausging. Ich entsinne mich kaum einer Reise, wo mir die Sonne so ins Herz gelacht hätte; es war aber auch nicht allein die Sonne; zur Seite des rollenden Wagens flogen die hellsten Genien des Lebens, Hoffnung und Jugend, mit ihrer weithin leuchtenden Aureole. — Auf der Hälfte des Weges, in dem großen baumreichen Dorfe, wo man im Vorüberfahren in des Hardesvogts Garten den kleinen Springbrunnen mit der goldenen Kugel spielen sah, vor dem stattlichen Wirtshause, dem der mit dunklen Tannen bestandene Hügel gegenüberlag, wurden die dampfenden Pferde abgeschirrt und den Herren Studenten das helle Staatszimmer zur Mittagstafel eingeräumt. Und bald auch saßen wir alle, Thomas Knappe nicht ausgenommen, um den sauber gedeckten Tisch; glänzende Schinkenschnitte, Eier und Eierkuchen, und was sonst noch in den hochbeladenen Schüsseln aufgetragen

wurde, verschwand mit unglaublicher Geschwindigkeit. Buttermilch wurde nicht getrunken, vielmehr kann nicht verschwiegen werden, daß neben jedem Teller ein tüchtiges Glas Grog seinen erquickenden Dampf versandte, während zur Tafelmusik Finken und Rotschwänze drüben aus den Tannen schlugen.

Keine irgendwie schätzenswerte geistige Anregung hat ihm das erste Studienjahr gebracht. Aber wenn er auch ohne ausgesprochene Neigung Jurist wurde, so schloß er doch mit ruhiger Seele den Kompromiß zwischen Poesie und Jurisprudenz; von einem Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, zwischen Brotstudium und dichterischer Neigung ist bei ihm im Gegensatz zu vielen andern Dichtern keine Rede, wenngleich auch er sich lieber als der Beschäftigung mit dem ‚rätselvollen Kapitel der Korrealobligationen‘ poetischen Versuchen und Träumen hingab und noch nach Jahren mit vielleicht übertriebener Schärfe gegen sich selbst gestand, das Arbeiten habe er erst als Poet gelernt.

Ostern 1838 vertauschte Storm Kiel mit Berlin, wo er die folgenden drei Semester blieb. Auch diese Berliner Zeit warf für seine geistige Entwicklung wenig bleibenden Gewinn ab. In seine Dichtungen ist kaum eine Spur aus ihr übergegangen. Doch hat ihn der häufige Besuch des Theaters angeregt; namentlich Seydelmanns Auftreten versäumte er ungern. Eine schöne Episode war ihm der in die großen Ferien des Jahres 1838 fallende vierwöchige Aufenthalt zusammen mit fünf in Berlin studierenden Landsleuten in Dresden, dessen anmutige landschaftliche Umgebung, dessen Museen, Theater und Oper abwechselungsreiche Genüsse boten.

Im Wintersemester 1839 finden wir ihn wieder in Kiel, nunmehr schon dem Examen näher rückend. Durch den Verkehr mit geistig bedeutenden, Anregung gebenden und empfangenden, für die Poesie lebhaft interessierten Menschen gewann dieser zweite Kieler Aufenthalt einen ganz andern Charakter als der erste.

Vor allem sind hier Storms Landsleute, die aus Garding im Eiderstedtischen stammenden Brüder Mommsen, Theodor und Tycho, zu nennen. Beide, etwas jünger als unser Dichter, waren doch reifer und entwickelter als dieser. Gemeinsame dichterische Neigungen halfen das Band schlingen, und namentlich an Theodor Mommsen, mit dem er zusammen in einem Hause wohnte, hat Storm sich inniger angeschlossen, obwohl jener zu der der Holsatia feindlich gegenüberstehenden burschenschaftlichen Verbindung ‚Albertina' gehörte. In der lebensvollen Schilderung, die die ‚Neuen Fiedellieder' einleitet, finden wir ‚die kleine übermütige und zersetzungslustige Schar', die geneigt war, möglichst wenig gelten zu lassen,*) versammelt, um eine neue Schöpfung des schon erwähnten Ferdinand Röse, der damals noch voll Hoffnung in die Welt blickte, kennen zu lernen:

Es war in der Studienzeit, als in einem jetzt nicht mehr vorhandenen einsamen Wirtshause, oben im Walde an der Ostsee, mein gleichfalls nun längst von der Erde verschwundener Freund Ferdinand Röse, oder wie er von uns und von sich selber gern genannt wurde, der Magister Antonius Wanst mir und den Brüdern Theodor und Tycho Mommsen sein tiefsinniges Märchen „Das Sonnenkind" vorlas, in welchem der Held auf dem abgelegenen Schlosse Grümpelstein von sechzig alten Tanten erzogen wurde, und von Mr. Breeches, nachdem er in der Nasenbrabbelmaschine seinen Spleen ausgeniest hatte, nur noch seine karrierten Beinkleider übrig blieben. — Wir saßen in einem hohen Zimmer, in welches von draußen die Bäume stark hereindunkelten; und von fern aus den Buchenwipfeln hörten wir das Flattern der Waldtauben, als der Verfasser in seiner feierlichen Weise aus dem entrollten Manuskripte anhub: „Hans Fidelbum, der lustige Musikant, ging durch ein Seitental des Böhmerwaldes rüstig vorwärts". — Armer Magister Wanst! Wo sind jetzt deine Märchen? Wo dein großes Drama „Ahasver", aus dem du einst zu Lübeck in deinem altväterlichen Elternhause an der Trave, aber auch nur in weihevoller Stunde, wohl ein einzelnes Blättchen mir zu lesen gabst? Wer kennt die gedruckten Bände deiner „Individualitätsphilosophie", die nach deiner Versicherung ihrem

*) Th. Storm, Meine Erinnerungen an Eduard Mörike (1876).

Jahrhundert vorausgeeilt war, und in welchem Krämerladen sind die nicht gedruckten, zum Teil bei strengem Winterfrost im ungeheizten Zimmer ausgearbeiteten, übrigen Bände zu Düten umgewandelt worden? — Keine deiner Saaten ist aufgegangen, selbst dein Sonnenkind ist in dem „Pilger durch die Welt" pr. 1845 nur verkrüppelt an das Tageslicht getreten. Du bist gestorben, verdorben; nur ich und dein treuester, bis ans Ende hilfreicher Jugendgenosse, Emanuel Geibel, wenn die alten Tage uns besuchen, mögen deiner dann und wann gedenken.

Auch ein Gedicht hat Storm damals dem Jugendfreunde gewidmet, dessen zweite Strophe lautet:

Du Philosoph, Chroniste und Poete,
Und was noch sonst — wohin du immer kannst,
Ich grüß in dir das Liebe, Alte, Stete,
Ich grüße dich, Magister Anton Wanst.

In diese zweite Kieler Zeit fällt das für Storms dichterische Entwicklung bedeutsame Bekanntwerden mit den Gedichten und dem Roman ‚Maler Nolten' des Schwaben Eduard Mörike. Zusammen mit den Brüdern Mommsen, von denen Theodor in einem eigenen Sonett Mörike seine Verehrung gezollt hat, lernte er ihn kennen. Von einem andern seiner damaligen Freunde, dem Juristen Hermann Carstens, erzählt er uns, er habe ihn einmal mit feuchten Augen, unter Heraufbeschwörung seiner vergessenen Notenkenntnis, Agnesens Rosenlied sich auf dem Klavier zusammenfingernd gefunden.

Storm fand in den Dichtungen Mörikes eine Wahlverwandtschaft, wie er sie bisher noch bei niemandem entdeckt hatte. Mit dieser in ‚trautumschränkter Enge, am Quell der Heimatsagen, fern dem Weltgedränge' erwachsenen Muse mußte eine Natur wie die seine, ‚die auch das Leise rührt', tief sympathisieren. Die ‚Andacht zum Unbedeutenden', die Hingebung an das Einfache und Milde, die Vorliebe für das Einsame und Weltfremde, die Zärtlichkeit für alles Abliegende und Vergessene, die mit leichtem Grauen gemischte Freude

am Verschollenen, an allem, was ‚du siècle passé‘ ist, dazu die stille Tiefe, der sanfte Reiz und innige Seelenausdruck der Gestalten — das sind Merkmale der Mörikeschen Dichtung und zugleich bezeichnende Züge in der Poesie Storms. Die Töne klingen bei diesem fort, wenn jener ‚süßer Wehmut unersättigt‘ holde Gespenster der Vergangenheit, die kommen, um lächelnd zu verwirren und halbvergessene Dinge zu sprechen, verlorene Liebe und versunkenes Glück vor sich oder den von ihm erschaffenen Gestalten auftauchen läßt. So in den Zeilen:

Die Wehmut lehnt an deine Schulter sich
Und wiederholt in deine Seele dir,
Wie lieblich alles war, und daß es nun
Damit vorbei auf immer sei! — auf immer!

oder in dem schon erwähnten süß-traurigen Lied Agnesens mit den Anfangszeilen:

Rosenzeit! wie schnell vorbei,
Schnell vorbei,
Bist du doch gegangen!

Storm empfindet mit Mörike, wenn dieser singt:

Im Fenster jenes altverblich'nen Gartensaals,
Die Harfe, die, vom leisen Windhauch angeregt,
Lang ausgezog'ne Töne traurig wechseln läßt
In ungepflegter Spätherbst-Blumen-Einsamkeit,
Ist schön zu hören einen langen Nachmittag,

wenn er es wie ein Flehen um Wiedererweckung und Gestaltung von den Dingen der alten Zeit kommen zu hören glaubt, wenn der Ruf ‚Ach, nur einmal noch im Leben!‘ ihm von der alten, gesträuchüberhangenen, in rostigen Angeln schwer sich drehenden Gartenpforte zu tönen scheint und wenn er fragt: ‚Sprich, woher, Elegische, hast du das Lied?‘ — In der Vorliebe für Sagen und Märchen und für den Volksaberglauben, diesen ‚Grenznachbar der Poesie‘, stimmen Mörike

und Storm gleichfalls zusammen. Ebenso zog den jüngeren Dichter die eigenartige, nicht in verworrene Romantik ausartende, sondern immer gesunden Erdgeruch bewahrende Phantastik des älteren an. Auch der schalkhaft humoristische Zug in Mörikes Dichtung hat auf ihn gewirkt, während ihm das jenem mehrfach anhaftende ‚Schulschmäcklein‘ und das antikisierende Element fernblieben. Worin aber vor allem der norddeutsche Dichter sich als wesensgleich mit dem süddeutschen empfand, das war das Bestreben, die Welt als lieblich befremdendes Geheimnis, als ‚schöne Fabel‘ anzuschauen, ‚aus jedem Fleck der Erde eine Insel zu machen, von der man ungern wieder scheidet‘, und sich die Sehnsucht so ungetrübt und jung als möglich zu bewahren. Schon damals in der Studentenzeit ist in Storm das Verlangen rege geworden, ‚die besonnten Rebhügel, die heimlichen Waldplätze oder stillen Dorfseiten‘ aufzusuchen, denen Mörikes Lyrik entstammt. Aber erst ein Jahrzehnt später war es ihm vergönnt, diesen Jugendwunsch sich erfüllen zu sehen.

Nicht bloß Poesie und literarische Kritik hat er mit den Brüdern Mommsen in Kiel getrieben. Auch in der Kneipe haben die drei zusammengesessen, ‚solide oder nicht, so wie es eben fiel‘. Das Denkmal, das sie dieser Zeit gestiftet haben, ist das ‚Liederbuch dreier Freunde‘. Im Jahr 1843 erschienen, fällt es mit dem Ende der Studienzeit unseres Dichters zusammen und bezeichnet so einen Markstein seiner geistigen Entwicklung. Dem Inhalt desselben haben wir nunmehr näherzutreten.

Frei und keck betreten diese jungen Poeten den deutschen Parnaß:

Es ist uns etwas Übermut im Leben nachgeblieben,
Den haben wir fürs Publikum in Versen aufgeschrieben.

Fürs Handwerk sind sie freilich nicht, noch für die abgemuckten;
Dem jungen Volk zu Liebe ist's, daß wir sie alle druckten.
Fragt ihr in Deutschland nur nicht lang', wo dieser Vers gewachsen!
Die Veilchen sind dieselben ja in Holstein und in Sachsen.*)

Sind sie auch Dilettanten und nicht vom Fach, stehen auch ihre Namen in keinem Musenalmanach und haben sie von keinem Genre die Fabrik ins Große getrieben, sind sie auch bei Cotta nicht gedruckt und keiner Clique zugehörig, dennoch treten sie getrost zum poetischen Wettkampf in die Schranken; braucht doch die frisch schwingende Zeit viele Lieder. Dem Philistertum sind sie abhold: ihre Poesie sucht die Stunde auf, wo die Spießbürger sich zerstreuen. Aber nicht in die Ferne schweifen sie: ihre ganze Kunst ist vielmehr, ‚mit den treuen Gesellen sich am guten Tag zu freuen, zu weinen wiederum mit den Betrübten'. Wohl sollen ihre Lieder noch anders klingen, ‚klingen wie Schwerterklang am Ufer des Skamanders'; doch ist die Zeit dazu noch nicht gekommen. Aber schon spricht zum Dichter (Th. Mommsen) prophezeihend der alte Kaiser im Kyffhäuser:

Die Hähne wittern schon des Morgens Schwingen,
Wo Holsteins alte Buchenwälder zittern,
Und wo auf einmal alle Glocken springen
Und aller Kirchen Fundamente schüttern;
Denn wiederum beginnt die Zeit von vornen.

Zum erstenmal taucht hier die ‚schleswig-holsteinische Sache' auf, die so bedeutsam in das Leben Storms eingreifen sollte. Den schleswig-holsteinischen Landsleuten zumeist legen die drei auch ihre Lieder ans Herz; sie wissen, wohin Strophen wie die eben angeführte deuten.

Das Liederbuch ist in drei Bücher zerlegt, von denen das erste die mannigfachsten Stoffe und Motive vereinigt, das

*) Schlußzeilen aus dem ‚Exodus' (von Th. Mommsen).

zweite wesentlich der Liebeslyrik, das dritte der Gelegenheitsdichtung gewidmet ist. Den Anteil der drei Freunde stellt das Inhaltsverzeichnis fest; doch meint Storm:

Und wie du meine Lieder
In diesem Buch sollst finden?
Folg nur dem roten Faden,
Der wird sie dir verkünden.

Am wenigsten, mit nur vierzehn Gedichten, beteiligt ist Tycho Mommsen. Deutlich bekunden diese Lieder die Verwandtschaft seines durch die Romantik und Heine beeinflußten dichterischen Empfindens mit dem seines Bruders und Storms. Aber er vermag nicht so in die Tiefe zu dringen und den Reiz der poetischen Stimmung zu erzeugen. Märchenhaft-phantastische Motive sucht er auf, das nächtliche Treiben des Elfen- und Nixenvolkes belauschend. Romantische Situationen, wie Storm sie später für seine Novellen so stimmungsvoll verwertet, übernimmt er: der Dichter am offenen Fenster, in die ewigen Sterne blickend, ‚aufgestützet das müde Haupt, die heiße Stirn in die Hände gelegt, saugend in mich den Ambrahauch des zärtlichen Heliotropos‘; der Dichter im blassen Mondlicht einsam durch die Gassen wandelnd, das Bild der Geliebten sich vor die Seele zaubernd, das Herz berauscht von Poesie. An Heines Traumbilder wird man erinnert, wenn eine Gedankenjagd geschildert wird:

Es reiten die bleichen Phantome
Grad her durch die schaurige Nacht,
Und einen vergilbten Zettel
Hat jedes mitgebracht.

Gern läßt er die Jugendzeit, ‚die märchenhaft im Nebeldampfe ruht, wo blätterfrische Lebenskraft durchzitterte das Blut‘, vor sich auftauchen. Mit der Gegenwart hat er nicht viel im Sinn; vergebens hat er gehofft auf

Junges Volk und neue Namen,
Die der Zeit, der flügellahmen,
Brächten einen frischen Hauch,
Die nicht stets im Alten kramen,
Endlich sä'n den neuen Samen.

Auch die Liebe hat ihm nicht Wort gehalten:

Haben auch geplaudert wohl
Heimlich süße Laute,
Was der armen Brust entquoll,
Wenn der Himmel blaute;

Und geliebt im Kämmerlein
Und im Flug geküsset.
Treue, Treue nur allein
Ward allzeit vermisset;

so läßt er denn den Spielmann die alte Melodie geigen: ‚Es ist nichts daraus geworden‘.

Weit individueller prägt sich die dichterische Physiognomie Theodor Mommsens aus, der die meisten Beiträge, einige sechzig, geliefert hat. Er muß damals eine Weile intensiv selbständigem poetischen Schaffen zugewandt gewesen sein. Allerlei Motive wirren in seinem Kopfe. Das All der Dichtung möchte er erfassen:

Ich sänge gern von allem, was
Auf Erden heilig und gemein ist,
Von dem, was groß zugleich und klein ist,
Kurz erst vom Nichts, dann von dem Was,
Erst von dem Ernst, dann von dem Spaß.
Ich möchte, wie die Altgesellen,
Auch einmal auf den Kopf mich stellen.

Hatte Heine gesagt, sein Gehirn sei ein Nest von konfiszierlichen Büchern, so fühlt Theodor Mommsen einen ‚ganzen

Cancionero von Liedern' darin stecken. Aber Bücher und Gelehrsamkeit haben sich zwischen seine poetischen Pläne geschoben; wohl denkt er, wenn der Frühling kommt, der sonnigen Tage, wo er mit den andern frisch die Saiten geschlagen, und alte Träume und Gestalten umwogen ihn:

Allein den Faden hab' ich längst verloren
Und schwerlich knüpf' ich je ihn wieder an.
Und hätt' ich auch dem Publikum geschworen,
Du willst ja doch nur Stücke, großer Pan!

Wenn sie uns täuschte, zürnt man nicht Auroren;
Zürnt nicht dem Dichter, der gar viel begann,
Wenn vor den Folianten und der Prose
Nicht jede Knospe sich erschloß zur Rose!

Auch Theodor Mommsen ist durch Heine und Eichendorff beeinflußt, obwohl er sich damals schon ihrer Einwirkung entzogen zu haben wähnt. Daß dies in bezug auf Heine trotz der Zeilen:

Auch ich war von der Gemeinde
Und trug dein Bandelier;
Einstmals da waren wir Freunde —
Bewahre mich Gott vor dir!

ein Irrtum war, zeigen verschiedene seiner Beiträge klar genug, und so sehr er sich im Gegensatz zu ihm fühlt, so klar erkennt er doch seine tiefgehende Einwirkung auf die deutsche Poesie. Das zeigen schon die Verse:

Noch schleppt die Zeit den Faden nach, zerbrach sie auch dein Wappen;
Heinrich! mir graut's vor dir noch mehr, als selbst vor deinen Knappen.

Merkwürdig ist die Kennzeichnung, die Eichendorffs Dichtung erfährt. Hier scheiden sich Theodor Storm und Theodor Mommsen scharf. Jenem sind die Klänge der Ro-

mantik nie aus dem Ohr gekommen; er webt ihre zerflatternden Fäden weiter und knüpft sie an Leben und Wirklichkeit an. Dieser bricht mehr und mehr mit der Romantik, der er als Jüngling sich ergeben; ihre Töne werden ihm unverständlich und erscheinen ihm nichtig; so kann er von Eichendorff sagen:

Wie sind sie ausgestorben,
Menschen und Lieder so schön,
Gestorben und verdorben,
Seit ich sie genauer besehn!

Ich bin selbst drüber erschrocken,
Wie leer es in diesem Buch;
Wie wenn ausklingen die Glocken,
So klingt es Spruch um Spruch.

Und Lust und Langeweile
Berühren sich zumal,
Und es freut sich am Ende die Eule,
Daß sie keine Nachtigall.

Auch der jüngeren Lyrik, die entweder in der Ferne ihr Heil sucht oder abgestandene romantische Motive immer von Neuem aufwärmt, steht er ablehnend gegenüber:

Arabisch wird die Poesie, arabisch oder tropisch:
Nur hinter seinem Becher Wein verschanzt noch hält sich Kopisch.
Ein echtes Lied verträgt schon was, den Kritikern zum Ärger,
Und besser wird's von Jahr zu Jahr gleich wie Johannisberger;
Doch müßt ihr dann die bunte Welt nicht malen blau im Blauen,
Nicht mischen im Kaleidoskop die Nachtigalln und Pfauen.
O Mondscheinduft und Lindenglanz, um aus der Haut zu fahren!
Wie seid ihr, Dichter und Gesell'n, verblichen mit den Jahren!

Er selbst will sich nicht in der Vergangenheit verlieren; er fühlt, aus der Gegenwart muß der zündende Funke der Dichtung fallen, und das Sausen ihrer mächtigen Flügel soll

man auch in seinen Poesien spüren. Man merkt den Historiker im Hintergrunde, der später auch durch den von ihm übersetzten Carducci den Geist der Geschichte wandeln sieht. Dennoch ist er den einseitig politischen Dichtern abhold, und mahnend ruft er Georg Herwegh zu:

Die Poesie umleuchte die Geschichte
Wie Abendrot die glühende Alpenfirne!
Doch du machst selbst dein Saitenspiel zu nichte,
Seit mit dem Schwerte du darein geschlagen!
Wenn Schwerter klirren, sind es nicht Gedichte.

Indes seiner Polemik gegen die Romantik entspricht nicht so ganz der Dichter, wie er in den einzelnen Liedern uns entgegentritt. Er kann doch die romantische Empfindungsweise noch nicht verleugnen; er singt:

O laßt den Mond nur scheinen,
Scheinen in meine Brust!
O laßt mich immer weinen
Aus übervoller Lust!

Und sogar dem weltschmerzlichen Ton verfällt er, wenn er ausruft:

Zwanzig Jahre sind nicht viel;
Aber tausend lange Wochen
Haben doch im Ernst und Spiel.
Meines Lebens Mut gebrochen.

Daß er aus der Gegenwart und dem ihn umgebenden Leben seine Motive schöpft, wie in dem rhetorisch-langatmigen Gedicht auf den Brand Hamburgs in der Nacht des 8. Mai 1842, läßt sich nicht oft beobachten. Die alten Lieder, Sagen und Märchen haben es ihm angetan.

Folge Du mir zu der vollen,
Ungebahnten Märchenflur!

ruft er der Geliebten zu. Das Reich der Zwerge und Kobolde, der Elfen, Nixen und Irrlichter ist ihm vertraut. Er sieht in der Sankt-Johannesnacht die Geister der alten Germanengötter aus ihren Verstecken hervorlugen; aber Glockenklang und Chorgesang scheucht sie in die Finsternis zurück. Allerlei Volksaberglauben wird dichterisch verwertet: man darf dem Toten nichts Geschriebenes mitgeben, sonst verlangt er den Schreiber nach; die Tote, die man mit offenen Augen begraben hat, drückt den Geliebten nachts als Alp. Daneben aber singt er nach dem Vorbilde Eichendorffs, der also wenigstens mit dieser Seite seiner Poesie noch auf ihn wirkte, mit Storm um die Wette lustige Fiedellieder

An Storms Empfindungs- und Ausdrucksweise erinnert bei ihm überhaupt manches, ohne daß behauptet werden soll, dieser sei der Gebende gewesen. Auch Theodor Mommsen kennt die zwischen Lust und Schmerz schwebende Stimmung; auch bei ihm begegnet die Poesie der tagesmüden Dämmerung:

Schon verrauscht ist Spiel und Scherz
Hab' mich müd' getrieben,
Und es ist das liebe Herz
Einzig wach geblieben.

Blicke lieb- und traumesschwer
Fühl' ich zu mir dringen,
Einen Liebesknoten mehr
Zu den andern schlingen.

Von der Abendsonne beglänzt sieht er sein Heimatstal vor sich liegen und denkt der Jugendzeit. Auch der Student singt seine Lieder: neben dem flotten Burschen, der an voller

Kneiptafel die Tollheit hochleben läßt, erscheint der einsame, von den Freunden verlassene Zecher im Keller.

Zugleich mit der polemischen Tonart bringt Theodor Mommsen ein humoristisch-satirisches Element in das Liederbuch hinein, wie denn auch seine Liebeslieder zum Teil der heitern, mutwilligen Gattung angehören. Die eigene Poesie ironisiert er in dem mit derber sprichwörtlicher Wendung beginnenden Vierzeiler:

Da läuft mir über die Leber eine Laus, Schatz!
Bedenken Sie, mein werter Storm!
Wir kommen in Wolffs poetischen Hausschatz,
Das Unglück wäre doch enorm.

Zu dem Besten, was er beigesteuert hat, gehören die Ritornelle, deren Reihe Storm mit dem diesem Buche als Motto vorgesetzten Zypressen-Ritornell abgeschlossen hat; einige von ihnen mögen hier stehen:

Maienglocken!
Ich seh' euch jetzt verlassen blühn im Garten:
Sonst hieltet ihr euch gern zu braunen Locken.

Grüne Myrte!
Ich liebte viele — andre Blumen wissen's!
Wird er auch dich noch brechen, der Verirrte?

Blaue Winden!
Wie blühtet ihr in meines Vaters Garten!
Wo werd' ich euresgleichen wiederfinden?

Von Thymiane
Ein Sträußlein liegt in meinem Taschenbuche,
Dran ich den Duft der alten Zeiten ahne.

Die „Hamburger literarischen Blätter" brachten eine Besprechung des Liederbuches von Wienbarg, in der Theodor Mommsen in erster Linie berücksichtigt ist, während Storm ganz zurücktritt. Als Stimme jener Zeit mag sie in ihrem wesentlichen Inhalt hier stehen:

Interessant gebildete Physiognomien, die im Wechsel der Züge an die vorzüglichsten Bekanntschaften in der Poesie erinnern, an Brentano, Goethe, Rückert, Uhland, Heine. Die Erinnerung ist meist sehr lebhaft, doch selten unangenehm, weil wirklicher Lebenshauch die angebildete fremde Form beseelt, und diese nicht durch das starre und ungelenke toter Nachahmung peinigt. Am meisten Kunstbewußtsein und Goethebildung verrät der auf dem Titel zuerst genannte Dichter. Sein Persönliches hebt sich durch einen ironischen und humoristischen Anflug noch stärker hervor; er dirigiert das Konzert, spielt Capriccios, streift am meisten an das Geniale, Kecke, Arrogante oder was so klingt, verliert sich am sorglosesten in die Märchendämmerung, stellt sich am sichersten in den Kreis blindekuhspielender Mädchen, geniert sich am wenigsten, ob der Leser die kleinen Anspielungen in seinen Gedichten versteht oder nicht, gibt wirklich das Eigenste, so daß er auch am meisten die Bewunderung erregt, wie ein Dichter in dem Eigensten doch so uneigen erscheinen kann. So passiert es ihm gar, daß er sich in einem Heineschen Vers gegen Heine erklärt und in einem Gedichte an Georg Herwegh herweght. Politisch ist er nicht und will es auch fürs erste nicht sein, das ist ihm vor Herwegh eigen; allein dieser zwingt ihm, wie schon einmal den faulen Geibel, etwas von der Kraft und Herbe seines politischen Liedes auf.

Der dritte im Bunde ist Theodor Storm; auf dem Titel steht sein Name in der Mitte. Ungefähr vierzig Gedichte des Liederbuches rühren von ihm her; davon hat etwa die Hälfte Aufnahme in die gesammelten Gedichte gefunden. Wir wissen, Heine und Eichendorff, dann Mörike haben auf sein lyrisches Empfinden am tiefsten gewirkt. Des letzteren Einfluß macht sich hier noch auffallend wenig geltend. Häufiger vernimmt man Eichendorffsche Töne. Am deutlichsten vielleicht erklingen sie in den beiden Fiedelliedern, die er beigesteuert hat. Doch wirkt namentlich das erste von diesen

‚Musikanten wollen wandern‘ in seiner großen Konzentration auch in hohem Grade Stormisch. Am stärksten aber zeigt sich hier noch der Einfluß Heines, der in Storms reifer Zeit ganz zurücktritt. Man lese nur das romanzenartige Gedicht ‚Ritter und Dame‘ oder gar das ganz im Tone Heines gehaltene Situationsbild „Herbstnachmittag‘:

Halbschläfrig sitz' ich im Lehnstuhl;
Vor der Tür auf dem Treppenstein
Schwatzen die Mädchen und schauen
In den hellen Sonnenschein.

Die Braunen, das sind meine Schwestern,
Die Blond' ist die Liebste mein.
Sie nähen und stricken und sticken,
Als sollte schon Hochzeit sein . . .

Aber schon jetzt ist Storm zu einer gewissen Selbständigkeit in stofflicher wie in sprachlich-formeller Beziehung gelangt. Ein eigener heimatseliger Zug, der bei Eichendorff nur dann und wann neben der romantischen Sehnsucht in die schöne Ferne sich geltend macht, gewinnt bei ihm festere Ausprägung, obgleich Meer und Heide merkwürdigerweise noch gar keine Rolle spielen. In immer engere Bande schlingt ihn die Heimat ein, und schon sieht er sich an eines eigenen Hauses Schwelle gefesselt, indes Liebesfäden sich heimlich von Land zu Land spinnen. Namentlich das Lied von dem am Weihnachtsabend heimkehrenden Sohn bringt dies starke Heimatsgefühl zum Ausdruck.

Auch ein weiterer bezeichnender Zug der Stormschen Dichtung, mit dem ein von der Romantik angesponnener Faden fortgeführt wird und den später Mörikes Einfluß noch verstärken half, tritt schon in diesen Jugendpoesieen hervor: der Kultus

der Vergangenheit, der melancholisch-wehmütige Rückblick auf entschwundene schöne Stunden, die dann wohl in Gegensatz zu der öden Gegenwart treten; wie Jugendeindrücke hierfür bestimmend gewesen sind, ist gezeigt worden:

Liegt eine Zeit zurück in meinem Leben —
Wie die verlass'ne Heimat sieht sie aus —
Wohin im Heimweh die Gedanken streben;
Du kennst sie wohl; auch du warst dort zu Haus.
O folge mir, und laß dich heimatwärts
Durch mein Gedicht zu lieben Stunden bringen,
Die alte Zeit mit neu erregten Schwingen
Noch einmal schlagen an dein friedlich Herz!

Dieser schönen Vergangenheit entsteigen zarte Mädchengesichter, lockenumflogen, mit hellen Augen und roten Lippen, tolle, launische Kinder: ‚Junge Liebe, aus eigenem Herzen geboren, nie besessen, dennoch verloren'. Die Reihe der fremdartigen Mädchengestalten, die uns in Storms Dichtungen begegnen, hebt hier im Liederbuch die schöne Jüdin an: in der verlassenen Marktbude, im Wirbelstaub der Gassen sitzt sie, das schlanke Kind des Juden Abraham, das schwarzgelockte Haupt in die weiße Hand gestützt, ganz vertieft in ‚Das Hohelied'. Und wenn dies Gedicht noch an Heine gemahnt, so spricht ganz Storm selbst aus dem erinnerungsseligen von zartester Stimmung erfüllten Situationsbild: ‚Dämmerstunde':

Im Nebenzimmer saßen ich und du;
Der Abendschimmer fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten sich der Ruh,
Von rotem Licht war deine Stirn beschienen.

Wir schwiegen beid' — ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten schwatzten fort —
Du sahst mich an mit deinen Märchenaugen.

Die Dämmerungsstimmung bringt mit seiner süß betörenden, heimlich dringenden Weise auch ein Lied zum Ausdruck, das er zu einer Henseltschen Etüde geschrieben hat:

Laß ruhn die Hände! — Gib dich mir!
Schon Dämmer webet durchs Gemach;
Nur deiner Augen glänzend Licht
Ist über meinem Haupte wach. . .

Unter den Gestalten, um die die Vergangenheit ihm ein sonniges Licht webt, ist auch das kleine Harfenmädchen, ein süß schwarzäugiges Dirnlein, das er abends im Schloßgarten seines Vaterstädtchens fröhlich geküßt hat. Sieben Jahre sind seitdem vergangen. Wie anders ist die Kleine geworden! Die einst blühenden Wangen sind bleich, die einst kindlich scheuen, leuchtenden Augen blicken keck umher. Und doch kann er den Blick nicht von ihr wenden: ihm ist, als schaue er tief zurück in vergangene Zeiten. Der Keim zu einer Gestalt, wie sie die Novelle „Immensee' in der Zigeunerin bietet, liegt bereits vor; auch an Lenore Beauregard in ‚Auf der Universität' muß man denken. Überhaupt klingen Töne, Stimmungen und Motive, die in den Novellen ausgeführt sind, schon mehrfach vorbedeutend an; keimt doch Storms Novellistik aus der Lyrik hervor. An ‚Immensee' mit seiner Stimmung sehnsüchtiger Erinnerung mahnen die Verse in dem Gedicht ‚Lebwohl!', dessen mittlere Strophe lautet:

Als noch dein Lächeln ging durch meine Stunden,
Da kam's mir oft: „Wach auf! es ist ein Traum!"
Nicht fassen konnt' ich's — jetzo fass' ich's kaum,
Daß ich erwacht, und daß ein Traum verschwunden.
Lebwohl, lebwohl! es ist ein letztes Wort,
Kein teurer Mund wird mir ein andres geben.
Verweht ist Alles, alle Lust ist fort —
„Die kurze Lieb', ach, war das ganze Leben!"

Mit der Romantik teilt Storm die Vorliebe für das Märchen und für Ausmalung märchenhafter Situationen. In blanken Liederringen will er uns von Reim zu Reim ins Land der Märchen schwingen. Nur der Dichter als rechtes Sonntagskind kann in der Sommernacht Titania mit ihren Elfen tanzen sehen, während sie vor dem Philister entflieht. ‚Traumliebchen‘ und ‚Tannkönig‘*) vertreten die Gattung der märchenhaften Lyrik. Traumliebchen legt sich nachts zu dem Schläfer und kost mit ihm, bis der Morgen kommt, wo sie fortzieht ‚schwindend wie Mondesschein, singend auf Traumeswogen schelmische Melodein‘; Tannkönig hält in seinem Walde ein Mädchen gefangen, das in einem efeuumsponnenen Häuschen verzaubert schläft; im Mondschein tritt er zu ihr und weckt sie zum Elfentanz; aber ihr graut, sie will zurück zu Vater und Mutter, und so verfällt sie wieder dem Zauberschlaf.

Der Kreis seiner lyrischen Motive zieht sich noch weiter; auch die mutwillige, in launigen Humor getauchte Liebeslyrik finden wir schon mehrfach sehr glücklich vertreten: die lachende Liebste mit dem Nelkenstrauß am Busenlatz, das den Freier erwartende Töchterlein, die Philosophie des Kusses.

Wenn Storm später in seinen Novellen nach strenger Konzentration des Vortrages strebt und in der Lyrik ein breites Zergehen zu meiden, die Stimmung zusammen zu halten und sie auf den kürzesten und treffendsten Ausdruck zu bringen bemüht ist, so macht sich das schon im Liederbuch geltend. Mehrfach gibt er kleine Stimmungsepigramme, in denen eine Situation aufblitzt oder Liebe und Leid des Dichters flüchtig erhellt wird; ihre Art mag das folgende zeigen:

*) Im ‚Liederbuch‘ heißt dies Gedicht noch ganz allgemein ‚Märchen‘.

Jetzt stehst du und spielst mit dem Herzchen am Hals,
Rücksinnend vergangene Tage;
Aufleuchtend über dein Antlitz geht
Eine heimlich lächelnde Frage.

Aus etwa der gleichen Zeit seien noch zwei ungedruckte Strophen hier angereiht:

Blumenduft vom Nachbarfenster
Weht der Wind zu mir herein,
Und es scheint ein Gruß der Liebe
Aus der Ferne mit zu sein.

Die Julisonne schien auf ihre Locken,
Da sprang sie fort ins Dunkel der Syringen,
Daß rauschend um sie her die Blütenflocken
Sich wie zum Kranz um ihre Schläfe hingen.

In der zweiten zeigt sich schon sehr schön die Kunst des Dichters, weibliche Schönheit in Reiz, in Bewegung zu verwandeln, eine Kunst, die es ihm ermöglicht, Gestalten zu schaffen, die ein fast unerklärlicher Zauber umfremdet.

Storm hat im Liederbuch Töne angeschlagen, die später weiterklingen. Die Grundlagen einer eigenartigen Dichternatur sind da, wenn auch der freie, von Erdenstaub befreite Flügelschlag der Phantasie noch vermißt wird. Nur einige Jahre noch, und wir sehen ihn zu bleibenden lyrischen Schöpfungen gelangen und aus dem Lyriker den Novellisten hervorwachsen.

Ist für Storm die Poesie Lebensaufgabe geworden, so sind die beiden Mommsen ihr nicht treu geblieben. Der jüngere, Tycho, muß über seinen philologischen Arbeiten den Zusammenhang mit den dichterischen Versuchen seiner Jugend ganz verloren haben; er wollte später so wenig davon wissen, daß auf seine Veranlassung der Verleger die noch vorhandenen Exemplare des Liederbuches einstampfen ließ und dies jetzt

eine große bibliographische Seltenheit ist. Auch bei Theodor Mommsen hat das selbständige dichterische Schaffen aufgehört, seit seine großartige wissenschaftliche Tätigkeit begann. Aber nur ein poetisch anschauender, mit dichterischer Phantasie die Lücken der Überlieferung ergänzender Mensch konnte z. B. gewisse Abschnitte der römischen Geschichte schreiben. Nach bestandenem Doktor- und Staatsexamen ward er zunächst Lehrer an einer Mädchenschule in Altona, wo der exakte Forscher, der damit beschäftigt war, das Endergebnis langjähriger Untersuchungen über römisches Wesen zu ziehen, sich oft sonderbar genug vorgekommen sein mag. Mit Storm blieb er trotz seiner Abwendung von der Poesie in Briefwechsel und Verkehr, der namentlich durch die geplante gemeinschaftliche Herausgabe einer schleswig-holsteinischen Sagensammlung veranlaßt ward. Auch später hielt er den brieflichen Zusammenhang mit dem alten Freunde aufrecht. Den ‚Carducci‘ übersandte er ihm mit den Versen:

Zuweilen denkt man aus guten Gründen
Nicht ungern alter Jugendsünden.

Und als 1884 Storm in Berlin gewesen war und die alte Freundschaft in persönlichem Verkehr wieder erneuert hatte, schrieb Mommsen ihm nachträglich: ‚Unsere Wege sind sehr auseinandergegangen, seit wir zusammen Kaffee kochten und Reime fingen; aber ich habe doch das Gefühl gehabt, als Sie hier bei uns waren, daß wir beide jene prähistorische Epoche, oder wie Sie sie nennen, Ihre erste Periode, nicht missen möchten, und daß wir uns doch auch so noch angehören.‘

Mit dem Erscheinen des Liederbuches ging die Studentenzeit unseres Dichters zu Ende. Bald nach bestandenem Examen ließ er sich in seiner Vaterstadt Husum als Advokat nieder; die väterliche Praxis wird ihm den Übergang erleichtert haben.

Drittes Buch.

Advokat in Husum.

Das ist die Drossel, die da schlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die sich hold bezeigen,
Die Geister aus der Erde steigen.
Das Leben fließet wie ein Traum —
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Er: Musik ist alles, alles um mich her!
Tautropfen schlüpfen leis' von Blatt zu Blatt,
Und durch die Gräser streift ein zarter Laut,
Wie Harfensäuseln träumerisch und weich.
Durch jeden Strauch, durch alle Wipfeln rieseln
Ungreifbar leise, halberwachte Stimmen,
Und schwinden hin, und tauchen wieder auf.
In tiefem Zauber sind wir rings befangen,
In Liebesträumen schauert die Natur,
Die Zeit steht still —

Sie: O wie du träumst mein Freund!
Ich fühl' den Nachtwind meine Locken streifen,
Und Rosendüfte schwimmen rasch vorüber;
Die Nachtigall verstummt, die Sterne wandeln,
Der Morgen dämmert — —

Er: O wie schön du bist!
Der Nachttau hängt in deinen braunen Locken,
Dein Auge leuchtet gleich dem Stern der Nacht!
Wie schön du bist! Kaum wag' ich zu erkennen,
Ist es dein Antlitz, das so lieblich schaut,
Ist es die Seele — beide sind so gleich,
Daß eines nur das Spiegelbild des andern.
So bist du ewig!

Sie: Ewig bin ich dein!

Es sind die Schlußverse einer Szene, die Theodor Storm und seine schöne junge Braut bei festlicher Gelegenheit aufgeführt haben. Sein ‚Mühmchen' war es, Konstanze Esmarch

aus der kleinen holsteinischen Stadt Segeberg, die er sich zur Lebensgefährtin erwählte und mit der er im Herbst 1847 die Ehe schloß. Ihr väterlicher Großvater hatte, wie Storm im Juli 1853 an Mörike schreibt, ‚in seiner Jugend zu den stummen Personen des Hainbundes‘ gehört. Nicht bloß von ihrem ‚ambraduftigen klanghaften Mädchennamen‘ war unser Dichter gefangen genommen worden; eine tiefe Wesensähnlichkeit bestand zwischen ihm und der geliebten Frau. Damals mag ihm gewesen sein, wie er in einer seiner Novellen sich ausdrückt, als habe seine Hand in eine volle Rosengirlande gefaßt, an welcher nun in alle Zukunft hinein der Lebensweg entlang gehen müsse. Die Geschichte seiner Verlobung — wie weit Wahrheit und Dichtung zusammengewoben sind, wissen wir allerdings nicht — hat er später in der Novelle ‚Unter dem Tannenbaum‘ anmutig erzählt: die Neujahrsnacht und ein alter Zauberspruch, der den künftigen Gatten soll erscheinen machen, führen die Liebenden zusammen.

Alles stille Glück seiner jungen Liebe und Ehe hat der Dichter damals in seinen Liedern ausgesprochen. Unmittelbar aus der Stimmung heraus, wie alle seine Gedichte, sind sie geboren:

O süßes Nichtstun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Bergs besonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häusergruppe
Den Blick zu senden, bald in ferne Weite!
O süßes Nichtstun, lieblich so gebannt
Zu atmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimatliche Sterne.

Und wenn sich im Herbst beim Fall der gelben Blätter die geliebte Frau fester an den Gatten schmiegt, ruft er ihr zu:

O schaudre nicht! Ob auch unmerklich
Der hellste Sonnenschein verrann —
Es ist der Sommer nur, der scheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

In diese Zeit jungen Eheglückes weist auch ein kleines Gedicht von wundervoller Prägnanz, das Emil Kuh das schönste Sommerlied unserer Lyrik genannt hat:

Klingt im Wind ein Wiegenlied,
Sonne warm herniedersieht,
Seine Ähren senkt das Korn,
Rote Beere schwillt am Dorn,
Schwer von Segen ist die Flur —
Junge Frau, was sinnst du nur?

Ludwig Pietsch, der Frau Konstanze gekannt hat, schildert sie schön in dem eigenen, stillen Zauber ihres Wesens:

Storms Gattin war eine der seltenen und erlesenen weiblichen Naturen, die, an Leib und Seele in idealem Stil geformt, das Gepräge desselben sich mühelos auch in der Berührung mit der Plage und Sorge des gemeinen Tages, mit der Last der häuslichen Pflicht und Arbeit rein und unverwischt durchs Leben zu retten wissen, auch wenn keine äußere Glücksgunst ihnen den Kampf mit dessen Forderungen abnimmt oder erleichtert. Noch in ihren späteren dreißiger Jahren, als Mutter von sechs Kindern, war in ihrer Erscheinung, der reinen breiten Stirn, den großen grauen Augen, dem feinen Munde, der hohen vollen Gestalt und dem herrlichen Klange ihres Alts in Sprache und Gesang, jener Zauber der anscheinend unverlierbaren Jugend, der freien und wahrhaft adeligen Schöne geblieben, über welche die körperlichen Spuren der Jahre, und dessen, was diese an Leid und Mühsal gebracht haben mochten, keine störende Macht üben konnten.

‚Sie war schön‘, sagte einmal der Dichter zu dem Verfasser dieses Buches, als er ihm ihr Lichtbild zeigte; ‚wenn sie ins Zimmer trat, war mir immer, als ob es heller würde‘. In

mancher seiner Novellen glaubten wir Züge von ihr zu erkennen. Namentlich scheint sie, die die Rosen vor allen andern Blumen liebte, in ihrem schönen sichern Wesen und in ihrer keuschen mädchenhaften Liebe uns aus der kleinen Novelle ‚Späte Rosen‘ entgegenzuschweben:

Sie war nicht jung mehr; aber in ihren Bewegungen war noch die Leichtigkeit der Jugend, und ihre ruhig blickenden Augen waren von einer kindlichen Klarheit. Es herrschte zwischen diesen beiden Menschen eine gegenseitige fast bräutliche Rücksichtnahme. Wenn sie zum Frühstück frisch gekleidet in den Saal trat, suchten ihre Augen zuerst nach ihm und taten an die seinen die stille Frage, ob sie ihm so gefalle. Dann verschwand für einen Augenblick die tiefe Falte von seiner Stirn, und er empfing ihre dargereichte Hand, als werde sie erst eben ihm geschenkt. Mitunter, wenn er in seinem Arbeitskabinett am Schreibtische saß, trat sie aus ihrem Wohnzimmer oder aus dem davor liegenden Gartensaal und setzte sich schweigend neben ihn; oder sie war ungesehen hinter seinen Stuhl getreten und legte still die Hand auf seine Schulter, als müsse sie ihn versichern, daß sie in seiner Nähe, daß sie für ihn da sei.

Das Glück der Liebe, das seine Helden so oft entbehren müssen, ist dem Dichter in so vollem Maße zuteil geworden, wie es wenigen Menschen und besonders wenigen Dichtern beschieden ist — auch ein Beweis von der harmonischen Gesundheit seines Wesens. Wenn in seiner Poesie sich dennoch der Zug der Melancholie und Resignation so stark vordrängt, so scheint es, als sei er ‚hervorgegangen aus der Angst des Glücklichen, auch den geliebten, unschätzbaren Besitz dem erbarmungslosen Gesetze alles Irdischen erliegen, im unerbittlich reißenden Strome der entfliehenden Tage hinweggeführt zu sehen‘.

Über die Art und Ausdehnung seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt — diesen Beruf hatte er sich, wie schon gesagt, erwählt — wissen wir wenig. Aber sicher hat er dadurch die verschiedenartigsten Menschen kennen gelernt und in verwickelte Verhältnisse des Lebens Einblick gewonnen. Das ist auch seiner Dichtung

vielfach, namentlich in der späteren Zeit, wo er seine Gestalten kräftiger herausarbeitet, zugute gekommen. Auch Situationen der juristischen Praxis hat er in seine Novellen öfters hineinspielen lassen, oder aus dem in seiner Berufstätigkeit Erlebten direkt seine Erzählung herausgesponnen, wenn auch stets so, daß ihm deren seelischer Gehalt die Hauptsache blieb. Den Dichter am Aktentisch zeigen uns die Verse:

Da hab' ich den ganzen Tag dekretiert;
Und es hatte mich fast wie so manchen verführt,
Ich spürte das kleine dumme Vergnügen,
Was abzumachen, was fertig zu kriegen.

Einer feinfühligen Poetennatur bereitet der juristische Beruf mannigfache Leiden, mag man immerhin den Schutz, den eine praktische Tätigkeit gegen die Gefahren eines rein literarischen Daseins bietet, nicht gering anschlagen. Ähnlich wie einst Tiecks jung gestorbener Freund Wackenroder, der seinerseits die Brücke zwischen Ideal und Leben nicht zu schlagen wußte und sein durch diesen unversöhnten Gegensatz bedingtes Geschick in dem ‚Leben des Tonkünstlers Joseph Berglinger' selbst dargestellt hat, mag auch Storm manches Mal gedacht haben: ‚Welch eine widrige Aussicht, daß ich meinen kalten Verstand brauchen soll, wo Herzen gegen einander stoßen, einen Vorfall, über den ich, wenn ich ihn auf der Bühne dargestellt sähe, von dem innigsten Mitleid durchdrungen, in Tränen zerflösse, einen solchen Vorfall wie eine Variante einer gemeinen Lesart ansehen und überlegen, ausrechnen soll, ob er in dem Zusammenhang paßt oder nicht'. Einen ‚Stoßseufzer' hat er jedenfalls öfters ob der Widerwärtigkeiten seines Berufes getan:

Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
In Jack' und Schurzfell und roch nach Bier,

Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Kapital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
Hat keinen Festtag im ganzen' Jahr.

Aber das passiert auch Leuten, die keine Dichter sind und ernstlich gelitten hat er, wie schon oben angedeutet, unter diesen Dingen nicht. An Emil Kuh schrieb er einmal geradezu:

Mein richterlicher und poetischer Beruf sind meistens in gutem Einvernehmen gewesen; ja ich habe sogar oft als eine Erfrischung empfunden, aus der Welt der Phantasie in die praktische des reinen Verstandes einzukehren und umgekehrt.

Neben dem häuslichen Glück und der Dichtung bot ihm die Musik Erquickung, diese Kunst, von der er einmal sagt, sie löse alles Erdenleid in Wohllaut. Er war ja, wie sich auch in dem entzückenden rhythmischen Wohllaut seiner Gedichte zeigt, eine durch und durch musikalische Natur, und da er auch Dirigentenbegabung hatte, wurde er die Seele eines kleinen von ihm in Husum gegründeten Gesangvereins, mit dem er sich auch an gewichtigere Aufgaben, wie den ‚Paulus‘ und die ‚Walpurgisnacht‘ Mendelssohns wagte. Vor allem aber besaß er die ‚stille Gewalt der Menschenstimme‘ in vollkommenem Maße. Ludwig Pietsch erklärt, er habe wenig Männerstimmen gehört, die so als der klingende, unmittelbare Ausdruck einer poesieerfüllten Seele erschienen und wirkten, wie sein Tenor; und der Verfasser dieses Buches hat ihn noch 1886 mit jugendlich leidenschaftlicher Stimme ein Schumannsches Lied singen hören, dem man mit dem gleichen Entzücken lauschte, wie seinem Vortrage Eichendorffscher Lieder oder der Scheffelschen ‚Dörpertanzweise‘ vom Heini von Steier. In den Abgrund der Schumannschen Lieder ist er am liebsten getaucht; aber auch die Volksweisen suchte er gern auf, mochte es nun das ‚liebe deutsche Lied‘ sein: ‚So viel Stern' am Himmel stehen‘, oder die Melodie: ‚Ich

stand auf hohen Bergen', ‚die so rätselhaft ist, daß man nicht glauben kann, sie sei von Menschen erdacht worden', oder eines der italienischen Volkslieder, ‚in denen die Klage um den Glanz der alten Zeit wie ein ruheloser Geist umgeht'.

In literarischer Beziehung beschäftigte Storm in der ersten Zeit seines Husumer Aufenthaltes vor allem ein bereits erwähntes Unternehmen, die Sammlung und Herausgabe der Sagen und Märchen Schleswig-Holsteins. Schon in Kiel, mit Theodor Mommsen zusammen, hatte er diesen Plan gefaßt. Zunächst traten die beiden Freunde mit einer kleinen Veröffentlichung hervor. Im Jahre 1844 erschien, von Karl Leonhard Biernatzki, der damals Rektor der Schule in Friedrichstadt war, herausgegeben, der erste Jahrgang eines ‚Volksbuches für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg', das, von dem Geist der Pietät gegen die Vergangenheit des Landes und die Art der Vorfahren getragen, manchen bemerkenswerten Beitrag enthält. Unter den Mitarbeitern des ersten Jahrganges begegnen auch die Namen ‚Th. Woldsen-Storm, Advokat in Husum' und ‚Jens Th. Mommsen, Kandidat der Rechte in Altona'. Die beiden bieten plattdeutsche Sprichwörter und Reime in origineller Wahl und Zusammenstellung; den Schluß bildet das berühmte ‚Zur guten Nacht':

Goden Abend, god Nacht!
Mit Rosen bedacht,
Mit Neegelken besteeken,
Krup ünner de Deeken.
Will's Gott willn wi uns morgen wedder spreeken!

Folgenreich waren die Anfänge einer schleswig-holsteinischen Sagensammlung, die ebenfalls dieser erste Jahrgang brachte. Mommsen und Storm gebührt das Verdienst, in ihrer Heimat auf diese Seite des Volkslebens zuerst hingewiesen und den

Sinn dafür geweckt zu haben. In der Hoffnung auf Förderung ihres vaterländischen Unternehmens richten sie an alle, die Sagen zu schätzen und mitzuteilen wissen, die Bitte, zu einem Werke beizutragen, das in der Reihe der Sagenbücher der deutschen Provinzen schon so lange vermißt werde. Mommsens Gedicht ‚Unsre Sagen', das schon im ‚Liederbuch' gestanden hatte, wird beigefügt:

Die Sage kehrt zu euch zurück,
Wie klingeln ihre Glöcklein!
Es gilt der Grafen Rantzau Glück,
Den Niß im grauen Röcklein!

Doch seid ihr worden gar zu alt,
So wird sie euch nicht suchen;
Es ist noch Platz genug im Wald
Unter den alten Buchen.

Die Probe, die sie geben, enthält Sagen von König Abel und der schwarzen Gret, Geschlechtersagen von den Grafen Rantzau und Schack, Sagen von den ‚Unnereeerschen', von im See gesunkenen Glocken und einiges andere. Bemerkenswert ist noch, was zur Charakteristik der heimischen Sagen sowie über die die beiden Sammler leitenden Grundsätze in dem Vorworte gesagt wird:

Die Märenzeit ist vorbei, aber die M ä r c h e n sind noch übrig; wir haben uns entschlossen, diese zu sammeln. Unser Zweck ist weder ein historischer noch ein poetischer; obwohl die Sage die Elemente der Geschichte in sich aufnimmt und Poesie in sich trägt für den, der sie zu finden weiß, ist sie doch selbst weder Geschichte noch Gedicht, sondern ein Erzeugnis des Volkslebens und ein Teil davon. Darum wollen wir sie sammeln; es ist Zeit, die einzelnen Geschichten zu haschen und festzuhalten, die wie die Blätter der Sibylle in unserm Lande hin und her fliegen. Eigentümlich sind sie und doch auch, gerade durch ihren provinziellen Charakter, wieder ganz deutsch. Vornehmlich die unheimliche Nordsee ist es, die tiefe Spuren in

der Sage hinterlassen hat. Wie sich der Nebel fast notwendig auf den weiten flachen Strand senkt, so füllt sich auch die Phantasie diese Strecken unwillkürlich mit Geistern und Gespenstern an, deren Gewalt die unendlichen Räume beherrscht, wo Meer und Land in einander übergeht. Solche Gestalten sind der Geist der Bröddehoogs in der Sylter Sage, der auf dem Grabe seiner Kinder und seiner Schätze sitzt und auf seinen Goldeiern brütet; der Dränger in einer Eiderstedter, der über den Deich gebannt ist, und nun mit übermenschlicher Gewalt wieder hineindrängt, aber nur alle sieben Jahre einen Hahnentritt weiter kommt; der Waterpedder (Wassertreter), ein feuriges Gespenst, das unten am Deiche allen den Weg vertritt von Mitternacht bis Morgenschein und Roß und Reiter zum Tode ermüdet. — Das historische Element scheint in unsern Sagen nicht überwiegend zu sein; doch ist die Königin Margarete — die schwarze Gret genannt — und König Abel der Brudermörder mit seiner wilden Jagd noch in gutem Andenken. Kein geringer Teil unsrer Sammlung wird den alten adligen Geschlechtern angehören; gern knüpfen die Erzählungen sich an ihre Schlösser an; ja diese selbst in ihrer wunderlichen Bauart scheinen kaum durch gewöhnliche Kunst entstanden zu sein ... Vor allem aber sind es die freien Bauern, Schleswig-Holsteins Stolz und Stärke, welche unsre Märchen gemacht haben. Ihre ehrliche Moral ist es, der die Sagen von den Tänzerinnen, die des Tanzens kein Maß wußten, die von der unbrüderlichen Erbteilung, die von der Verachtung des Brotes ihre Entstehung verdanken.

Für die Wiedergabe der Sagen haben sie sich möglichste Schlichtheit zum Gesetz gemacht: die schmuckloseste Darstellung, meinen sie, sei für die Auffassung eines Zweiges des inneren Volkslebens die beste, und die Ansicht, eine Sage werde erst durch novellistische Gestaltung oder gar durch Versifizierung präsentabel, verderbe die Volkssagen, ohne Gedichte zu schaffen, und verstoße gegen die dem Nachlasse unsrer Vorfahren gebührende Pietät. Es ist ein Nachhall dieser Worte, wenn in „Immensee" von Reinhard gesagt wird, ihn habe, als er die Märchen aufgeschrieben, die er Elisabet erzählt, oft die Lust angewandelt, etwas von seinen eigenen Gedanken hineinzudichten, aber immer nicht, unwissend weshalb, habe er dazu gelangen können. Daß Storm neben Märchen und Sage damals auch

das Volkslied studiert hat, bezeugt gleichfalls die Gestalt des Volkslieder sammelnden Reinhard und jenes Gespräch über das Volkslied, in dem die romantische Ansicht von seiner geheimnis-voll-unergründlichen Entstehung vertreten wird:

„Wer hat doch aber die schönen Lieder gemacht?" fragte Elisabet.

„Ei," sagte Erich, „das hört man den Dingern schon an; Schneider-gesellen und Friseure, und derlei lustiges Gesindel."

Reinhard sagte: „Sie werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten."

Und weiterhin:

„Das sind Urtöne, sie schlafen in Waldesgründen; Gott weiß, wer sie gefunden hat."

Gleichzeitig mit Mommsen und Storm hatte Karl Müllen-hoff in Ditmarschen zu sammeln begonnen und stand eben im Begriff, eine schleswig-holsteinische Sagensammlung öffentlich anzuregen, als jene ihm zuvorkamen. Bei gegenseitiger Bereit-willigkeit ward leicht eine Verbindung zu gemeinsamer Tätig-keit geschlossen und eine neue Aufforderung in alle Teile des Landes, wo immer man nur auf Teilnahme rechnen zu dürfen glaubte, versandt. Der Zeitpunkt war glücklich gewählt, und reichliche Mitteilungen flossen ihnen zu. Die Sichtung des ge-sammelten Schatzes fiel dann Müllenhoff allein zu, da Mommsen, der mit königlicher Reiseunterstützung nach Italien ging, und darauf, nicht ohne vorangegangene Spannung mit dem so oft verletzenden Müllenhoff, auch Storm sich von der ferneren Teil-nahme an der begonnenen Arbeit lossagten. In ausgezeichneter Weise hat dann jener das Unternehmen zu Ende geführt; schon im Jahre 1845 konnte das 600 Seiten starke Buch erscheinen:

‚Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg'. Längst ist die erste Auflage vergriffen. Zu einer zweiten, von Müllenhoff vorbereiteten hat sein Tod es nicht kommen lassen*). Auch aus der beabsichtigten ‚Sammlung der Sitten und Gebräuche der Herzogtümer' ist nichts geworden.

Was Storm betrifft, so blieb er einstweilen Mitarbeiter des Volksbuches. Der Jahrgang 1846 brachte von ihm, unter dem später für die größeren Märchen noch einmal verwendeten Titel ‚Geschichten aus der Tonne', drei kleine ‚Stücke aus der Mauskiste': das Märchen von den drei Spinnfrauen — in ‚Immensee' will Reinhard es Elisabet erzählen — mit der sich steigernden Dreigliedrigkeit, wie sie das Volksmärchen liebt, und die döntjenhaften Geschichten von den beiden klatschenden Nachbarinnen, die ‚sick wat to gude dohn', und von den furchtsamen Dieben, die das Gähnen einer alten Frau in die Flucht jagt. Auch ein plattdeutsches ‚Döntje' teilt er mit, das hier stehen mag, um eine Vorstellung von dieser dem niederdeutschen Volksleben eigentümlichen Art der anekdotenhaften Geschichte zu geben:

De eene Naawersch besöcht de anner und seggt: Wat rückt dat hier so schmusig bi Jüm? „Ja," seggt de anner, „wi hem ok slacht." Wat hem Jüm denn slacht? „En Hön!" Gott bewaar uns! wo willn Jüm mit all dat Fleesch hen? „Ja, unser Dochter schall Hochtied geben." Wem schall se denn hem? „De lütje Peter Mortens sin Sön ut Snorhoi." Het he wat tom Besten? „Ja woll: een Ko und een Swien und een stuufsteerte (mit stumpfem Schwanz) Hön und drittehalb Mark int Geld und anderthalv Ael in de Büren" (Ellen Bettzeug). Gott bewaar uns! wat kummt de Deern gut to Brod!

*) 1899 erschien ein anastatischer Neudruck der 1. Auflage, 1901 eine Auswahl für die Jugend.

Es ist dieselbe beschränkt-zufriedene Lebensanschauung, die auch in dem Sprichwort: ‚Ick und du — und du un ick — un Nabersjung — sünd dat nich mal väel?‘ zum Ausdruck kommt.

Was sonst von ihm an dichterischen Beiträgen in Vers und Prosa in diesem und den folgenden Jahrgängen des Volksbuches veröffentlicht wurde, ist fast alles in das kleine Büchlein ‚Sommergeschichten und Lieder‘ übergegangen, mit dem Storm zuerst als für sich dastehende dichterische Individualität vor ein größeres Publikum trat. Biernatzki hatte ihm den Mangel an guter poetischer Prosa geklagt, und so schrieb Storm denn für den Jahrgang 1848 die Skizze ‚Marthe und ihre Uhr‘, für 1849 ‚Im Saal‘, für 1850 ‚Immensee‘. In diesem letzten Jahre erschien in Berlin im Verlage der königlichen Hofbuchhandlung von Alexander Duncker Paul Heyses Buch ‚Jungbrunnen. Neue Märchen von einem fahrenden Schüler‘. Es kam Storm in die Hände; die Ausstattung gefiel ihm; auch das märchenhaft-phantastische Titelbild zog ihn an. So kam er dazu, sich wegen Herausgabe eines seine bisherigen Poesien vereinigenden Büchleins an den gleichen Verlag zu wenden, und im folgenden Jahre (1851) erschienen denn auch schon die ‚Sommer-Geschichten und Lieder‘. Frau Konstanzen, in deren beglückendem Besitz er die Klänge seiner Dichtung gefunden und die ihm die Muse seines poetischen Schaffens gewesen, ist das Büchlein mit seinem sonnigen Titel gewidmet, und an seinem Eingang stehen folgende Zeilen an sie:

Sommergeschichten habe ich auf den Titel geschrieben; um das Wesen dieser Geschichten zu bezeichnen, hätte ich „Situationen“ schreiben müssen. Lieber als eine Klassifikation habe ich ihnen einen Namen mitgeben wollen; und, weil sie Dir gewidmet sind, so heißen sie „Sommergeschichten“, nach der schönen, an unsrer Küste nur zu kurzen Zeit des Jahres, die Du, wenn sie fern ist, so sehr ersehnst, wenn sie da ist, so voll zu genießen

weißt; — die Dir, was immer unter den Menschen geschehen möge, auch dieses Jahr, und, wolle Gott! noch viele Jahre Deine geliebten Rosen bringen wird! Husum, den 5. Mai 1850.

Es gilt nunmehr dem Inhalt des Büchleins näher zu treten; handelt es sich doch um die Grundtöne seiner Poesie, die uns hier zuerst in voller Deutlichkeit entgegenklingen. Jetzt hat der Lyriker die rechten vollen Akkorde gefunden, die Kunst erreicht, was er leidet und was ihn erfreut, zu unmittelbar wirkendem, allgemein gültigem Ausdruck zu erheben. Eine ganze Reihe der allerschönsten Lieder, die wir ihm verdanken, in denen er sich selbst sein Bestes gegeben zu haben bewußt war, stehen in dieser ersten selbständigen Sammlung, und die Gedichte, die sich hier finden, hat er, trotz seiner scharfen Selbstkritik, mit ganz einzelnen Ausnahmen auch in die ‚Sämtlichen Werke' übernommen. Gehen wir die Motive durch! Wie schon im ‚Liederbuch' setzt er auch hier wieder dem romantischen Zuge in die Ferne die Heimatseligkeit als stärkeres Gefühl entgegen, und was dem Leben Inhalt und Schönheit verleiht, das ist für ihn die Liebe; sie ist ihm der Kern des Lebens:

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen.

Eine starke und doch keusche Sinnlichkeit liegt in seinen Liebesliedern. Er weiß, daß Liebe der scheuesten der Frauen gleicht und sich schämt, ihr eigen Antlitz zu schauen; aber am Abend, wenn Dämmerung süß verwirrend sich verbreitet, ersteht das Reich der zärtlichen Gedanken:

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schale voll;
Die holde Scham ist nur empfangen,
Daß sie in Liebe sterben soll.

Von der frechen Welt scheidet ihn und die Geliebte die heilige Nacht, und wenn der Liebe rückhaltloser Strahl aus ihrem Auge und ihrer Stimme lieber Laut ihn trifft, dann schläft ihm alles Leid ein:

Und wie leise sich der Schmerz
Well' um Welle schlafen leget,
Wie der letzte Schlag sich reget,
Füllest du mein ganzes Herz.

Lockend winkt dann der stille Knabe zu seinem Strande, und sanft trägt sie des Schlummers Welle hinüber. Ein Schönheit wieder in Reiz wandelndes Bild erhalten wir von der geliebten Frau, wenn er sie das zierliche Füßchen behende in den Schuh setzen und von der Stirn der Träume blasse Spur abschütteln läßt.

Es entspricht dem wehmütigen oder tragischen Ausgang so vieler seiner Novellen, wenn Storm auch aus dem süßesten Liebesglück den Blick zu dem stillen Lande des Todes hinüberrichtet. Glück und Vergänglichkeit sind bei ihm keine Gegensätze, sondern sie vermählen sich zu jenem eigenen zwiespältigen Gefühl, das er wie kein anderer zu erzeugen weiß. In allem Glück der Gegenwart fühlt er doch, wie das Leben rinnt, und er fragt die Geliebte, ob sie stark genug sei, an einem Toten jungfräulich zu hangen. Ehe aber sein Stern untergeht, soll sie noch einmal des vollsten Lebens Schauer durch seine Brust wehen lassen und ihm aus dem Zauberkelch der Jugend den letzten goldenen Trunk einschenken. So flicht er in den Kranz seines Liebesglückes ein dunkles Zypressenblatt. Eigen steht auch neben den liebesseligen Liedern die aus drei Gedichten sich zusammensetzende Liebestragödie ‚Weiße Rosen‘; die Phan-

tasie erschafft sich hier aus den angedeuteten Situationen die Frauengestalt:*)

Du bissest dir die Lippen wund,
Das Blut ist danach geflossen,
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einst mein Mund sie verschlossen.
Entfärben ließt du dein blondes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du hast es gewollt, weil meine Hand
Liebkosend darauf gelegen.

Du stehst am Herd in Flammen und Rauch,
Daß die zarten Hände dir sprangen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge daran gehangen.

Wir werden später auch bei seinen Novellen zu beobachten haben, mit wie eigener Poesie Storm ein Sterbebett umgibt. Kein Beingerippe mit Stundenglas und Hippe ist ihm der Tod, sondern ein Genius, der stille Bote Gottes, der die ausgestreckte Hand des Sterbenden ergreift und seine Seele hinwegführt. Der Dichter wendet sich nicht schaudernd von ihm ab, sondern er blickt ihm ruhig in sein ernstes, unerbittliches Antlitz. Hat er doch selbst ‚Im Zeichen des Todes'**) gestanden:

Ich fühle tief, du gönntest nicht allen
Dein Angesicht; sie schauen dich ja nur,
Wenn sie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Los erfüllend gleich der Kreatur.

---

*) Vergl. die ohne Namensunterschrift erschienene Rezension Storms über „Lieder der Liebe" von M. Ant. Niendorf im Literatur-Blatt Nr. 4 des 5. Jhrg. (1854) von Eggers „Deutschem Kunstblatt" S. 14, Sp. 2 oben.

**) Das so überschriebene Gedicht bezieht sich zwar, wie die erste Zeile („Noch war die Jugend mein, die schöne, ganze) zeigt auf eine schwere Erkrankung in früher Zeit, findet sich aber noch nicht in den „Sommergeschichten und Liedern."

Mich aber laß unirren Augs erblicken,
Wie sie, von keiner Ahnung angeweht,
Brutalen Sinns ihr nichtig Werk beschicken,
Unkundig deiner stillen Majestät.

Ist auch der Tod mit seinem dunklen Auge an ihm selbst vorübergegangen, so hat er ihm doch aus der Mitte der Familie eine hinweggenommen, die Schwester; im Jahre 1847 starb sie im Wochenbett. An ihr Sterbelager läßt der Dichter uns treten und fängt ihre letzten Worte auf:

„Sorg' für das Kind — ich sterbe, süßer Mann."
Dann halbverständlich noch: „Nun will ich schlafen."

Und dann nichts mehr; — du wurdest nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Atem Gottes wehte durchs Gemach,
Dein Kind schrie auf, und dann warst du hinüber;

nicht ertragen aber kann er es, daß so wie sonst die Sonne lacht und der Abend die Familie vereint:

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In deine Gruft hinunterweben
Und mit gespenstisch trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Und noch an ein anderes Sterbelager werden wir geführt; auch einen Freund hat der Tod ihm damals genommen. Ergreifend wirkt der Gegensatz zwischen dem Sterbezimmer, wo ein Fieberkranker auf heißem Pfühl die Uhr in der weißen Hand hält und sie fragt, ob er noch lebe, wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht habe, und zwischen dem draußen erwachenden Frühlingstag, wo Pfingstglocken das Brautfest einläuten und singende Bursche hineinziehen in die blühende

klingende Welt. Öfters hat Storm so den Menschen und die Natur kontrastiert; man denke nur an den tränenlos traurigen Ausgang von ‚Immensee‘.

Wenn unser Dichter sich in den Becher seines Glückes selbst einen Tropfen Wermut zu gießen scheint, indem er an den möglichen Verlust denkt, so ist er doch weit entfernt von weltschmerzlichem Pessimismus. Wie er mit allen Fasern seines Herzens am Leben hängt, die Gegenwart zu genießen und von der Zukunft zu hoffen versteht, das zeigt das herrliche ‚Oktoberlied‘, eins der schönsten Gedichte, das die deutsche Sprache überhaupt besitzt. An einen ‚wackren Freund‘ ergeht seine Mahnung. Aber mit dem ‚wackren Freund‘ identifiziert sich der Leser, und mit dem Dichter zusammen schlägt er die Brücke von dem grauen Oktober- zum blauen Frühlingstag. Eine ‚unverwüstliche‘ Lebensfreudigkeit spricht aus diesem Liede. Sie hält in dem Wesen des Dichters der melancholisch erinnerungssüchtigen Stimmung das Gegengewicht und läßt ihn alle Schatten verscheuchen:

Ein Grab schon weiset manche Stelle,
Und manches liegt in Traum und Duft;
Nun sprudle, frische Lebensquelle,
Und rausche über Grab und Kluft!

Die Hauptmotive seiner Lyrik sind bezeichnet. Nur eine Seite derselben charakterisieren die Verse, die er einmal Liedern als Begleitung mitgegeben hat:

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu scheu um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entstehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Rosen aus verwelkten Blüten,
Tränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlorner Freude.

Ein in den ‚Sommergeschichten' noch vereinzeltes Gedichtmotiv ist die Ironisierung der gesellschaftlichen Lüge:

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzinniglich.

Ein allerliebstes humoristisches Genrebild in reimlosen fünffüßigen Jamben ist das Gedicht von den ‚weißen, schwarzgeschwänzten Maienkätzchen'. Mörike schreibt an Storm, daß er es mehrfach vorgelesen habe, und fährt dann fort:

„Von wem ist das?" frug ich unlängst einen Freund. „Nu", sagte er lächelnd, als wenn es sich von selbst verstünde, „von dir!" Die Zuversichtlichkeit des schmeichelhaften Urteils hat mich natürlich nicht wenig gaudiert.

Ein trotz der gespensterhaften Elemente, die sich darin finden, seltsam anheimelndes Mondscheinbild gibt das in freien Reimversen gehaltene Gedicht ‚Sturmnacht': wenn der zitternde Mondenstrahl über Urgroßmutters Tische und Bänke, Schatullen und Schränke wandelt, wenn der Wind die Fledermäuse, die kleinen Gespenster, klitschend gegen die rasselnden Fenster schmeißt, da werden die alten Möbel lebendig:

Da müht sich der Lehnstuhl die Arme zu recken,
Den Rokokofuß will das Kanapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen,
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen:
Der Eichschrank unter dem kleinen Troß
Steht da ein finsterer Koloß.
Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den schweren Bann.

Die Märchenszene ‚Schneewittchen', die übrigens während seiner Potsdamer Zeit in Berlin aufgeführt wurde, erinnert in

ihrem nippesartigen Diminutivstil an manche Gedichte Rückerts, mit dem er sonst wenig gemein hat. Eine fremdartige Frauengestalt, wie die schöne Jüdin im ‚Liederbuch', ist die in den Norden verschlagene Spanierin mit den heimverlangenden Augen und dem Antlitz, auf dem noch Granadas Mondenschimmer liegt. Nur selten spürt man leichte Reminiszenzen. So weist das Gedicht ‚Ständchen':

Weiße Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Gitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

auf die Romantik hin; mit Brentanos schönem Liede aus ‚Godwi':

Hör', es klagt die Flöte wieder,
Und die kühlen Brunnen rauschen,
Golden weh'n die Töne nieder;
Stille, stille, laß uns lauschen!

hat es Rhythmus und Reimstellung gemein. Schön variiert wird in dem Gedicht ‚Lose' das Heinesche ‚Es ist eine alte Geschichte'; in anderer Wendung zeigt die Novelle ‚Immensee', wenn man die erste Fassung hinzunimmt, das gleiche Motiv.

Der Lyrik hat sich nunmehr die Novellistik zugesellt. Aber nicht sofort mit der ausgeführten Novelle setzt Storm ein, sondern er geht vom Stimmungsbilde aus. Was er im Eingange einer seiner Dichtungen über die poetischen Versuche des Helden bemerkt, gilt vielleicht zum Teil von seinen eigenen Anfängen:

Es war ein altes Buch, eine Art Album, aber lang und schmal wie ein Gebetbuch, mit groben gelben Blättern. Er hatte es während seiner Schülerzeit in einer kleinen Stadt vom Buchbinder anfertigen lassen, und später überall mit sich umhergeschleppt. Verse und Lebensannalen wechselten miteinander, wie sie durch äußere oder innere Veranlassung entstanden waren. In den letztern pflegte er sich selbst als dritte Person auf-

zuführen; vielleicht um bei gewissenhafter Schilderung das Ich nicht zu verletzen; vielleicht — so schien es mir — weil er das Bedürfnis hatte, durch seine Phantasie die Lücken des Erlebnisses auszufüllen. Es waren meistens unbedeutende Geschichtchen oder eigentlich gar keine; ein Gang durch die Mondnacht, eine Mittagsstunde in dem Garten seiner Eltern waren oftmals der ganze Inhalt.

Freilich die erste seiner Prosadichtungen ‚Marthe und ihre Uhr' (1847) ist keine Er-, sondern eine Ich-Geschichte, auch schildert sie weder einen Gang durch die Mondnacht noch eine Mittagsstunde im Garten, sondern gibt ein intimes kleinbürgerliches Situations- und Stimmungsbild. Sie tritt als eine Erinnerung aus Storms letzten Schuljahren auf. Er selbst hat bei der alten Marthe zur Miete gewohnt und ihre Güte und Freundlichkeit erfahren. Früh hat sie gelernt, zu entsagen, aber sie ist dadurch nicht hart geworden. Noch immer freut sie sich über die ersten Schneeglöckchen und Märzblumen, die ihr die Kinder ihrer Schwester bringen, und wenn die Sonne warm in die Fensterscheiben scheint, die Nelken auf dem Fensterbrett duften und draußen die Schwalben singend durch den Himmel schießen, da muß sie fröhlich sein. Einsame Tage lebt sie in ihrem stillen Stübchen dahin. Aber sie selbst fühlt sich nicht einsam; denn mit ihr lebt die Erinnerung. Ist es doch das Zimmer, wo sie als Kind gespielt, wo sie später ihren Eltern die Augen zugedrückt hat. Die alten Möbel um sie herum sind ihre stummen, aber vertrauten Freunde, an die sie Teilchen ihrer Seele ausgeborgt hat und die so die Fähigkeit gewonnen haben, sich mit ihr zu unterhalten:

Ihr Spinnrad, ihr braungeschnitzter Lehnstuhl waren gar sonderbare Dinge, die oft die eigentümlichsten Grillen hatten; vorzüglich war dies aber der Fall mit einer altmodischen Wanduhr, welche ihr verstorbener Vater vor über fünfzig Jahren, auch damals schon als ein uraltes Stück, auf dem Trödelmarkt zu Amsterdam gekauft hatte.

Die alte Uhr hat ihren eigenen Kopf. Ihr Schlag ist ungleich, bald hart und eindringlich, bald leise und fast unhörbar.

Sie weiß von allem, hat alles miterlebt und erinnert Marthe an alles, an ihre Leiden und ihre kleinen Freuden. So sitzt diese auch am Weihnachtsabend allein, mit ihren Gedanken der Vergangenheit zugewandt. Sie sieht sich als Kind, wie sie mit den Eltern und Geschwistern das Christfest gefeiert hat. Dann aber taucht ein anderer Weihnachtsabend in ihrer Erinnerung auf, wo sie die kalte Hand der toten Mutter in der ihren hielt. Und zu dem allen pickt die alte Uhr ihren seltsamen Schlag.

Auch in der Skizze ‚Im Saal' (1848) sind es vergangene Zeiten, in die uns der Dichter blicken läßt. Aber die, vor der die Vergangenheit auftaucht, die Großmutter, ist nicht allein, und auf ihrer Jugend liegt heller Sonnenschein. Sie kennen sich alle, die da zur Taufe der Urenkelin in dem Familiensaal versammelt sind:

Die Alten hatten die Jungen aufwachsen, die Ältesten die Alten grau werden sehen; von allen wurden die anmutigsten und spaßhaftesten Kindergeschichten erzählt; wo kein andrer sie wußte, da erzählte die Großmutter. Von ihr allein konnte niemand erzählen; ihre Kinderjahre lagen hinter der Geburt aller anderen; die außer ihr selbst etwas davon wissen konnten, hätten weit über jedes Menschenalter hinaus sein müssen.

Die Großmutter weiß noch, wie der Saal gebaut wurde; er hat seine Geschichte, ebenso wie die alte Uhr der Marthe. In dem kleinen Ziergarten, der einst hier gewesen ist, hat sie sich als Kind getummelt. An einem Sommertage hat der Großvater die kleine Barbara mit den klaren goldenen Locken geschaukelt, hoch in die Lindenzweige hinauf, daß der Fritsch aus den Spalieren flog und die überreifen Aprikosen auf die Erde herabrollten, und diesen Sommertag hat sie dann nimmer vergessen können. Und eines Tages ist er wieder dagewesen, der Sommertag und der Großvater, und da hat es ein Brautpaar gegeben. Wie an ihre sonnige Jugend, so denkt sie aber auch an den Tag, wo die Leiche ihres Mannes hier im Saal gestanden

hat. Wie ein lebloses Bild sitzt sie da: ‚Ihre Augen sahen rückwärts in eine vergangene Zeit, ihre Gedanken waren bei den Schatten der Dinge, deren Wesen lange dahin war‘. Es ist ein rechtes Familienbild, die Großmutter mit ihrem alten, lieben Gesicht, Kindern und Kindeskindern erzählend von vergangenen Zeiten.

Ein seltsames Motiv hat Storm in ‚Posthuma‘ (1849) behandelt; wie Kirchhofsstimmung weht es uns daraus entgegen. Eine Tote streckt ihre Arme nach dem Lebenden aus und scheint ihn sich nachziehen zu wollen. Die, die er im Leben nicht geliebt, nur begehrt hat, und die er schonte, nicht aus Erbarmen oder weil er es als Sünde empfunden hätte, sie ohne Liebe sein zu nennen, sondern unter der unsichtbar wehrenden Hand des Todes, sie muß er, nun sie gestorben und seine Begierde erloschen ist, immer lieben. Zwei Situationen nacheinander schafft sich der Dichter, in denen die Erinnerung stimmungsvoll aufsteigen kann: Im dämmerigen, nur vom wandelnden Monde erhellten Zimmer sitzt, einen Kranz weißer Moosrosen in der Hand, ein junger Mann. Seine Gedanken gehen den Weg zum Kirchhof und mit zwingender Gewalt zieht es ihn selbst dorthin. An das schwarze Kreuz, unter dem die Geliebte ruht, und über das er den Rosenkranz gehängt hat, lehnt er den Kopf:

Die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtblüten, das feine Singen in den Lüften; er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfangen von zwei Mädchenarmen, die sich längst über einem stillen Herzen geschlossen hatten. Ein blasses Gesichtchen drängte sich an seins; zwei kinderblaue Augen sahen in die seinen.

Die eigentümlich erinnerungssüchtige Stimmung, die Wollust schmerzvoller Sehnsucht nach einem begrabenen Glück, von der Storm mit Vorliebe und in immer neuen Variationen den Ausgang in seinen Novellen nimmt, erscheint in ‚Posthuma‘

in besonders intensiver Stärke. „Diese Novelle, eine der kürzesten, die Storm geschrieben hat" . . . sagt Paul Besson (Revue Germanique II (1906), p. 296 mit Recht, „ist eine der rührendsten in ihrer Einfachheit."

Die Erinnerungsgeschichte, die Resignationsnovelle sehen wir sich bilden. Menschen wie die alte Marthe, denen das Leben wenig Freude beschert, das Glück kaum einen spärlichen Blick gegönnt hat, stille entsagungsvolle Naturen, die sich mit kargen Freuden bescheiden, hat der Dichter noch des öfteren gezeichnet. Gern läßt er seine Helden von der Höhe einsamen Alters auf die sonnenbeschienenen Täler ihrer Jugend zurückblicken. Das einst ersehnte Glück ist nicht erreicht, aber unabweisbar steigt es aus der Vergangenheit empor; es ist ihnen ‚als stehe ihre Jugend in unendlicher Ferne hinter ihnen und strecke mit schmerzlicher Gebärde die Arme nach ihnen aus', bis dann auch vor ihr inneres Auge wie in dunkler Schrift das Wort des Meisters Cyprianus tritt: ‚Rückwärts zu leben ist auch durch Gottes Hilfe nicht vergönnt'. Auch in Storms Lyrik begegnet uns der alte beim Mondesdämmer der Erinnerung hingegebene Mann; in der von grünem Gerank umsponnenen Herberge am Wege sucht er Rast beim Weine:

Und endlich schaut der Mond herein
Von draußen durch die dunklen Zweige;
Es wird so still; der alte Mann
Schlürft träumerisch die letzte Neige.

Und bei des bleichen Sternes Schein
Gedenkt er ferner Sommertage,
Nur halb ein lauschend Ohr geneigt,
Ob jemand klopf' und nach ihm frage.

Zu unseres Dichters Lieblingsversen gehört die Strophe eines Bodenstedtschen Liedes:

Und steigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen gleich Sternen auf,
Sie zeigen nur, daß es Nacht ist.

„Die tiefe Wehmut dieser Worte," sagt Johannes Wedde, „findet sich auch in den Stormschen Erinnerungen." „Aber," fährt er dann fort, „enthält diese Wehmut nicht den Keim einer großen Freude?" — ein Gedanke, der im folgenden sehr schön weiter ausgeführt wird.

Haben die drei besprochenen Dichtungen einen nur geringen Umfang — etwa als Erinnerungsskizzen kann man sie bezeichnen —, so hat Storm im ‚Immensee' den Typus der ausgeführten Erinnerungsnovelle geschaffen, die, indem sie Lücken und Pausen eintreten läßt, über größere Zeiträume hinwegführt, und indem sie eine Reihe hervorstechender Situationen wie Bilder aneinanderreiht, die Möglichkeit gewährt, ein ganzes Menschenschicksal zu überblicken. ‚Immensee' hat den Ruhm Storms begründet. In mehr als siebzig Auflagen ist es verbreitet, noch heute seine gelesenste Dichtung.*) Wie in ‚Posthuma' wird auch hier erst die Erinnerungssituation geschaffen. Wir folgen dem im Abendsonnendufte eines Spätherbstnachmittages daherschreitenden alten Manne in sein hohes Giebelhaus, über die Diele, durch den Pesel, die Treppe hinauf in sein stilles Arbeitszimmer. Dämmerung beginnt das Gemach zu erfüllen. Dann fällt ein Mondstrahl durch das Fenster auf die Gemälde an der Wand; ihm folgen die Augen des Alten:

*) Noch um Weihnachten 1884 schreibt Storm, sichtlich etwas mißgestimmt an Keller: „Nur Einzelausgaben der ältesten Sachen machen Auflagen." Beträchtlich anders liegt es ja heute; aber von seinen besten Schöpfungen haben viele noch immer nicht die Verbreitung erlangt, die sie verdienen.

Nun trat er über ein kleines Bild in schlichtem, schwarzem Rahmen. „Elisabet!“ sagte der Alte leise; und wie er das Wort gesprochen, war die Zeit verwandelt; er war in seiner Jugend.

An seiner Seele zieht Bild für Bild vorüber, und diese Bilder hält der Dichter fest und erklärt sie. Keine zusammenhängende Geschichte gibt er, sondern nur lose aneinander gefügte Szenen, die der einsame Alte mit geistigem Auge schaut und, wie sie ihm vom Zauberglanz der Erinnerung durchstrahlt erscheinen, gleichsam auf die vom Mondlicht erhellte Wand reflektiert. In dieser eigenen Beleuchtung ziehen nun auch an uns die Bilder vorüber. Nicht in der harten, bestimmten Deutlichkeit der Gegenwart schauen wir sie, sondern wie dissolving views gleiten sie durch unsere Seele; den Vergleich mit Nebelbildern, die vor dem inneren Auge sich erhellen und wieder verblassen, hat Storm selbst einmal gebraucht. Etwas wie eine physiologische Begründung aber für dies erinnernde Hellsehen gibt er in seiner Novelle ‚Ein Doppelgänger‘ (1886), in der der Dichter selbst, wie auch sonst oft, der Rückblickende ist: ‚In halbvisionärem Zustande — seit meiner Jugend haftete desgleichen an mir — hatte ich ein Menschenleben an mir vorübergehen sehen.‘

Vergegenwärtigen wir uns die Bilderreihe von ‚Immensee‘. Erst das Kinderidyll: Reinhard und Elisabet, die zusammen ein Haus aus Rasenstücken erbauen, sich Märchen erzählen, von Indien schwatzen und sich ausmalen, wie es sein wird, wenn sie Mann und Frau sind. Dann die Märchenszene im Walde, wie die beiden irre gehend erst auf einen freien Platz gelangen, wo blaue Falter zwischen den einsamen Waldblumen flattern, dann auf eine Lichtung, wo Himbeerbüsche und Hülsendorn stehen und ein starker Geruch von Heidekräutern die Luft erfüllt:

Elisabet setzte sich unter eine überhängende Buche und lauschte aufmerksam nach allen Seiten; Reinhard saß einige Schritte davon auf einem Baumstumpf und sah schweigend nach ihr hinüber. Die Sonne stand gerade über ihnen; es war glühende Mittagshitze; kleine, goldglänzende stahlblaue Fliegen standen flügelschwingend in der Luft; rings um sie her ein feines Schwirren und Summen, und manchmal hörte man tief im Walde das Hämmern der Spechte und das Kreischen der andern Waldvögel.

Hier zuerst läßt Storm die Stimmung sich zum Liede verdichten. Dies Lied wächst aus der Situation hervor, während das spätere ‚Meine Mutter hat's gewollt' sie wie unbewußt blitzartig erhellt. All die kleinen Züge der vorangegangenen Szene werden zu einem Märchenbilde vereinigt, aus dem uns unter den niederhängenden Zweigen des schweigenden Waldes, in Thymian sitzend, von Duft und Sonnenschein umwoben, die Waldeskönigin mit ihren goldenen Augen anblickt. Es folgt die Studentenszene im Ratskeller mit den Gestalten des Geigenspielers und des Zithermädchens, wieder lyrisch abgeschlossen durch das leidenschaftliche Lied dieser Zigeunerin, mit der die Sinnlichkeit in die Novelle hineinblickt. Dann der einsame Weihnachtsabend mit seinem unerbittlichen Heimweh; auch hier versuchen ein paar Verse die Stimmung lyrisch wiederzugeben. Nur angedeutet sind die Bilder der Heimkehr und der gemeinschaftlichen botanischen Wanderungen. Jetzt tritt die Gestalt Erichs, des lieben, verständigen jungen Mannes, der seinem braunen Überrock ähnlich sieht, beunruhigend im Hintergrunde hervor. Dieser praktische, immer ein bißchen weiter strebende Erich wird dann dem mit Blumen und Volksliedern sich beschäftigenden Idealisten Reinhard gegenübergestellt. Ein Stimmungsbild ist wieder die Szene, wie Reinhard und Elisabet bei sonniger Nachmittagsstille ihre Pflanzen ordnen, während nebenan der Mutter Spinnrad schnurrt, und wie sie ihm die Erika zum Andenken in sein Liederbuch legt. Der Abschied,

dem das erlösende Wort fehlt, schließt die erste Bilderreihe ab. Wir überspringen mehrere Jahre. Nur ein karger Brief füllt die Lücke zwischen Abschied und Wiedersehen aus, ein Brief, aus dem wir erfahren, daß Elisabet einem andern, Erich, das Jawort gegeben hat. Wir folgen dann Reinhard auf der Wanderung nach Gut Immensee, wo Erich und Elisabet wohnen:

Auf der Terrasse vor der Gartentür saß eine weiße, mädchenhafte Frauengestalt. Sie stand auf und ging dem Eintretenden entgegen; aber auf halbem Wege blieb sie wie angewurzelt stehen und starrte den Fremden unbeweglich an. Er streckte ihr lächelnd die Hand entgegen.

„Reinhard!" rief sie, „Reinhard! Mein Gott, Du bist es! — Wir haben uns lange nicht gesehen."

„Lange nicht," sagte er, und konnte nichts weiter sagen; denn als er ihre Stimme hörte, fühlte er einen feinen körperlichen Schmerz am Herzen, und wie er zu ihr aufblickte, stand sie vor ihm, dieselbe leichte zärtliche Gestalt, der er vor Jahren in seiner Vaterstadt Lebewohl gesagt hatte.

Ein Zufall zuerst, ein Gedicht, das Reinhard vorliest, rührt die begrabene Liebe auf und zeigt ihnen die Lage in erschreckender Klarheit. Ein wunderbar aus der Tiefe frauenhaften Empfindens heraufgeholter Ton, noch verstärkt durch die Volksliedartigkeit des Ausdrucks, beseelt das Lied:

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen sollt':
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz sollt' es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohl getan;
Was sonst in Ehren stünde,*)
Nun ist es worden Sünde.
Was fang ich an!

---

*) Diese echt volksmäßigen Worte hat Storm eingesetzt für die ursprünglichen viel matteren und gewöhnlicheren:

Was ich so süß empfinde,

Für all' mein Stolz und Freud'
Gewonnen hab ich Leid.
Ach, wär' das nicht geschehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Über die braune Heid!

Und nun taucht, was hinter den blauen Bergen ihrer Jugend liegt, beängstigend vor den beiden auf. Hat der Dichter in dem Liede wie in einem ins Typische erhobenen Abbilde die Situation erscheinen lassen, so macht er Reinhards nächtliches Schwimmen nach der Wasserlilie*) zu einem Symbol der ganzen Geschichte. Und noch ein weiteres Mittel braucht er, um die Situation eigen stimmungsvoll zu beleuchten. Er läßt vergangene Szenen neu erstehen und bringt dadurch den Gegensatz zwischen dem schönen Einst und dem so ganz andern Jetzt eindringlich zum Bewußtsein. So stehen sich Reinhard und Elisabet wieder in Waldeseinsamkeit einander gegenüber, wie einst beim Erdbeerensuchen. Und da blüht auch die Erika: Reinhard hat zu Hause ein altes Buch mit Liedern und Reimen; zwischen den Blättern liegt auch eine Erika, aber es ist nur eine verwelkte. Was Worte ihm nicht gestanden haben, verrät ihm die blasse Hand. ‚Er sah auf ihr jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die nachts auf krankem Herzen liegen.' Und wie vergangene Situationen, so tauchen auch vergessene Gestalten wieder auf. Schattenhaft und fast visionär steht die Zigeunerin mit den verstörten schönen Zügen und den verirrten Augen plötzlich vor ihm, und vor seinen Ohren braust ihm das Lied, das ihr Mädchenmund ihm einst in Leidenschaft gesungen hatte. Und nun gilt es scheiden für immer; es gilt das letzte Wort und den letzten Blick:

*) Dies Motiv hat er wahrscheinlich in Erinnerung an ein Mondscheinbad eingeführt, das er während seiner Berliner Studentenzeit an einer von Wasserpflanzen bedeckten Stelle der Havel nahm (L. Pietsch).

„Du kommst nicht wieder," sagte sie endlich. „Ich weiß es, lüge nicht; Du kommst nie wieder."

„Nie," sagte er. Sie ließ die Hand sinken und sagte nichts mehr. Er ging über den Flur der Tür zu; dann wandte er sich noch einmal. Sie stand bewegungslos an derselben Stelle und sah ihn mit toten Augen an. Er tat einen Schritt vorwärts und streckte die Arme nach ihr aus. Dann kehrte er sich gewaltsam ab und ging zur Tür hinaus. — Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte; die Tauperlen, die in den Spinngeweben hingen, blitzten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts; er wanderte rasch hinaus; und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf stieg die große weite Welt.

Der Mond scheint nicht mehr ins Fenster. Es ist dunkel geworden. Die Bilderreihe ist geschlossen. Nur einsam auf dunklem Gewässer, unerreichbar in weiter Ferne sehen die Augen des Alten zwischen breiten Blättern eine weiße Wasserlilie schwimmen. Wie Reinhard ein Leben ohne Liebe ertragen hat, sagt uns der Dichter nicht. Ein quälendes Gefühl bleibt im Leser zurück, wenn auch sich lösend in eine wehmütig melancholische Stimmung. Fast gram wird er diesem Resignationsmenschen, der die erlösende Tat ebensowenig wie das erlösende Wort finden kann, der also sein wehmutsvolles Geschick selbst verschuldet hat — was allerdings der Dichter kaum leise andeutet.

Nicht ohne Anregung durch einen wirklichen Vorgang hat übrigens der Dichter ‚Immensee' geschaffen. Eines Tages — so hat er selbst mehrfach erzählt — befand er sich in einer Gesellschaft, in der man eine junge Dame erwartete. Sie erschien aber nicht, und es wurde dann erzählt, ein älterer reicher, als nüchtern geschäftsmäßig charakterisierter Mann habe um sie angehalten, und diese Verlobung sei ein Werk der Mutter. Unter der Anregung dieses Vorfalls entstand am nächsten Tage das Lied: ‚Meine Mutter hat's gewollt'. Ob er die Novelle selbst schon

früher begonnen hatte oder erst von diesem Liede aus darauf kam, darüber ist er sich selbst später nicht sicher gewesen.

Schon Erich Schmidt hat auf die Verschiedenartigkeit der Fassung von ‚Immensee‘ in Biernatzkis Volksbuch und in den ‚Sommergeschichten und Liedern‘ aufmerksam gemacht. Storm unterzog die Novelle vor dem Neudruck einer bessernden Durchsicht. Vorher holte er das Urteil Tycho Mommsens ein. Seine ‚Randkritik‘ ist erhalten in einem Hefte, das die Aufschrift trägt:

Immensee. Der erste Druck nebst der Umarbeitung für die „Sommergeschichten und Lieder.“

Das absprechende Urteil dieses Freundes drücken die beiden Glossen am Anfang und Schluß aus: ‚Lebende Bilder‘, ‚tote Kunst‘; ‚Die Katze, die der Jäger schoß, macht nie der Koch zum Hasen‘. Mit dem Worte ‚Lebende Bilder‘ hat er Richtiges getroffen; aber, was er als ‚tote Kunst‘ bezeichnet, lebt heute noch und mit Recht. Unter Tycho Mommsens sonstigen kritischen Randstrichen ist bemerkenswert, daß schon er mit den Worten ‚Da haben wir des Pudels Kern, eitel Prosa!‘ den dann auch von Storm gestrichenen Abschnitt beanstandet hat, in dem Reinhards ferneres Leben nach dem Abschied von Elisabet bis zu dem Augenblick, wo er im mondumwandelten Zimmer die Bilder der Vergangenheit an sich vorüberziehen läßt, überblickt wird. Storm läßt ihn hier, nachdem er ein Amt gefunden und sich damit in den Gang des täglichen Lebens eingereiht hat, nachdem die Zeit die frische Herbigkeit seines Gefühls gemildert hat, eine freundliche, wirtschaftliche Frau nehmen, nur zuweilen gestört von aufsteigenden Erinnerungsschatten; er läßt sein Kind, ehe es jährig geworden, nach langer Ehe auch seine sanfte, stille Frau sterben, dann nach Aufgabe seines Amtes ihn in das nördlichste deutsche Land ziehen, hier in einer

kleinen Stadt sich das älteste Haus kaufen und nun in dämmeriger Abendstunde die entfernteste Vergangenheit und die Jugendgeliebte sich vor die Seele zaubern. Künstlerische Gründe, schon die Technik der Erinnerungsnovelle forderten gebieterisch den Fortfall dieses aus der Stimmung herausfallenden und sie störenden Abschnittes.

Auch sonst hat Storm mehrfache Änderungen, Zusätze wie Streichungen, eintreten lassen. Im Ausdruck ist hier und da gebessert. Auch die Überschriften sind erst in der neuen Fassung hinzugekommen, ebenso einzelne kleine die Stimmung hebende Züge. Offenbar schwebt eine süddeutsche Gegend als Schauplatz vor; noch in der jetzigen Fassung weisen die Weinhügel, die ‚Starken', ein ‚gelt' darauf hin, während das Waldgebirge und die Felsen getilgt sind. Zu breit Ausgeführtes hat der Dichter beschnitten. Die Erinnerung an den heimatlichen Weihnachtsabend, von der Reinhard plötzlich auf der einsamen Straße überfallen wird, ist fortgefallen, offenbar weil die Erinnerung in der Erinnerung vermieden werden sollte. Das Gespräch über das Volkslied ward ursprünglich durch eine venezianische Reiseerinnerung eingeleitet. Die Szene im Ratskeller ist in der ersten Fassung gröber gehalten, entwickelt sich weitläufiger und burschikoser, mit Rundgesang, Schlägerklirren und Kartenspiel; man spürt die Nähe der Kieler Studentenzeit. Aber das Zigeunermädchen singt noch nicht ihr glutvolles Lied vom Genießen und Sterben. Eines Tages im November ist Storm in regnerischem Schlackerwetter von Husum nach Tondern in Geschäften gefahren, und unterwegs sind die Verse entstanden, die er dann im eiskalten Zimmer des Wirtshauses niederschrieb.

Im Jahre 1852 erschien die erste Einzelausgabe von ‚Immensee', in demselben Jahre die erste gesonderte Gedichtsammlung; eine schon früher beabsichtigte war unterblieben. ‚Immensee' hat dann Auflage um Auflage erlebt. Die fünfte, 1857 er-

schienene enthält Illustrationen von Storms Freunde, Ludwig Pietsch, die sich schon in die Eigenart des Dichters versenken, nur daß sie teilweise etwas blaß gehalten sind; auch ein farbiges, nach Angabe des Dichters entworfenes Titelbild von Riefstahl ist beigegeben, Gut Immensee von dem Standpunkt aus darstellend, von dem Reinhard es bei seiner Ankunft erblickt.

Was der Dichter später beim Rückblick auf sein Jugendwerk empfand, sagen uns die Verse:

Aus diesen Blättern steigt der Duft des Veilchens,
Das dort zu Haus auf unsren Heiden steht
Jahr aus und ein, von welchem keiner wußte,
Und das ich später nirgends wieder fand.

Reichere Klänge hat er in höherem Alter gefunden, lebensvollere Gestalten geschaffen, tiefer in seelische Zustände und Entwicklungen blicken lassen. Aber die leise vibrierenden Töne, die in ‚Immensee‘, die Empfindungen von Erdenleid und von ungestilltem Verlangen nach Erdenluft weckend, an unser Ohr dringen, klingen fort und fort durch seine Dichtungen. Die Erzählung berührt ihn schon 1859 vielfach fremdartig; aber doch nennt er sie seinen Eltern gegenüber „eine Perle deutscher Poesie“.

Neben der schon erwähnten Märchenszene in Versen ‚Schneewittchen‘ enthalten die ‚Sommergeschichten‘ auch ein in Prosa abgefaßtes Kindermärchen: ‚Der kleine Häwelmann‘ (1849). Seinem strampelnden ersten Kinde, dem die niedlichen Verse gelten:

Mein Häwelmann, mein Bursche klein,
Du bist des Hauses Sonnenschein;
Die Vögel singen, die Kinder lachen,
Wenn deine strahlenden Augen wachen

mag Storm, der sich Mörike gegenüber mit gutem Grund als „passionierten Vater“ bezeichnet hat, wenn es nicht einschlafen

wollte, die Geschichte erzählt haben: wie der kleine Häwelmann in seinem Rollenbett unter Begleitung des guten alten Mondes eine nächtliche Spazierfahrt macht, durch die Straßen der Stadt, in den Wald, über die Heide, bis ans Ende der Welt und endlich in den Himmel hinein; wie dann der alte Mond, dem er quer über die Nase fährt, nicht weiter auf sein ungebärdiges ‚mehr mehr!' und ‚leuchte, alter Mond, leuchte!' hört, sondern seine Laterne auspustet und endlich die Sonne ihn mitten ins große Wasser wirft:

Und dann? — Ja, und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unser Boot genommen hätten, so hätte er doch leicht ertrinken können.

Man sieht die großen Kinderaugen und den ganzen kleinen aufhorchenden Mann, der, nachdem er diese Geschichte nachdenklich erwogen hat, spielmüde einschläft.

Im November 1850 schickte Theodor Storm sein junges Büchlein an den, dem er sich unter allen deutschen Dichtern am wahlverwandtesten fühlte, an Mörike und schrieb ihm von der kleinen, aber treuen Gemeinde, die er sich schon seit Jahren im Norden durch seine Dichtungen gewonnen habe. Die Antwort ließ lange auf sich warten. Erst am 26. Mai 1853 traf sie, zugleich mit Übersendung des eben erschienenen ‚Hutzelmännleins', ein und machte für Storm, wie er sagt, diesen Frühlingstag zu einem der schönsten seines Lebens. Mörikes Worte gehörten zu den ersten anerkennenden Stimmen; sie zeigen, daß ein Dichter den Dichter erkannt hat:

Ich fühle eine reine, echt dichterische Luft darin verbreitet. Die Innigkeit und Liebe, womit Sie nicht verschmähten, die einfachsten Verhältnisse und Situationen in feiner edler Zeichnung darzustellen, Ihre Neigung zum Stilleben, tut gegenüber dem verwürzten Wuste der Modeliteratur außerordentlich wohl. Der alte Gartensaal, der Marthe Stube und so fort sind mir wie alte vertraute Orte, nach denen man sich manche Stunde sehnen

kann. Überall ist Charakter und ungeschminkte Schönheit. Nur hier und da — in der Erzählung „Immensee“ — mag man vielleicht etwas mehr individuelle Bestimmtheit wünschen. Höchst angenehm frappiert hat mich die große Ähnlichkeit Ihres Nordens mit unsrer süddeutschen Gefühls- und Anschauungsweise.

Reine, echte dichterische Luft, feine, edle Zeichnung, Charakter und ungeschminkte Schönheit — damit hat Mörike Worte gesprochen, die jeder anerkennen muß. Wenn er aber mehr individuelle Bestimmtheit wünscht, so hat er einen Mangel berührt, den wir in der weiteren Entwicklung Storms mehr und mehr sich aufheben sehen werden. Einstweilen liebt dieser noch die weichen Umrisse, das traumhafte Überschleiern der Gestalten und Situationen. Dem Harten, Gewaltsamen geht er aus dem Wege. Er läßt seine Helden nicht mit männlicher Kraft gegen das Schicksal ankämpfen, sondern er legt ihnen stilles Entsagen auf. Nicht die Tragik einer Schuld, wie wir sie im Drama finden, stellt er uns vor Augen, sondern die Tragik einer vor der Tat zurückscheuenden Schwäche, und statt den Konflikt durch eine Katastrophe zu lösen, läßt er ihn in wehmütig resignierende Stimmung verklingen.

Viertes Buch.

Für Schleswig-Holstein.

Der Eine fragt: was kommt danach?
Der Andre fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.

Im Jahre 1830 hatte der Landvogt der Insel Sylt Uwe Jens Lornsen die kleine Schrift erscheinen lassen: ‚Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein‘, in der er, gegenüber den auf Grund einer jahrhundertelangen Personalunion der Herzogtümer und Dänemarks immer einseitiger geltend gemachten dänischen Interessen, kräftig auf die ursprüngliche Selbständigkeit des Landes hinwies und eine neue Verfassungsordnung für dasselbe forderte. Aber damals erweckte sein Ruf noch keinen lauten Widerhall bei den ruhigen Schleswig-Holsteinern; die Zeit der Erhebung gegen den dänischen Druck war noch nicht gekommen. Lornsen sah sich allein dem Zorn König Friedrichs IV. preisgegeben. Ein Märtyrer der schleswig-holsteinischen Sache, unvermögend die Verbannung aus der Heimat zu ertragen, hat er am 13. Februar 1838 in den Fluten des Genfer Sees selbst den Tod gesucht.

Im folgenden Jahr, am 3. Dezember 1839, starb König Friedrich VI. kinderlos. Ihm folgte sein Vetter Christian VIII. Da dessen Sohn, der spätere Friedrich VII., gleichfalls kinderlos war und dazu von seiner Gemahlin geschieden lebte und da auch bei dem weiter zur Nachfolge berechtigten Prinzen Friedrich Ferdinand keine Hoffnung auf Nachkommenschaft bestand, so war ein Erlöschen des königlichen Mannesstammes des oldenburgischen Hauses zu erwarten. Nach dem in Dänemark geltenden Königsgesetz fiel dann die Krone den weiblichen Verwandten des l e t z t e n Königs zu. In den Herzogtümern aber, wo nur

die Erbfolge im Mannesstamm galt, war, sobald jener Fall eintrat, das Haus Augustenburg erbberechtigt. Somit hatte rechtlich nach dem Aussterben des königlichen Mannesstammes die Lösung der Personalunion zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein zu erfolgen. Aber in Dänemark war man nicht gewillt, diese Erbfolgeordnung anzuerkennen und die Herzogtümer fahren zu lassen. Christians VIII. Bestreben war es vielmehr, sie zur dänischen Provinz zu machen, mindestens aber das Herzogtum Schleswig dem Königreiche einzuverleiben. Eine planmäßige Danisierung begann. Auf der Roeskilder Ständeversammlung ward 1844 der Versuch gemacht, die rechtliche Ausnahmestellung der Herzogtümer endgültig zu beseitigen und die Unteilbarkeit der dänischen Monarchie festzustellen. Jetzt begann es in Schleswig-Holstein zu gären. Das Bewußtsein seines guten Rechtes erwachte im Volke, und sein ursprünglicher Freiheitssinn empörte sich gegen die so lange ruhig ertragene dänische Unterdrückung. Eine Adresse an den König vertrat entschieden den Standpunkt, daß die Herzogtümer Schleswig und Holstein selbständige, festverbundene Staaten seien. Damals, im Jahre 1844, entstand das ‚Schleswig-Holsteinlied', in dem der alte Wahlspruch des Landes ‚Op ewig ungedeelt' umschrieben wird:

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,
Deutscher Sitte hohe Wacht,
Wahre treu, was schwer errungen,
Bis ein schön'rer Morgen tagt.
Schleswig-Holstein stammverwandt,
Wanke nicht mein Vaterland!

Teures Land, du Doppel-Eiche
Unter einer Krone Dach,
Stehe fest und nimmer weiche,
Wie der Feind auch dräuen mag!
Schleswig-Holstein, stammverwandt,
Wanke nicht, mein Vaterland!

Aber drüben gab man nicht nach. Am 8. Juli 1846 sandte Christian VIII. einen ‚offenen Brief‘ in die Welt, in dem an der Auffassung von der Unteilbarkeit der dänischen Gesamtmonarchie als durchaus zu Recht bestehend festgehalten ward. Eine Entrüstung, die ihren Widerhall im ganzen Deutschland fand, war die Antwort. Emanuel Geibels ‚Protestlied‘ flog durch die Herzen:

Es hat der Fürst vom Inselreich
Uns einen Brief gesendet;
Der hat uns jach auf einen Streich
Die Herzen umgewendet;
Wir rufen Nein und aber Nein
Zu solchem Einverleiben;
Wir wollen keine Dänen sein,
Wir wollen Deutsche bleiben.

Der Dänenkönig versuchte nun zu begütigen; aber daneben setzte er seine Umtriebe bei den europäischen Höfen fort, und die dänischen Übergriffe wurden immer unerträglicher.

Mitten in diesen der Lösung harrenden Wirren, am 20. Januar 1848, starb plötzlich Christian VIII. Sein Sohn, der gutmütige, wenig befähigte Friedrich VII., bestieg den Thron. Er übernahm von seinem Vater den schon ausgearbeiteten Plan einer ‚Gesamtstaatsverfassung‘. Aber die Zeit und die allgemeine Stimmung drängten zu Taten. Die französische Februarrevolution schlug auch nach Schleswig-Holstein ihre Wellen und half den Unwillen über das dänische Joch verstärken. Und als dann einer nach Kopenhagen entsandten Deputation die Antwort zuteil ward, der König wolle dem Herzogtum Holstein eine selbständige Verfassung gewähren, müsse aber darauf bestehen, daß Schleswig als untrennbarer Bestandteil dem dänischen Gesamtstaat einverleibt werde, da bildete sich in der

Nacht vom 23. auf den 24. März zu Kiel eine ‚provisorische Regierung‘, die es als ihre Aufgabe erklärte, an Stelle des durch die dänische Volksbewegung unfrei gewordenen Königs die Rechte des Landes und des angestammten Herzogs zu wahren. Rendsburg wurde durch einen Handstreich besetzt; alle eingeborenen Truppen gingen über; Freischaren und Bürgerwehren bildeten sich aller Orten.

In Deutschland ward die Erhebung der Herzogtümer als berechtigt anerkannt. Der deutsche Bundestag beschloß ihren Schutz und beauftragte Preußen mit der Ausführung. Inzwischen war freilich die kleine und ungeordnete schleswig-holsteinische Armee am 9. April von den Dänen bei Bau geschlagen worden; aber am 29. April erfochten die vereinigten Preußen und Schleswig-Holsteiner am Danewerk einen Sieg. Bald lähmte jedoch die für Dänemark eintretende russische Diplomatie die preußisch-deutsche Kriegsführung. Am 26. August 1848 ward zwischen Preußen und Dänemark zu Malmoe ein Waffenstillstand auf sieben Monate und, nachdem der Krieg noch einmal wieder aufgenommen worden war, am 10. Juli 1849 zu Berlin ein neuer Waffenstillstand abgeschlossen.

Am 2. Juli 1850 folgte dann der Friede, der die Herzogtümer den Dänen preisgab. Preußen, das bisher als Freund und Beschützer aufgetreten war, nahm jetzt eine fast feindselige Haltung an. Schleswig-Holstein war auf seine eigene Kraft gestellt. Wollte es nicht ohne weiteres sein gutes Recht fahren lassen und das dänische Joch auf sich nehmen, so mußte es allein den Kampf gegen die Übermacht wagen. Und nun spielt sich vor unseren Augen das Schauspiel ab, wie ein kleines Volk, voll bittern Hasses gegen den knechtenden Unterdrücker, mutig eintritt für seine Freiheit. Der Ausgang ist tragisch: das Volk verliert und muß den Fuß des übermütigen Siegers weiter in seinem Nacken fühlen.

Bereits im April 1850 hatte der preußische General v. Bonin den Oberbefehl über die schleswig-holsteinische Armee niedergelegt. An seine Stelle trat v. Willisen, der bis dahin als Generalleutnant dem preußischen Heere angehört hatte. Er ist, ohne es zu wollen,. Schleswig-Holsteins böser Engel geworden. Ein tüchtiger Theoretiker, aber kein Mann der Tat, in seinen Entschlüssen schwankend und leicht durch andere bestimmbar, hat er unter zahllosen Mißgriffen den Kampf geleitet. Während er hätte losschlagen müssen um jeden Preis, zauderte er und versuchte sogar Unterhandlungen mit dem dänischen Oberbefehlshaber anzuknüpfen, der ihn seinerseits, da ihm die Schleswig-Holsteiner als Empörer galten, gar keiner Antwort würdigte.

Dann kam die denkwürdige Schlacht bei Idstedt am 25. Juli. Mit Heldenmut ward gefochten. Die Schlacht war für die Schleswig-Holsteiner gewonnen; eine völlige Vernichtung der dänischen Armee wäre möglich gewesen. Aber, während die Truppen des Sieges sich bewußt waren, gab Willisen in unbegreiflichem Unverstande die Schlacht auf und ordnete den Rückzug an. Klaus Groth dichtete:

Uns twintig Bataillonen
Bi Idsted, wat en Heer!
Kanonen un Schwadronen!
Uns egen Lüd un Peer!

Dat weer de Herr Willisen,
Dat weer de General,
Weer awers nich vun Isen,
Un ok keen Mann vun Stahl.

Wi harrn se seker kregen,
Se dwungen stumm un dumm;
Do blas' dat langs de Regen:
Torügg, Kamerad, kehr um!

Wer dat en Tid tum Blasen?
Umkehrt, as bi en Jagd?
Gung't denn op Reh un Hasen,
Weer't nich en bittre Slacht?

Harrn wi nich stan as Palen?
Nich wadt in Sweet un Blot?
Un mennig schreeg in Qualen,
Un mennig leeg der dot!

Die Armee war nicht entmutigt, und die Scharte wäre auszuwetzen gewesen. Nun aber folgte der tragische Teil des Kampfes, der mit Wut und Trauer zugleich die Herzen erfüllte. Ein Bild unglaublicher Unfähigkeit und gänzlicher Planlosigkeit gewährt er. Mußte schon der Angriff auf die stark befestigte dänische Stellung bei Missunde am 12. September fehlschlagen, so kam der Angriff auf Friedrichstadt fast einem Verbrechen gleich. Gänzlich nutzlos ward hier das Blut schleswig-holsteinischer Männer und Jünglinge geopfert, und in den Sümpfen und Gräben vor der Festung ertranken beim nächtlichen Sturm die Leute wie die Ratten. Nunmehr war alles Zutrauen zum Führer geschwunden. Ein Zug schlimmer Ermattung und Abspannung ging durch die Armee, die an ihr Glück und ihren Stern nicht mehr glaubte. Am 8. Dezember trat General von der Horst an Willisens Stelle. Noch einmal leuchtete ein leises Hoffen auf. Aber um die Freiheit des Landes zu retten war es zu spät. Ein österreichischer und ein preußischer Kommissar kamen, im Namen des deutschen Bundes sofortige Einstellung der Feindseligkeiten, Rückzug des Heeres hinter die Eider, Herabsetzung desselben auf ein Drittel und Auflösung der Landesversammlung verlangend, im Weigerungsfalle mit Bundesexekution drohend. In der Nacht vom 10. auf den 11. Januar 1851 ward in der zu Kiel tagenden Landesversammlung der

Antrag auf unbedingte Unterwerfung angenommen. Damit war das einstweilige Schicksal Schleswig-Holsteins besiegelt. Schweigend ergab man sich darein, daß das Heer aufgelöst, die Festungen samt allem Kriegsmaterial den Dänen überliefert und Schleswigs Einverleibung durchgeführt ward. In zahllosen Verbannungen, Einkerkerungen, Absetzungen, Vermögensbeschlagnahmungen, in sonstigen Willkürlichkeiten und Übergriffen der verschiedensten Art machte sich das dänische Regiment geltend und gelangte die Rache an den Überwundenen zum Ausdruck.

Was man damals, als die deutschen Truppen das Land räumten und man sich nun auf Gnade und Ungnade den Dänen preisgegeben sah, empfunden, wie man in hoffnungsloser Resignation sich stumm gebeugt hat, das sagt uns schön ein Lied Klaus Groths:

Dat treckt so trurig aewer de Elf,
In Tritt un Schritt so swar — —
De Swalw de wannert, de Hatbar treckt — —
Se kamt wedder to tokum Jahr.

Ade, ade du dütsches Heer!
„Ade, ade, du Holstenmeer!
Ade, op Hoffen un Wiederkehr!“
Wi truert alleen ant Meer.

De Storch kumt wedder, de Swalw de singt
So fröhlich als all tovaer — —
Wann kumt de dütsche Adler un bringt
Di wedder, du dütsche Ehr?

Wak op, du Floth, wak op du Meer!
Wak op, du Dunner un weck de Eer! — —
Wi sitt op Haepen un Wedderkehr —
Wi truert alleen ant Meer.

Jetzt kam die Zeit, wo der Schleswig-Holsteiner nicht an sein Land denken konnte, ‚ohne daß ihm das Haar grau wurde‘, und wo der Deutsche schamrot nach dem verlassenen, schweigend duldenden Bruderstamm hinüberblickte, die Zeit, von der Emanuel Geibel klagt:

Das treibt das Blut mir heiß ins Angesicht,
Daß, wo ich schweifen mag im fremden Lande,
Ich hören muß des deutschen Namens Schande,
Und darf nicht sagen, daß man Lüge spricht,
Ob mir vor Scham und Gram darob das Herz zerbricht . . .

Ach, da's um Treu und Mut bei uns geschehen,
Da neigt ihr Haupt und starb die deutsche Ehre —
Fragt nach, bei Schleswig zwischen Meer und Meere!
Da liegt sie eingescharrt! Die Winde gehen
Mit Pfeifen drüberhin. Wann wird sie auferstehen!

Und Theodor Storm — wie hat er das Leid seiner Heimat getragen? Eine Reihe von Liedern, die schönsten, die überhaupt der schleswig-holsteinischen Erhebung und Niederlage ihre Entstehung verdanken, gibt uns Kunde von den Empfindungen, die ihn damals bewegten. Er teilt zunächst die allgemeine hoffnungsfreudige Stimmung, wenn er, beim Osterglockenläuten in goldener Sonnenfülle auf dem Meeresdeiche stehend, dem Frühlingswind, der klingend durch die Luft geht, zuruft:

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimaterde!

Und selbst als die Schlacht bei Idstedt geschlagen und das Verhängnis über Schleswig-Holstein hereingebrochen ist, vermag in seinem Herzen die trübe Gegenwart die Hoffnung auf eine

schönere Zukunft nicht zu tilgen. Mit kräftigem Trotz singt er in dem Gedicht ‚Ein Epilog‘ (1850):

Ich hab es mir zum Trost ersonnen
In dieser Zeit der schweren Not,
In dieser Blütezeit der Schufte,
In dieser Zeit von Salz und Brot:

Ich zage nicht, es muß sich wenden,
Und heiter wird die Welt erstehn,
Es kann der echte Keim des Lebens
Nicht ohne Frucht verloren gehn.

Der Klang von Frühlingsungewittern,
Von dem wir schaudernd sind erwacht,
Von dem noch alle Wipfel rauschen,
Er kommt noch einmal über Nacht!

Und durch den ganzen Himmel rollen
Wird dieser letzte Donnerschlag;
Dann wird es wirklich Frühling werden
Und hoher, heller, goldner Tag. . . .

Den gleichen Geist atmen die aus demselben Jahre stammenden herrlichen Verse:

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

. . . .

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe freilich und eine Schande, so heißt es dann weiter, wird es ewig sein, daß Söhne der Heimat Helfer des Feindes wurden; doch

Nicht viele sind's und leicht zu kennen —
O haltet ein! Ihr dürft sie nicht
In Mitleid, noch im Zorne nennen,
Nicht in Geschichte, noch Gedicht.

Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wermutstropfen
In den bekränzten deutschen Wein.

Verwandte und Freunde des Dichters standen mit in den Reihen der Kämpfer für Schleswig-Holsteins Freiheit. Bis nach Husum drang von Friedrichstadt her der Donner der Kanonen, und vom Deiche aus konnte man die Bomben fliegen sehen. Schauerlich war es, wie dann nachts die Wagen mit Verwundeten und Toten durch die Gassen zogen. Die Kränze, die man zu festlichem Empfange für die Sieger gewunden hatte, galt es nun, still auf die Gräber der Toten zu legen:

Und sollte dieser heiße Lebensstreit
Verloren gehn wie euer Blut im Sande
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieser schönen Lande,

In diesem Grabe, wenn das Schwert zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimat nicht;
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Aber im Grunde lebt die Hoffnung stark und unvergänglich im Herzen des Dichters, die Hoffnung, die er auch in den Jahren des Fernseins von der Heimat stets festgehalten hat. Er, der in seinem ‚Oktoberlied‘ als starker Mann gesungen hatte:

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß an und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen,

er schreibt, als die Dänen am 1. Januar 1851 auf dem Kirchhof zu Husum ein Denkmal errichten, mit der in ihren letzten Worten lügnerischen Inschrift: ‚Den bei der heldenmütigen Verteidigung von Friedrichstadt im Herbst 1850 gefallenen dänischen Kriegern, geweiht von Husums Einwohnern', die Verse nieder:

Sie halten Siegesfest, sie ziehn die Stadt entlang;
Sie meinen Schleswig-Holstein zu begraben.
Brich nicht mein Herz! Noch sollst du Freude haben:
Wir haben Kinder noch, wir haben Knaben,
Und auch wir selber leben, Gott sei Dank!

Über die trübe Verworrenheit der Zeit konnte dem Dichter wohl das Glück des eigenen Hauses hinweghelfen, und er spricht es einmal aus:

Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten, scheucht der Kindermund;
Ich seh' der Heimat, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.

Aber auch dies Glück wankte ihm. Da er seine Abneigung gegen das dänische Regiment nicht verhohlen hatte, war ihm die beim Thronwechsel erforderliche Bestätigung seiner Advokatur versagt worden. Seiner Bestallung ledig, stand er vor der Wahl: sich fügen oder die Heimat verlassen. Gern wäre er geblieben, ‚wenn er nur ein Stück Brot und jenes unentbehrliche „sanfte Ruhekissen" des alten Sprichworts sich hätte erhalten können'. Wie die Dinge standen, war er keinen Augenblick zweifelhaft, daß er gehen müsse. Er wandte sich nach Berlin mit dem Gesuch um Anstellung im preußischen Justizdienst. Zuerst Weihnachten 1852 war er selbst in dieser An-

gelegenheit in Berlin, die fremde Stadt sorgenvoll durchschreitend, der Kinder und der Heimat denkend*); bei einem zweiten Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt erhielt er die Zusicherung einer Anstellung im Justizdienst mit Freistellung der Wahl des Gerichtes, an dem er zunächst arbeiten wolle. Im November 1853 war alles zur Übersiedelung nach Potsdam, wo er zum Assessor am Kreisgericht ernannt worden war, geordnet. Es galt, zu scheiden von der Heimat, an der sein ganzes Herz hing, ungewiß, auf wie lange, ob nicht vielleicht für immer. Der ergreifende ‚Abschied‘ (1853) worüber jetzt Fontanes schöne Worte in einem Briefe an den Dichter vom 13. August 1853 zu vergleichen sind, sagt uns, was er damals empfand:

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen;
Es ist die Fahrt der Heimat abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure Tat ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu teuer,
Dafür euch in der Heimat euer Brot!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Noch einmal blickt er mit seinem Knaben in das weite Land hinaus, hört das Rauschen des Meeres und den Schrei der Möwen. Ist auch auf der heimatlichen Erde jetzt Raum nur für Fremde und, was den Fremden dient,

---

*) Vgl. das Gedicht ‚Weihnachtsabend‘.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem teuren Boden stand,
Hör mich! — denn alles andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren,
Und wie ein Pulsschlag durch*) dein Leben gehn!

Nicht bloß in seinen Liedern hat Storm seiner tiefen Beziehung zur schleswig-holsteinischen Sache Ausdruck gegeben; auch eine damals entstandene novellistische Arbeit zeigt den Hintergrund der gleichen Stimmung: ‚Ein grünes Blatt‘ (1850). Keinen Konflikt, nur eine Begegnung stellt sie dar: zwei junge Herzen finden sich, um sich zu trennen. Zwei kleine Gedichte rahmen wie ein einleitender und abschließender Akkord die Reihe stimmungsvoller, lang und ungestört ausklingender Situationen ein, aus denen sich das Ganze zusammensetzt. Etwas wie ein märchenhafter, die Gestalten von der Wirklichkeit ablösender Schimmer liegt darüber. Um Handlung ist es dem Dichter nicht zu tun; aber die Stimmung soll voll und ganz genossen werden. Auch längere Gespräche meidet er; kein leichtes Ausplaudern der Gedanken, sondern ein stilles Sinnen, immer nur von wenigen Worten unterbrochen, die bisweilen wie halb im Traum gesprochen werden; am Schweigen haben

*) So steht, gewiß richtig, in der 1. Auflage dieses Buchs; die mir vorliegende Auflage der ‚Sämtlichen Werke‘ gibt dafür ‚in‘.
D. Herausgeber.

ja überhaupt seine Menschen, auch darin echte Norddeutsche, ein eigenes Gefallen. Wie seine Novellistik aus seiner Lyrik hervorwächst, wird deutlich, wenn man das Gedicht ‚Abseits‘ vergleicht:

Es ist so still; die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre kalten Gräbermale;
Die Kräuter blühn; der Heideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Dies geruhige Sommerbild wird dann weiter ausgeführt; auch eine einsame sonnenbeschienene Kate zeigt uns der Dichter, davor den Kätner, behaglich nach den Bienen blinzelnd, und seinen Jungen, der aus Kälberrohr sich Pfeifen schnitzt; dann schließt er:

Kaum zittert durch die Mittagsruh'
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Dieselbe weltverlorene Heideromantik webt in dem ‚grünen Blatt‘ ihren traumhaften Zauber um uns. ‚Den Zauber der Heide, besonders in der Mittagsglut‘, sagt Alfred Biese mit Recht, ‚hat niemand so intim zu deuten verstanden wie Storm.‘ Da ist die kleine Kate, in deren Zimmer einsamer Sonnenschein und der Pendelschlag einer alten Schwarzwälder Wanduhr ihr Wesen treiben. Da ist der Alte mit seinen Bienen; nur der Junge hat sich in ein Mädchen verwandelt. Freilich ein Klang der aufgeregten Zeit dringt jetzt auch in diese Einsamkeit. Wir folgen dem jungen Freischärler durch die sommerheiße Heide und träumen mit ihm auf dem Hügel von der Schlange, die

sich in eine Prinzessin verwandelt. Aber diese Prinzessin trägt aschblonde Zöpfe und ein Mieder wie eine Bauerndirne, und als Gabriel erwacht, da sieht er Reginens junges Antlitz über dem seinen schweben. Gabriel und Regine, Reinhard (nur gelegentlich erfahren wir seinen Nachnamen Werner) und Elisabet: auch sonst liebt es Storm, seine Helden und Heldinnen nur bei ihrem Vornamen zu nennen, und, wie fein empfindende Dichter überhaupt, hat er diese nicht von ungefähr gewählt; gibt er doch selbst einmal einem Freunde vor der Taufe seines Töchterchens den Rat:

Bedenk es wohl, eh' du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.

Von Regine geführt, setzt Gabriel die Wanderung fort ‚mitten durch den Sonnenschein, der wie ein Goldnetz über den Spitzen der Kräuter hing.‘ Ein Soldatenlied, das er singt, läßt eben anklingen, daß es noch eine andere Welt gibt, als diese voll friedlich-träumerischer Einsamkeit. Dann ein neues Bild stiller Abgeschiedenheit: die schon erwähnte Kate am Waldrande mit dem ‚Immenhof‘, wo der alte Urgroßvater mit seinen Bienen lebt. Von ihnen erzählt dem jungen Manne der Greis:

Wie er sie schon als Knabe gehegt, wie er später, nun schon vor über siebzig Jahren, diesen Zaun gepflanzt habe, und wie sie darauf ihm so reichen Gottessegen zugetragen, daß er seinen Hausstand damit habe einrichten können; und weiter dann von seiner Hochzeit, von Taufen und Todestagen, von seinen Kindern, von Enkeln und Enkelkindern, und die Bienen gehörten allenthalben mit dazu. — Die Worte des alten Mannes hörten sich wie ein rieselndes Wasser; ein Stilleben nach dem andern entfaltete sich aus diesen milden Reden; Gabriel hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte nach den Bienen, die nur noch einzeln über die grünen Wände herüber kamen. Mitunter auch hörte er jenseits des Gartens im Hause

die Türen gehen; mitunter schlüpfte eine Grasmücke durch die Blätter und sah ihn mit neugierigen Augen an. So dauerte es eine Weile. Regine war wieder von außen herangetreten; sie lehnte mit dem Ellbogen über die Pforte und hörte schweigend zu; wie aus einem Rahmen schaute das frische Mädchenantlitz zwischen den Blättern hervor.

Aber ein Ton dringt in dies schweigende Idyll, dumpf, als käme er aus der Erde. Die Welt da draußen, wo jetzt die Kanonen über das Schicksal eines Volkes entscheiden, meldet sich und treibt den jungen Mann in sehnsüchtiger Ungeduld aus der ahnungslosen Stille dieses Ortes hinweg. Es folgt die Wanderung durch die Sommermondnacht und dann der Abschied:

„Sag mir noch eins; . . . weshalb mußt du in den Krieg?" — „Weißt Du es nicht, Regine?" — Sie schüttelte den Kopf. „Großvater spricht nicht davon," sagte sie, und sah wie ein Kind an ihm herauf. — Er verlor sich stumm in ihren Augen; eine Nachtigall schlug plötzlich neben ihnen aus den Büschen, die Blätter säuselten. Sie stand ihm gegenüber, ohne Regung, kaum belebt von lindem Atmen; nur in ihren Augen, im tiefsten Grunde, rührte sich die Seele; er wußte nicht, was so ihn anschaute. — „Sprich nur!" sagte sie endlich. — Er ergriff einen Zweig, der ihr zu Häupten hing, und brach ein Blatt herab. „Es ist für diese Erde," sagte er, „für Dich, für diesen Wald — — — damit hier nichts Fremdes wandle, kein Laut Dir hier begegne, den Du nicht verstehst, damit es hier so bleibe, wie es ist, wie es sein muß, wenn wir leben sollen, — unverfälschte, süße, wunderbare Luft der Heimat!" — Sie strich mit der Hand über ihre Haare, als wenn ein Schauer sie berühre. „Geh!" sagte sie leise, „gute Nacht!" — „Gute Nacht; — — — wo find' ich Dich denn wieder?" — Sie legte ihre Hände um seinen Nacken und sagte: „Ich bleibe hier zu Haus!" — Er küßte sie. „Gute Nacht, Regine!"

Anders als Reinhard das stille Gehöft hinter sich versinken und die große weite Welt vor sich aufsteigen sieht, scheidet Gabriel von der einsamen Kate. Die Empfindung schmerzvoller Wehmut ist hier dem Abschied nicht beigemischt, und wie einer jener Tage erscheint diese Begegnung, von denen der Dichter einmal sagt, daß sie den Rosen gleichen: ‚sie duften

und leuchten, und alles ist vorüber; es folgt ihnen keine Frucht, aber auch keine Enttäuschung, keine von Tag zu Tag mitschreitende Sorge.' Gabriel weiß es wohl:

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und ständ' sie noch im Blätterschatten
Inmitten jener Sommernacht,
Und fänd ich selber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld —
Sie schritte doch vom Waldessaume
Niemals hinunter in die Welt.

Und noch einmal am Schluß ein Blick auf Schleswig-Holstein:

„Und wenn sie doch hinunterschritte!"
„Dann wollen wir die Büchse laden! Der Wald und seine Schöne sind in Feindeshänden."

Im April 1854 schrieb Mörike an Storm, sein Urteil über die neue Gabe abgebend:

Das „grüne Blatt" fiel mir gerade zu rechter Zeit in den Schoß . . Jener Sommertag, brütend auf der einsamen Heide und über dem Wald, ist bis zur sinnlichen Mitempfindung des Lesers wiedergegeben; das vis-a-vis mit der Schlange, der Alte bei den Bienen, seine Stube — unvergleichlich. Dagegen hat die Schilderung des Mädchens, so wie der Schluß des Ganzen, mir einigen Zweifel erregt; in der Art aber, daß es sich nur um ein paar Striche zu viel und etliches zu wenig handeln würde. Darf ich es in der Kürze sagen, so ist einerseits der Schein des Manierierten nicht völlig vermieden (die Linie ist hier haarscharf allerdings) und andererseits sollte die allzu skizzenhaft behandelte Regine ein größer Stück sprechen, am besten vielleicht, indem sie ein kleines Abenteuer oder Märchen erzählte. Dadurch träte ihr reizendes Bild von selbst mehr heraus und alles bekäme zugleich mehr Fülle. Es könnte hierzu der Moment in der Stube benutzt werden.

Storm erkannte zwar in seiner Antwort die dem hohen Lobe beigemischten Bedenken des Freundes größtenteils an;

er hat sogar auf dessen Brief die Notiz gesetzt: ‚M.'s Rat ist für die Buchausgabe im wesentlichen befolgt worden.' Aber auch in dieser spricht Regine nirgends ‚ein größer Stück' und das ist gewiß wohlerwogene Absicht des Dichters. Überhaupt wollte er wohl hier nicht bestimmtere Linien ziehen; wie der Sommerwind, der über die Heide geht und den Duft der Eriken mit sich trägt, soll das ganze durch die Seele des Lesers ziehen.

Auch in der Fremde hat er zwei Novellen geschrieben, die auf dem Hintergrunde der schleswig-holsteinischen Sache ruhen: ‚Unter dem Tannenbaum' (1862)*) und ‚Abseits' (1863). In der zweiten ist der Schauplatz ein abgelegenes Gehöft ‚in dem nördlichsten deutschen Lande, das nach blutigem Kampfe jetzt mehr als jemals in der Gewalt des fremden Nachbarvolkes war.' Der Senator der kleinen Seestadt hat es sich erbaut:

So konnte er mit den Seinen in der Sommerzeit aus der unheimlich gewordenen Heimatstadt mitunter doch in eine Stille entfliehen, wo er sicher war, weder die ihm verhaßte Sprache zu hören noch die übermütigen Fremden als Herren in die alten Häuser seiner vertriebenen Freunde aus- und eingehen zu sehen; aber wo im Glanz der Junisonne die blühende Heide lag, wo singend aus dem träumerischen Duft die Lerche emporstieg und drunten über dem Strom die weißen Möwen schwebten.

Und auch die Wirtschafterin, die alte Mamsell, ein Erbstück der Familie, ist lieber draußen, als in der Stadt, wo ihr lauter fremde Gesichter begegnen. Ihr Freund, der alte Landschullehrer, der auf seines bei Idstedt gefallenen Sohnes Grabstein den Spruch hat eingraben lassen: ‚Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde', hofft von der Zukunft nichts mehr. Aber ihr Bruder, der alte Freischärler mit der tiefen Narbe über der Stirn, weiß es so sicher wie der Dichter, daß einmal die Stunde der Befreiung schlagen wird: ‚Das rechte Wort wandert landaus und -ein,

*) Vgl. Storms „Briefe in die Heimat", S. 190.

rastlos und unantastbar, bis es sein Fleisch und Bein gefunden hat.' Und im Geiste sieht er die Herrlichkeit der deutschen Nation aufsteigen: ,Und wir von den äußersten deutschen Marken, wir Markomannen, zu Leid und Kampf geboren, wie einst ein alter Herzog uns geheißen — wir gehören auch dazu!'

Sich selbst als Verbannten mit der am Weihnachtsabend in doppelter Stärke auf das Herz eindringenden Sehnsucht nach der Heimat hat der Dichter in ,Unter dem Tannenbaum' geschildert, wenn auch der Amtsrichter mit den scharf ausgeprägten Gesichtszügen und den milden, lichtblauen Augen unter dem schlichten hellblonden Haar nicht sein körperliches Abbild ist. Wir tun einen Blick in sein Familienleben, wie die Fremde es gestaltet hat, und wir sehen, wie er auch im Herzen seiner Kinder den Gedanken an die Heimat pflegt:

Er war aufgestanden und hatte einen Fensterflügel aufgestoßen. Weithin dehnte sich das Schneefeld; der Wind sauste; unter den Sternen vorüber jagten die Wolken; dorthin, wo in unsichtbarer Ferne ihre Heimat lag. — Er legte fest den Arm um seine Frau, die ihm schweigend gefolgt war; seine lichtblauen Augen lugten scharf in die Nacht hinaus. „Dort!" sprach er leise; „ich will den Namen nicht nennen; er wird nicht gern gehört in deutschen Landen; wir wollen ihn still in unserm Herzen sprechen, wie die Juden das Wort für den Allerheiligsten". Und er ergriff die Hand seines Kindes und preßte sie so fest, daß der Junge die Zähne zusammenbiß.

Seit wir des Dichters „Briefe in die Heimat" besitzen, wissen wir über sein tiefes Heimatgefühl, über seinen innigen Familiensinn, über seine Weihnachtsfreude und über manche andere Seite seines menschlichen Wesens noch genauer Bescheid, als vorher. Da schreibt er dem Vater, der sich wohl wunderte, wie der Sohn bei den traurigen heimischen Verhältnissen sich zurücksehnen könne: „Es ist eben das Geheimnis der Heimat; sie können's so toll gar nicht treiben, daß ich das Gefühl verlöre, diese Erde sei dennoch mein". Da berichtet er aus innigster Vater=

liebe heraus eine Unmenge kleiner Züge aus dem Leben der Kinder; er erzählt von ihrer geistigen Entwicklung, von ihren kleinen Freuden und Leiden, von ihren Krankheiten. Und die innige Liebe zu Frau Konstanze, über die er sonst auch den Nächsten gegenüber wenig Worte macht, kommt doch in einem Briefe an die Mutter vom März 1862 (S. 180) in allerschönster Weise zum Ausdruck.

Immer im Sinne lag dem Dichter die Hoffnung auf einstige Rückkehr, und wenn er die geliebte Frau an die Tage ihres jungen Eheglücks erinnert, wie sie in der Frühlingsnacht aus dem Fenster auf den Garten und die schweigenden Lande hernieder geblickt und in den Sternenhimmel geschaut hat, so ist es nur, um sehnend nach der Heimat zurückzuverlangen:

Nun horch ich oft schlaflos in tiefer Nacht,
Ob nicht der Wind zur Rückfahrt möge wehen.
Wer in der Heimat erst sein Haus gebaut,
Der sollte nicht mehr in die Fremde gehen.
Nach drüben ist sein Auge stets gewandt;
Doch Eines blieb, — wir gehen Hand in Hand.

Man weiß, wie dann alles gekommen ist. Nach dreizehn Jahren stummer Duldung schlug endlich die Stunde der Befreiung. Am 15. November 1863 starb Friedrich VII., der letzte dänische König, der auch in Schleswig-Holstein unbestreitbare Erbrechte gehabt hatte. Nun kann der Dichter rufen:

Die Schmach ist aus; der eh'rne Würfel fällt!
Jetzt oder nie! Erfüllet sind die Zeiten,
Des Dänenkönigs Totenglocke gellt;
Mir klinget es wie Osterglockenläuten.

Und als die Lebenden ihm zu zaudern scheinen, die deutsche Ehre wieder rein zurückzugewinnen, da schreibt er in leiden-

schaftlicher Erregung sein Gedicht ‚An die Toten‘*), das im Dezember 1863 in der Gartenlaube erschien, mit den Schlußstrophen:

Wacht auf, ihr Reiter! Schüttelt ab den Sand,
Besteigt noch einmal die gestürzten Renner!
Blast, blast, ihr Jäger! Für das Vaterland
Noch einen Strauß! Wir brauchen Männer, Männer!

Tambour, hervor aus deinem schwarzen Schrein!
Noch einmal gilt's das Trommelfell zu schlagen;
Soll euer Grab in deutscher Erde sein,
So müßt ihr noch ein zweites Leben wagen! —

Ich ruf' umsonst; ihr ruht auf ewig aus;
Ihr wurdet eine duldsame Gemeinde.
Ich aber schrei' es in die Welt hinaus;
Die deutschen Gräber sind ein Spott der Feinde!

Es ward doch anders. Der Tag, an dem er Schleswig-Holstein im Ringe des großen Reichs erblicken durfte, der Tag zugleich der eigenen Rückkehr, war näher, als er gedacht hatte. Aber fortan verstummte seine politische Dichtung. So gewiß sie zu dem Besten gehört, was wir Deutschen auf diesem Gebiete unser eigen nennen, so völlig man versteht, daß ein Mann wie Fontane urteilt, Storms vaterländische Dichtungen ständen ganz ebenbürtig neben seiner Liebeslyrik, ebenso gewiß hat unser Dichter sein eigenstes Empfinden mit den Worten ausgesprochen:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

*) Die jetzige Überschrift lautet ‚Gräber in Schleswig‘.

Nur die treue Anhänglichkeit an seinen Stamm und seine engere Heimat machte ihn zum politisch-vaterländischen Dichter, dieselbe Empfindung, aus der er im Juli 1853 an Fontane schrieb, es sei doch

ein Gefühl zum Ersticken, ohnmächtig und stumm dies gegen die Bevölkerung angewandte Demoralisationssystem mitansehen zu müssen.

Als Schleswig-Holstein frei war vom dänischen Joch, da dichtete er die kühl resignierte Strophe:

Nun ist geworden, was du wolltest;
Warum denn schweigest du jetzund?
— Berichten mag es die Geschichte;
Doch keines Dichters froher Mund.

Sie eröffnet einen Blick in eine Seite seines Wesens, auf die im nächsten Abschnitt zurückzukommen ist.

Fünftes Buch.

In der Fremde.

So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.

Und geht es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh' dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.

Es tut nicht gut, in die Fremde zu gehen, wenn man daheim schon am eigenen Herd gesessen hat. — Mir ist noch immer, als sei ich hier nur zu Gaste, und morgen oder übermorgen sei die Zeit herum, daß wir alle wieder nach Hause müßten.

Ein altgermanischer Zug kommt bei Theodor Storm sehr entschieden zur Geltung: nur das Leben in der Heimat als Glück, das Leben in der Fremde als ‚Elend' zu denken. Nicht leicht war es für eine Natur wie die seine, sich aus der Heimat, in der er festgewurzelt war, loszureißen und fremden Verhältnissen anzupassen. Wie ein aus seinem mütterlichen Erdreich jäh herausgerissener Baum mag er sich vorgekommen sein, als er sein stilles, abgelegenes Husum mit dem ‚großen Militärkasino' Potsdam vertauschen mußte. Heimisch hat er sich in den drei Jahren, die er daselbst weilte, nicht gefühlt, obwohl ein bald erworbener Freundeskreis ihm die Bitternisse der Fremde zu versüßen trachtete. So gastlich man ihn aufnahm, diese Jahre waren doch eine trübe Zeit für ihn. Unerbittlich trat das Heimweh, flehend mit Kinderstimme zu ihm. „Die eigentlichen Adern meines Lebens sind mir hier doch unterbunden" schreibt er damals in die Heimat. An sein inneres Ohr drang das Brausen des heimatlichen Meeres, und Sehnsucht ergriff ihn, wie nach dem Wiegenliede der Mutter. Ihn, der die Natur unmittelbar auf sich wirken zu lassen und sich ihr innig anzuschmiegen gewohnt war, überkam in den überall künstlich ordnende Menschenhand verratenden Parks von Potsdam

und seiner Umgebung, wenn er auch ihre Schönheiten gelegentlich lebhaft empfand, das Verlangen nach dem Anblick eines ‚ehrlichen Kartoffelfeldes, das mit Menschenleben und Geschick in unmittelbarem Zusammenhange stände'. Daß er gerade diese Wendung gebrauchte, um seiner Heimatssehnsucht Ausdruck zu verleihen, ist sehr bezeichnend. Kartoffelfelder — darin hat Fontane unbedingt recht — waren in der nächsten Umgebung Potsdams sehr zahlreich zu finden. Auch aus diesen Worten spricht im Grunde nur seine instinktive, in den „Briefen in die Heimat' oft scharf hervortretende Abneigung gegen gewisse Seiten des Preußentums, das, was Fontane scharf, aber treffend seine „Husumerei' genannt hat. In diesem Zuge liegt sicherlich eine Einseitigkeit, wie er sie gerade in der Potsdamer Zeit auch in der Art sich persönlich zu geben vielfach zeigte. Aber es ist eine solche, die man verstehen kann und ohne die Storm nicht gerade der Dichter geworden wäre, den wir in ihm lieben. Sein Verhältnis zu Fontane wurde freilich dadurch und durch manche andre Verschiedenheiten des Wesens und der Anschauungsweise erschwert.

Nicht leicht war es auch für ihn, in seine neue Tätigkeit sich einzuleben, ein neues Recht sich zu eigen zu machen. Er hat die Wahrheit des Wortes erfahren, das er in ‚Unter dem Tannenbaum' den Amtsrichter schreiben läßt: ‚Das ist die Not der Fremde, daß man den Boden, worauf man steht, sich in jeder Stunde neu erschaffen muß'.

Doch nicht ohne schöne, anregende Stunden gingen ihm die Potsdamer Jahre dahin. Seine ‚Sommer-Geschichten und Lieder' hatten ihm auch in Berlin Freunde erworben, in deren Kreis er nunmehr eintrat. Friedrich Eggers, der Redakteur des ‚Deutschen Kunstblattes', als feinsinniger Kunstschriftsteller und Dichter bekannt, führte ihn in das Haus Franz Kuglers ein, des Verfassers des Liedes ‚An der Saale hellem Strande'.

Hier, an dem sogenannten ‚ewigen Herd‘,*) versammelten sich Männer wie der Maler Adolf Menzel, ferner Theodor Fontane, Paul Heyse, Bernhard von Lepel, der ‚Lieder aus Rom‘ veröffentlicht hat, Kammergerichtsrat Wilhelm von Merckel, dessen ‚Gedichte‘ einen schönen sinnig romantischen Zug zeigen. Die Genannten und noch viele andere verkehrten auch in dem ‚Tunnel über der Spree‘, der größten literarischen Vereinigung des damaligen Berlin, über die wir durch Fontanes anschauliche Schilderung genau unterrichtet sind. Storm wurde natürlich auch hier eingeführt; aber man kann es Fontane glauben, daß seine Gedichte an dieser Stelle, wo es oft recht unruhig herging, nicht zur rechten Wirkung kamen. So wurde er denn im ‚Tunnel‘ nicht recht heimisch. Anders stand es mit dem ‚Rütli‘, der eine Art ‚Extrakt‘ des Tunnels darstellte. Zu dessen Zusammenkünften, die abwechselnd bei den Mitgliedern stattfanden, fuhr Storm in der Regel nach Berlin hinüber; einige Male kamen auch die Freunde zu ihm nach Potsdam. In diesem engeren Kreise war er schon bei seiner ersten Anwesenheit in Berlin, um Weihnachten 1852, sehr freundlich aufgenommen worden und hatte seine Mitarbeit an einem geplanten belletristischen Jahrbuch versprochen. Für das Jahr 1854 erschien denn auch, herausgegeben von Fontane und Kugler, der erste Jahrgang der ‚Argo‘. Ein von Menzel gezeichnetes humoristisches Titelbild, auf dem Jason unter Assistenz der Kolchischen Straßenjungen von dem Wächter des goldenen Vließes, dem als geflügelter Bär dargestellten Ungeheuer, begrüßt wird, ward, wohl als allzu ironisierend, von den Argonauten nicht angenommen und nur in wenigen Exemplaren abgezogen. Sonst finden wir den ganzen Freundeskreis beisammen. Merckels Eingangsverse erklären den Titel:

---

*) L. Pietsch braucht den Ausdruck ‚heiliger Herd‘.

Um den Preis geritten Jahr aus Jahr ein wird rings auf dem Hippogryphen,
Daß Reiter und Gaul um die Wette schier von Lenden und Weichen triefen.

Ein Glücklicher reißt vom Lorbeerbaum den Kranz im Vorüberjagen,
Die übrigen haben am Ende sich nur um — Nasenlängen geschlagen.

Und das Publikum, das die Bahn entlang nachgaffte dem Hufgestampfe,
Mit durstiger Seele und Augen voll Sand heimzieht's vom olympischen Kampfe. —

Statt kontinentalen Pegasusritts vorzogen wir drum die Regatte,
Und zimmerten uns vergnüglich dazu eine Rokoko-Argo-Fregatte.

Heyses schöne Novelle ‚L'Arrabiata' bildet die Eröffnung, ‚Lieder aus Sorrent' hat er außerdem beigesteuert. Aus dem weiteren reichen und abwechselungsvollen Inhalt seien noch Fontanes Übertragungen altenglischer Balladen und seine herrlichen Original-Balladen aus der englischen Geschichte hervorgehoben. Das tragische Geschick James Monmouths behandelt er hier in einer eigenen Erzählung, der er das süß traurige Lied von Lucy Walters und dem über den Stuarts schwebenden düstern Verhängnis einflicht. Von Storm finden wir ‚Ein grünes Blatt' und Gedichte der letzten Jahre, unter ihnen auch das (von ein paar Versen an Klaus Groth abgesehen) einzige plattdeutsche Lied, dem er in die Sammlung seiner Gedichte Aufnahme gewährt hat. An einem Septemberabend des Jahres 1850 entstanden, atmet es ganz das reine, im Besitz der Geliebten von der Welt nichts begehrende Glücksgefühl jener Tage:

Oever de stillen Straten
Geit klar de Klokkenslag;
God' Nacht! Din Hart will slapen,
Un morgen is ok en Dag.

In plattdeutscher Sprache, die man bisher immer nur dem komischen, burlesken Genre dienen zu sehen gewohnt war,

werden hier jene tief innigen, aus einem reinen Gemüt quellenden Töne laut, die bald darauf Klaus Groth in reicher Fülle hören lassen sollte.

Ein völlig anderer Ton klingt aus dem in die Potsdamer Zeit fallenden Gedicht „Für meine Söhne“: es verrät eine oppositionell von dem Getriebe der Welt sich abschließende Stimmung, die übrigens in einigen andern Gedichten Storms aus dieser Zeit noch schärfer zum Ausdruck kommt. Aller landläufigen Moral, allem Strebertum hält es den Spiegel mannhaft selbstbewußter Gesinnung entgegen:

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüte edelsten Gemütes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimatlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu wert, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüte deine Seele
Vor dem Karriere-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

In jene Zeit der Potsdamer Assessorschaft fällt Storms persönliche Bekanntschaft mit seinen beiden Lieblingsdichtern. Mit Eichendorff traf er im Hause Kuglers zusammen, im Freundes- und Frauenkranze einen heiteren Tag verlebend. Es war ihm nach seinen eigenen Worten ‚fast unglaublich, daß er den Menschen leibhaftig sehen sollte, der diese geheimnisreiche poetische Welt erschaffen, welche nur im Abend- oder Morgengrauen oder in der Stille der Mondnacht aus verschwiegener Tiefe steigt'.

Dem Vater schrieb er nach dieser Begegnung:

‚In seinen stillen blauen Augen liegt noch die ganze Romantik seiner wunderbar poetischen Welt ... Es war mir ein eigenes Gefühl, einen Mann persönlich zu sehen und zu sprechen, ... der neben Heine schon in meiner Jugend den größten Einfluß auf mich gehabt hat.'

Im Herbst 1855 machte Storm mit seinen Eltern zusammen eine Reise in den deutschen Süden. Das Endziel war Heidelberg, wo der Vater einst studiert und bei Thibaut gehört hatte, auch von dem alten Johann Heinrich Voß in dem Rebgange seines Gartens empfangen worden war. Nicht nur eine Erholungs- und Vergnügungsreise galt es, auch einen Lieblingswunsch wollte Storm sich erfüllen, einen Besuch bei Eduard Mörike. Wir wissen, wie er in Kiel mit den Mommsen zusammen seine Dichtungen kennen gelernt hat. Dann gleich in der ersten kleinen Geschichte, die er schreibt, kann er es sich nicht versagen, seine Vorliebe für ihn in schöner Weise zu bekunden: er macht seine Novelle ‚Maler Nolten' zum Lieblingsbuch der alten Marthe, der die Gestalten des Dichters allmählich so nahe rücken, daß sie ihr zu selbstbestimmenden lebenden Wesen werden. Jetzt

sollte der norddeutsche Dichter dem süddeutschen wirklich ins Auge blicken; ‚er meinte den Württembergern verwandter zu sein, als den scharfen Preußen‘ (Erich Schmidt). In seinen ‚Erinnerungen an Eduard Mörike‘ (1876) hat Storm, unter liebevoller Bewahrung aller kleinen Züge, seinen Besuch geschildert; in aller Lebendigkeit tritt der liebenswerte schwäbische Poet, der gerade seine Novelle ‚Mozarts Reise nach Prag‘ vollendet hatte, in seinem einfachen, aber gemütlichen Stuttgarter Heim vor uns hin. Feinsinnige Urteile über seine Dichtungen und über die Gründe für die Kleinheit seiner Gemeinde werden eingeflochten. — Auffallenderweise geriet übrigens der Briefwechsel zwischen den beiden Dichtern seit Storms Besuch bei Mörike ins Stocken. Zwar jener schrieb mehrmals ausführlich. Aber Mörike, der freilich stets ein nachlässiger Briefschreiber war, antwortete nur noch ein einziges Mal — am 10. Juni 1865, auf die Mitteilung vom Tode Frau Konstanzes — allerdings mit alter Herzlichkeit. Und nach einer Erwiderung Storms vom 6. Juli desselben Jahres bricht der Briefwechsel überhaupt ab. Nur Grüße und Sendungen sind noch zwischen den beiden hin und hergegangen, obwohl Mörike erst 1875 starb. Die Trennung von seiner Frau kann mit diesem Aufhören des Briefwechsels nichts zu tun haben. Storm mißbilligte sie allerdings entschieden; aber sie erfolgte erst 1873. Möglich, daß Mörikes hartnäckiger Schreibträgheit gegenüber auch Storm die Lust zu weiteren Briefen verlor.

Im Herbste 1856 ward Theodor Storm als Kreisrichter nach Heiligenstadt im Eichsfelde versetzt. Hier, in diesem mehr abseits gelegenen, von Waldbergen umkränzten Städtchen, gestaltete sich ihm das Leben wieder innerlicher, traulicher, befriedigender. ‚Da ich nicht in Husum sein kann‘, schrieb er in dieser Zeit an L. Pietsch, ‚wünsche ich mir in Heiligenstadt zu sein‘. Dem verwirrenden Treiben der großen Welt entrückt,

begann er wieder den Segen stillen häuslichen Glückes zu empfinden. Zu den drei Knaben, die er schon gehabt hatte, war in Potsdam ein Mädchen hinzugekommen. In Heiligenstadt schenkte ihm Frau Konstanze ein zweites Töchterlein, so daß nun eine ganze Schar junger Storme und Storminnen sein Heim belebte. Frohe, teilnehmende Menschen traten hinzu, und ein Kreis bildete sich um ihn als Mittelpunkt, der sich den Schmuck des geselligen Lebens durch die Kunst zur Aufgabe stellte. Mit dem Landrat von Wussow, der nach L. Pietschs aus genauer Kenntnis heraus gefälltem Urteil, ‚in seiner breiten Brust ein zartbesaitetes Künstler- und Poetenherz' barg, den der Dichter selbst zu den „zur Freundschaft prädestinierten Menschen" rechnet, schloß er damals eine Freundschaft fürs Leben; auch dem Staatsanwalt Delius trat er sehr nahe. Die Frauen stimmten gleichfalls aufs beste zueinander. Gelegentliche Besuche auswärtiger Freunde, so 1861 der von L. Pietsch, kamen erfreulich hinzu. Schon im zweiten Jahr seines Aufenthaltes gelang es Storm außerdem, einen Gesangverein ins Leben zu rufen, der bei seinen in dem dazu eingeräumten Rathaussaal veranstalteten Aufführungen vor den schwierigsten musikalischen Aufgaben nicht zurückscheute. Dazu kam eine regelmäßige gesellige Vereinigung, der ‚römische Abend', wo man manchmal sogar in Kostümen erschien. Nur einen Garten vermißte er schmerzlich, und welche Unbequemlichkeiten und Beschränkungen er sich im häuslichen Leben auferlegen mußte, dafür geben die „Briefe in die Heimat" die mannigfachsten Belege. Sie zeigen aber auch, wie gelassen er solche Dinge ertrug. Wie auch jetzt still und rein über seinem Leben die geliebte Frau schwebt, das kündet uns schön ein kleines Gedicht, das durch einen geselligen Ausflug nach den Gleichen veranlaßt wurde:

In buntem Zug zum Walde ging's hinaus;
Du bei den Kindern bliebst allein zu Haus.

Und draußen haben wir getanzt, gelacht,
Und kaum, so war mir, hatt' ich dein gedacht. —
Nun kommt der Abend, und die Zeit beginnt,
Wo auf sich selbst die Seele sich besinnt.
Nun weiß ich auch, was mich so froh ließ sein,
Du warst es doch, und du nur ganz allein.

Blicken wir auf die Dichtungen der Potsdamer und Heiligenstadter Zeit, so sehen wir seine poetische Leistungsfähigkeit erstarken. Namentlich die stille Beschaulichkeit und heitere Geselligkeit des Lebens, wie sie in Heiligenstadt so traulich sich mischten, waren die rechte Luft für seine Poesie, die nun öfter und öfter den Flug wagte.

Eine Stimmungs- und Erinnerungsskizze, wie wir ähnliche schon kennen gelernt haben, ist ‚Im Sonnenschein' (1854). Wieder treibt es den Dichter, was längst dem stillen Lande der Vergangenheit angehört, noch einmal an das Tageslicht der Gegenwart heraufzubeschwören. Die Gestalten seiner eigenen Vorfahren, die einst im elterlichen Hause dem Knaben in ungewissem Dämmerlicht erschienen waren, erweckt seine Phantasie jetzt zu poetischem Leben, und der urgroßmütterliche Rokoko-Garten, in dem er ehedem geträumt hatte, belebt sich ihm mit den Menschen einer lange begrabenen Zeit. Wir wissen aus einem Briefe Storms an Keller vom 27. Februar 1878, wieviel er hier aus der Wirklichkeit herübergenommen hat. Der Freund antwortete ihm denn auch:

Die Geschichte mit dem „Fränzchen"*) frappiert mich, es ist gewiß ein schönes, aber seltenes Beispiel, daß ein Faktisches so leicht und harmonisch in ein so Poetisches aufgelöst wird.

Stimmunggebend haben übrigens, wie er der Mutter schreibt, auch die Eindrücke von Sanssouci stark auf diese Skizze

*) In Wirklichkeit hieß diese Großtante Storms übrigens Fritzchen.

gewirkt. In zwei Situationen entwickelt sie sich: das aus der Vergangenheit heraufbeschworene Bild wird vorangestellt; die Erinnerungssituation selbst folgt. Schon in der Skizze ‚Im Saal‘ hat die Großmutter von der alten Zeit erzählt. Jetzt lauscht, in der stillen Nachmittagsstunde eines Sommertages, wieder ein Enkel ihren Worten. Über dem Sofa hängen in silberner Fassung die kleinen Familienbilder. Stumm und doch, als wollte sie reden, blickt die Vergangenheit ihn an, und fast mit Inbrunst schaut er in das feine blasse Gesicht von Tante Fränzchen mit der roten Rose in der weißen Puderfrisur und dem blauen Medaillon auf der amarantfarbenen Kontusche:

Der Garten, wie er ihn als Knabe noch gesehen, trat vor seine Phantasie; er sah sie darin wandeln zwischen den seltsamen Buxbaumzügen; er hörte das Knistern ihres Schuhes auf den Muschelsteigen, das Rauschen ihres Kleides. Aber die Gestalt, die er so heraufbeschworen, blieb allein; gebannt in dem grünen Fleckchen, das vor seinem inneren Auge stand. Was sich um die Lebende einst mochte bewegt haben, ihre Gespielinnen, die Töchter aus den alten finsteren Patrizierhäusern, den Freund, der nach ihr spähte zwischen den Büschen des Gartens, hatte er keine Macht ihr zu gesellen.

Aber der Dichter hat diese Macht. Ihm steigt aus den rückblickenden Andeutungen der Großmutter im Sonnenschein eines Sommernachmittags die Schäferstunde in der Geißblattlaube deutlich empor. Auch in dem anmutigen Eichendorffschen Gedichte ‚Sonst‘ schauen wir ein Rokoko-Paar in der Laube; bei Storm ist die Stimmung träumerischer, verhangener:

Vor ihnen drüben in dem Zitronenbirnbaum flog der Buchfink ab und zu, und sie hörten tief im Laube das Kreischen der Nestlinge; dann wieder, ihnen selber kaum bewußt, drang das Schluchzen des unterhalb fließenden Wassers an ihr Ohr; mitunter sank eine Kaprifolienblüte zu ihren Füßen; von Viertelstunde zu Viertelstunde schlug drüben im Hause die Amsterdamer Spieluhr. Es wurde ganz stille zwischen ihnen. Aber

der Drang, den geliebten Namen leibhaftig vor sich ausgesprochen zu hören, überkam den jungen Mann. — „Fränzchen!“ sagte er halblaut. — „Konstantin!“ —

Aber die alte strenge Zeit, wo die Kinder bei ihren Spielen mäuschenstill wurden, wenn sie den Rohrstock des Vaters nur von ferne auf den Steinen hörten, und wo dem Willen der Eltern gegenüber das Recht des Herzens verstummen mußte, trennte Tante Fränzchen, und den schönen jungen Reiteroffizier, den sie geliebt hatte, und still und einsam hat sie ihr Leben beschlossen.

Im ‚Liederbuch dreier Freunde‘ steht ein Gedicht Storms mit den Eingangsversen:

Und blieb dein Aug' denn immer ohne Tränen?
Ergriff dich nie im kerzenhellen Saal
Hinschleichend in des Tanzes Zaubertönen
Ein dunkler Schauer meiner ew'gen Qual?

Auf dir, so ist der weitere Gedankengang, ruht meiner Jugend Zauber und die Seligkeit aller künftigen Tage; ‚ich habe dich geliebt, als fessellos noch deine Locken flogen, als deine Schönheit noch kein Aug' getrübt‘. Sehnst du dich nimmer nach dem Freunde? Glaube mir, auch du wirst fühlen, wie Vergangenes quält:

O kehr' zurück, und wandle, was vergangen,
In dunkle Schmerzen der Erinnerung!
Noch blüht dein Mund, noch glühen deine Wangen,
Noch ist mein Herz wie deines stark und jung.

Ein späteres Lied ‚Hyazinthen‘ führt die in der ersten Strophe angedeutete Situation aus (anders ist die Wendung in Mörikes Gedicht ‚Götterwink‘, das man aber vergleichen mag):

Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen;
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen; aber du mußt tanzen . . .

Ins Novellistische erhoben zeigt ‚Angelika' (1855) das Motiv der beiden Gedichte. Ein entschiedener Ansatz zur Konfliktnovelle liegt in dieser Dichtung, die übrigens an manchen Stellen besonders stark an die Art der Romantiker anklingt, vor; aber die Kraftlosigkeit des Helden schädigt hier entschieden, wie der Dichter auch selbst anerkannt hat, die Wirkung. Wieder ist das Thema Resignation und Glücksentsagung; doch wird die Schwäche Ehrhards deutlicher als Schuld betont. Keine geringe Natur ist dieser, aber einer jener unseligen Gefühlsmenschen, die an sich selbst und ihren Stern nicht glauben, die wohl tief die Sehnsucht nach Glück empfinden, denen jedoch der frische Wagemut und die Hoffnung auf die Zukunft fehlt und die immer über die herbe, unüberwindliche Gegenwart grübeln. Unvermögend dem Mädchen, das er liebt, eine sorgenfreie Existenz zu bieten, will er verzichten. Aber ein Augenblick kommt, wo sein festes Wollen ihm entschwindet und die Liebe doch ihr leidvolles Wunder vollbringt. Dann stellt sich ihm wieder die Öde und Kargheit der Zukunft vor Augen, und unmerklich entsteht ein Abgrund zwischen den beiden, über dessen Rand sie sehnsüchtig die Arme nacheinander ausstrecken, um gleich darauf wie Kinder ratlos und grollend sich gegenüber zu stehen. Das Mädchen ist hoffnungs- und sinnenfreudigerer Art. Während sie oben im Saal beim Tanz in den Armen eines andern liegt, steht er unten, von sehnsüchtigem Verlangen zerquält. Und wenn sie dann wieder mit vollem ungestümen Herzen zu ihm drängt, legt es sich von neuem wie eine Last auf seine Seele. So kommt ein Irrsal in die Mondscheingärten einer einst heiligen Liebe. Angelika verliert den Glauben an den Geliebten, und ihr schönes festes Herz zersplittert sich allmählich. Das Verständnis der Liebe weicht von ihnen:

Sie konnten sich anschauen mit unendlichem Groll, aber mit noch unendlicherem Schmerz; sie vergingen in Qual, daß sie nicht eins im andern

selig sein konnten, wie sie es einst gekonnt; das erlösende Wort schwebte auf ihren Lippen, in ihren Augen; aber sie fanden es nicht mehr. So entstand allmählich eine doppelte Angelika; beide hatten sie die zarte schmächtige Gestalt, das sonnenblonde Haar, das er vor allem liebte; aber die eine hing an seinen Augen, seinen Lippen und hatte nichts, was nicht auch ihm gehörte; die andere wußte nichts von seinem Herzen; sie wandte, wenn er ihren Arm, ihren Nacken berührte, sich unwillig von ihm ab, wie von einem Frechen, und er, mit erstickten Wehschrei in der Brust, erkannte das fremde Wesen in der geliebtesten Gestalt.

Es ist, novellistisch gestaltet, die Stimmung des Heineschen Liedes:

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollt' es dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich
Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich
Nur noch zuweilen im Traum;
Sie waren längst gestorben,
Und wußten es selber kaum.

Als dann unverhofft das Glück Ehrhard zulächelt und er nun doch die Geliebte zu seinem Weibe machen kann, da ist es zu spät, und in dem Garten, wo sie einst ihn umschlungen und geküßt hat, ist nur das wesenlose Mondlicht. Angelika hat einem andern das Jawort gegeben. Zwar löst der Tod des Bräutigams die Verbindung; aber die aufsteigende Erinnerung an den Zauber ihres Wesens vermag Ehrhard nicht darüber hinwegzutäuschen, daß es zwischen ihm und ihr für immer zu Ende ist.

An ‚Immensee' erinnert manches, vor allem die eigene Verhaltenheit und Gebundenheit des Tons. Dann ähneln sich die Schlußszenen: Ehrhard wie Reinhard bringen nachts am offenen Fenster ihre drängenden Gedanken zur Ruhe. Auch die Mutter spielt eine ähnliche Rolle dort und hier.

Außer ‚Im Sonnenschein‘ und ‚Angelika‘ ist in Potsdam noch die Skizze ‚Wenn die Äpfel reif sind‘ (1856) entstanden, die man wohl als romantische Humoreske bezeichnen kann. Ein Stelldichein und ein Apfeldiebstahl werden auf dem Hintergrunde einer Sommernacht zu einem reizvollen Ganzen vereinigt.

Wer es unternehmen würde, eine Geschichte der deutschen Novelle zu schreiben — und ein solcher Versuch wäre gewiß lohnend —, der würde auch hinsichtlich der Technik und äußeren Einkleidung verschiedene Gruppen zu scheiden haben. Zwei Haupttypen würden sich ihm darstellen, die man als die Er-Novelle und die Ich-Novelle bezeichnen könnte. Dort wird ein Vorgang rein episch und objektiv berichtet; der Erzähler selbst bleibt unsichtbar. Hier berichtet ein Ich, was es geschaut und erlebt hat; und zwar ist es entweder der Dichter selbst, der das Buch seiner Erinnerungen aufschlägt und die zusammengehörigen Blätter heraussucht und aneinanderfügt, oder er führt einen andern redend ein, von dem er die Geschichte gehört hat. Die Ich-Novelle trägt einen stark subjektiven Zug an sich, da sie die Ereignisse im Gemüt des Erzählers sich widerspigeln läßt. Auch für sie gilt, was Friedrich Spielhagen in seinen ‚Beiträgen zur Theorie und Technik des Romans‘ über den Ich-Roman sagt. Kann der Dichter der objektiven Novelle, allgegenwärtig und allwissend, wie er ist, seine Menschen, wo und wann es ihm gut dünkt, vor sich fordern und ihre tiefsten Geheimnisse offenbaren lassen, so muß, wer eine Ich-Novelle schreibt, seine Gegenwart und sein Wissen in jedem einzelnen Falle glaubhaft machen. In diesem Erfordernis besteht die Schwierigkeit jeder Ich-Erzählung. Aber eben dadurch gewinnt sie auch den Schein größerer Glaubwürdigkeit für sich und spinnt den Leser fester in ihr Gewebe ein.

Theodor Storm zeigt eine ausgesprochene Vorliebe für die Ich-Novelle, und wir werden sehen, daß er unerschöpflich ist in den mannigfachen Arten der Einkleidung. Schon in ‚Marthe und ihre Uhr‘ hatte er den Ich-Ton angeschlagen, sonst aber bis dahin den Er-Ton gewählt. Jetzt bietet er in ‚Auf dem Staatshof‘ (1858) eine ausgeführte Ich-Novelle. Am Faden der Erinnerung reiht er die einzelnen Szenen auf, der nachschaffenden Phantasie des Lesers überlassend, die Lücken auszufüllen:

Ich kann nur einzelnes sagen; nur was geschehen, nicht wie es geschehen ist; ich weiß nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine Tat war oder nur ein Ereignis, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir tropfenweise hergibt, so will ich es erzählen.

Mit Pausen, die durch das Fernsein des Erzählers vom Schauplatz der Geschichte begründet sind, schreitet diese dann fort. Auf solche Weise gewinnt der Dichter den Vorteil, daß er nur ihre Spitzen, die eigentlich poetischen Situationen zu berücksichtigen braucht, die Zwischenglieder aber übergehen oder in den Hintergrund verweisen kann. Zugleich erreicht er den Schein einer gewissen Aktenmäßigkeit, indem er nur wirklich Erlebtes zu berichten scheint und das Band der eigenen Erinnerung alles zusammenhalten läßt, obgleich, wie wir nun aus den „Briefen in die Heimat“ wissen, die Handlung der Novelle reine Erfindung ist.

In die früheste Kindheit geht er zurück und weckt ein liebliches Idyll; er erzählt, wie er draußen auf dem Staatshof mit der kleinen Anne Lene gespielt hat. Dabei werden, vorerst nur mit wenigen Strichen, die Örtlichkeiten gezeichnet, auf denen sich später in anderer Beleuchtung die letzten Szenen nebst der Katastrophe abspielen sollen. Der Leser ahnt nicht, daß er das alte Prunkgemach mit den goldgeblümten Tapeten, der großen Kristallkrone und den Familienbildern verödet

wiedersehen, und daß in dem auf Pfählen über dem Wasser stehenden Gartenpavillon mit den bunten Schäferbildern einst ein junges Leben ein Ende nehmen wird. Einen ganz eigenen Zauber hat der Dichter um die Heldin der Geschichte zu weben verstanden. Er liebt diese besonders gearteten Erscheinungen, die sich unter den Alltagsgesichtern wie ein holdes Wunder ausnehmen: ‚Wenn man sie betrachtete, wie der Sommerwind ihr die kleinen goldklaren Locken von den Schläfen hob, und wie ihre Füße so leicht über das Gras dahin schritten, so konnte man kaum glauben, daß sie hier zu Haus gehöre‘. Aber dem Verlangen nach ihrem Besitz wehrt ein unbestimmtes Etwas, ein Hauch der Vergänglichkeit, der über ihr ruht. Der Untergang ihrer Familie, der Verfall des Hauses ihrer Väter, durch die unheimliche Episodenfigur der Bettlerin grell beleuchtet, zieht Anne Lene nach sich. Es scheint uns den Zauber dieser Mädchengestalt zu trüben, wenn wir sie in Neigung zu dem mückenspießenden Kammerjunker mit den blanken braunen Augen erblicken. Oder ist es ein Opfer, das sie bringt, um den erloschenen Glanz ihres Geschlechtes wieder zu erneuern? Der Dichter läßt es im ungewissen. Öfter übrigens wandelt es ihn an, die Menschen so zu paaren: in ‚Auf der Universität‘ läßt er das Glück eines schönen jungen Geschöpfes von einem Wüstling, in ‚Carsten Curator‘ von einem verbrecherischen Trunkenbold, in ‚John Riew‘ von einem Gecken zerstören. Fast will es uns bedünken, als ob darin sich etwas wie jene romantische Ironie rege, die sich darin gefällt, die eigenen Gestalten wieder zu vernichten.

Anne Lenens unselige Liebe geht in Trümmer. Aber wenn nun ihr Jugendgespiele ihr die Hand reicht, um sie zu halten und den Weg zur Welt zurückzuführen, so empfindet sie, ‚die Tochter aus einem solchen Hause‘, dies als ein Opfer, das sie um keinen Preis annehmen darf, und gerade recht kommt

ihr der Tod, ob gewollt, ob zufällig. Auch hier entläßt der Dichter den Leser mit einem Gefühl der Trostlosigkeit, das durch die Ironie des Schlusses, durch die Kontrastgestalten des behäbigen Klaus Peters und seiner Juliane, der jetzigen Besitzer des Staatshofes, noch einen Beisatz bitterer Schärfe erhält.

Manche Ähnlichkeit mit ‚Auf dem Staatshof‘ hat die Novelle ‚Auf der Universität‘ (1862). Eine solche zeigt sich schon in der Komposition. Nicht nur daß der Dichter — wie er es ja überhaupt liebt — in beiden Fällen aus der Erinnerung berichtet, sondern auf die Schilderung der Knabenzeit folgt auch hier wieder die Pause, während der er fern der Heimat weilt; dann mit der Rückkehr und dem Wiedersehen, das dort in der Vaterstadt, hier auf der Universität erfolgt, setzt die Geschichte von neuem ein. In beiden Novellen ist ein Mädchen die Heldin, und von seiner Liebe zu ihr erzählt uns der Dichter, dort freilich bis zum Schluß eng beteiligt, hier in der zweiten Hälfte als fernerstehender Beobachter. Das Thema selbst ist ein anderes geworden: dort eine junge Dame, der der Zwiespalt zwischen der Erinnerung an den ehemaligen Glanz der Familie und der gegenwärtigen Verödung und Verlassenheit ein tragisches Geschick bereitet; hier ein Mädchen aus einfachen Verhältnissen, das, in ihrer Jugend einmal über ihre Kreise hinausgehoben, nunmehr ein Opfer ihres Hanges zur Vornehmheit wird. War der Dichter dort im ungewissen, ob er eine Tat oder ein Ereignis zu erzählen habe, hier steht er vor der traurigen Gewißheit einer Tat. Eine seiner liebreizenden Schöpfungen ist diese Lenore Beauregard, die Tochter des französischen Flickschneiders. Ein berückender, Herz und Sinne betörender Zauber geht von ihr aus, und eine herbe, schmerzliche Empfindung bleibt im Leser zurück, wenn er diese zarte, duftige Mädchenblüte vom Wurm zernagt sieht. Es ist die Frage, ob es künstlerisch notwendig war,

das eigene liebliche Gebilde so zu zernichten. Jedenfalls lehnt man sich gegen den Zufall, dessen Laune hier ein junges Leben zum Opfer fällt — denn an dem Geschwätz des Schneidergesellen, der ihren Verlobten in der Fremde auf anderen Wegen gesehen haben will, hängt doch zuletzt die unglückliche Wendung — unwillkürlich auf. Zu dem Schönsten, was Storm geschrieben hat, gehören die Szenen aus der Knabenzeit, wie sie, ausgestattet mit allem Reiz einer ersten, unbewußt verlangenden Liebe an uns vorüberziehen: die Tanzstunde — schon ‚Auf dem Staatshof‘ hat zwei wundervolle Tanzszenen —, die Schlittenfahrt, die Schmetterlingsjagd nach dem Brombeerfalter, die Karussellfahrt, der Gang durch den Schloßgarten in der Sommernacht. In wirkungsvollen Kontrast dazu treten die Szenen auf der Universität, wenn man auch das Gefühl hat, daß das wilde, rüde Treiben der Studenten, die sich in übermütiger Herabwürdigung des Weibes nicht genug tun können und unter denen die mit einem unheimlich bannenden Zauber umgebene Wüstlingsgestalt des Raugrafen hervorsticht, allzusehr des idealen Elements entbehrt. An bildartiger, von der Wirklichkeit leicht sich ablösender Anschaulichkeit sucht die Situationenreihe dieser Dichtung jedenfalls ihresgleichen.

Nicht immer hat die Resignationsnovelle einen trüben, tränenlosen Ausgang. Der Dichter vermag sich auch in mildere Töne verklingen zu lassen. Wohl sehen wir in ‚Drüben am Markt‘ (1860) einen alten einsamen Menschen in seinem von den Spinngeweben der Erinnerung erfüllten Zimmer mit der verblichenen Paul- und Virginia-Tapete sitzen, rückblickend in die Zeit, wo er dem hübschen Bürgermeisterstöchterlein in seiner harmlosen Weise den Hof gemacht hat, um für sein bescheidenes Werben nur einen Korb zu ernten. Aber den kleinen Doktor mit der prallen Gestalt, den gutmütigen runden Augen, dem ungepflegten Haar und dem dürftigen Vorhemdchen umspielen

die Lichter eines leisen Humors und verscheuchen die Wehmut. Die Erinnerung zehrt nicht an seinem Leben, und ein Glas Grog im Schifferhause vermag das zerstörte Gleichgewicht seines Herzens wieder herzustellen. Freilich zu seinem Freunde, dem Justizrat, der glücklicher gewesen ist und die Braut heimgeführt hat, geht er nicht gern mehr.

Ein Seitenstück dazu bildet die schon erwähnte Novelle ‚Abseits' (1863). Eine alte einsame Jungfer ist es hier, die in ihrem heimlichen Stübchen, wo auf der blütenweißen Serviette die Bunzlauer Kaffeekanne und die vergoldeten Tassen in den schrägfallenden Strahlen der Weihnachtsabendsonne blinken, erst im Gespräch mit ihrem Freunde, dem Schullehrer, dann still für sich die Bilder der Vergangenheit, ihrer Kindheit und ihrer Liebe, vor sich aufsteigen läßt:

Mamsell hatte die Hände in ihrem Schoß gefaltet und blickte durchs Fenster auf die Heide hinaus. Das feuchte Kraut der Eriken glitzerte in dem Scheine der untergehenden Sonne; und wie schwimmend, in Duft gehüllt, stand fern am Horizont der spitze Turm der Stadt. Auch das alte Mädchen saß da, vom blassen Abendschein umflossen. Es war ein Antlitz voll stillen Friedens, in dem freilich der Zug des Entsagens auch nicht fehlte; aber er war nicht herbe; es mochte wohl nur ein bescheidenes Glück sein, das hier vergeblich erhofft worden war.

Und freundlich und versöhnlich ist der Schlußklang: sie, die einst ihr bescheidenes Lebens- und Liebesglück dahingegeben hat, weil das Wort der Schrift sie mahnte: ‚Niemand hat größere Liebe, denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde', kann nun, wo ihre Jahre sich schon abwärts neigen, doch noch einem, der ihres Blutes ist, zu einem ganzen Menschendasein verhelfen; sie kann es, weil ihr einstiger Verlobter ihr seine gesamten Ersparnisse hinterläßt.

Bisher haben wir Storm den tragischen, wehmütigen oder doch mit gemischten Empfindungen in der Seele des Lesers nach-

zitternden Schluß bevorzugen sehen. Aber er erzwingt einen solchen Schluß nicht, sondern dieser fließt ihm mit künstlerischer Notwendigkeit aus dem Vorwurf. Wie er das zukunftsfreudige Oktoberlied gedichtet hat, so sollte er auch ‚Psyche‘ schaffen, diese Dichtung voll sonniger Liebesseligkeit. Doch davon später; aber auch in die Heiligenstadter Zeit schon fallen zwei Novellen, die uns am Schlusse wie mit den strahlenden Augen des Glückes anblicken, ‚Im Schloß‘ (1861) und ‚Von Jenseit des Meeres‘ (1863—64; vollendet allerdings erst in Husum). In der Komposition ähneln sich diese Dichtungen insofern, als beide Male der Augenblick, in dem die Geschichte einsetzt, unfern der Lösung liegt, die Hauptgeschehnisse aber vorher fallen und durch die Erinnerung heraufgeholt werden. ‚Im Schloß‘, wovon er (Briefe in die Heimat, S. 180) der Mutter schreibt: „Diese Arbeit bin ich selbst mehr als irgend etwas, das ich sonst in Prosa schon geschrieben hätte“, so daß man ein besonderes Recht hat, die darin hervortretenden Anschauungen über religiöse und soziale Fragen für seine eignen zu halten, zeigt im einzelnen kunstreicheren Aufbau. Ehe uns Storm auf den Schauplatz seiner Geschichte selbst führt, naht er ihm ‚von der Dorfseite‘, und indem er die Beobachtungen der Leute, und was gerüchtweise verlautet, widergibt, gewinnt er die trefflichste Novellenexposition. In dem Leser ist eine unbestimmt erwartungsvolle Vorstellung von den Personen und den über sie kommenden Verwicklungen hervorgerufen worden, die nun der Dichter in der eigentlichen Erzählung zum festen Bilde auszugestalten sucht. Wir sehen dann die schlanke junge Frau mit den tiefblauen Augen, dem schwarzen Haar, den dunklen dicht zusammenstehenden Brauen an dem von der Lampe beleuchteten Schreibtisch sitzen, die Schatten der Vergangenheit heraufbeschwörend. Sich zur Gesellschaft in dem einsamen Schloß schreibt sie nieder, was sie erlebt hat. Der Dichter zeigt sich bemüht, die Einkleidung der

Erinnerungsnovelle neu zu gestalten. ‚Die beschriebenen Blätter' legt er uns vor*), damit die Erzählung zur Ich-Form überleitend. Gespenstisch drängen sich die Toten herzu, Tante Ursula, der lahme Bruder und der Vater, die kleine hagere, weißköpfige Exzellenz. Öde und leer ist es jetzt im Schlosse. Droben im Rittersaal hängt noch die stumme Gesellschaft verschollener Männer und Frauen und schaut wie sonst mit dem fremdartigen Gesichtsausdruck aus ihren Rahmen in den leeren Saal hinein. Nur der gute Oheim mit seinen harten Worten und seinem weichen Herzen, mit seinem toten und lebendigen Getier lebt noch und wird vielleicht zurückkehren, wenn es Frühling wird. Ihre einsame Kindheit steigt vor Anna auf, mit allen Tollheiten und phantastischen Schwärmereien, aber auch mit dem frommen Kinderglauben, der im Frühlingswinde den blauen Mantel Gottes durch die Zweige wehen sieht. Dann ist eines Tages der junge Hauslehrer dagewesen mit dem blassen Gesicht, den raschblickenden Augen und dem schlichten braunen Haar. Und nun erhebt sich der Konflikt zwischen den Standesvorurteilen und der Liebe. Wieder macht Storm ein Lied zum Träger der Stimmung. Wohl siegt die Liebe in Annas Herzen; aber sie besitzt nicht die Entschlossenheit zur Tat. Das Motiv von ‚Immensee' wird variiert: sie duldet es, daß der Vater sie einem fremden Manne zur Ehe gibt. Muß sie auch büßen für diese Schwäche, der Dichter findet hier doch, freilich auf äußerlichem Wege, die Wendung zur endlichen glücklichen Lösung. Wandert in ‚Immensee' Reinhard zukunftslos in die im frischen Morgenlichte daliegende Welt hinein, so erklingt hier von den Lippen

*) Diese Art der Einkleidung ist sehr häufig bei Storm. Vgl. Hans Bracher, Rahmenerzählung und Verwandtes ꝛc. Leipzig 1909, S. 50—68 (im Kap. II., Manuskriptfiktion), wo darüber hübsch gehandelt wird. Wir bekommen dadurch einen deutlichen Einblick in eine wesentliche Seite von des Dichters Erzählerkunst und sehen sie in der verschiedensten Art verwendet.

der Frau ein zukunftsfreudiges: ‚Nun, Arnold, mit Dir zurück in die Welt, in den hohen hellen Tag!‘

In ‚Von Jenseits des Meeres‘, der einzigen Novelle Storms übrigens, die uns — worauf Erich Schmidt hinweist — vorübergehend aus Deutschlands Grenzen hinausführt, erzählt ein Vetter, ein junger Architekt, dem Dichter die Geschichte seiner Liebe, deren bestimmter Wendung er entgegenzugehen im Begriffe steht.

Es war eine milde Septembernacht, die Sterne schienen durch das offene Fenster; drunten auf der Gasse war der Lärm und das Wagengerassel der großen Stadt schon verstummt, so daß man drüben vom Hafen her das Flüstern der Nachtluft in den Wimpeln und Tauen der Schiffe vernehmen konnte.

So wird die Situation geschildert. Der Blick in die Ferne, auf die Reise über das Weltmeer weckt gleich anfangs ein romantisches Empfinden. Im Mittelpunkt der Novelle steht wieder eine jener von der Alltäglichkeit so ganz abweichenden Mädchengestalten, deren Besitz wie ein traumhaftes Glück erscheint. Schon der Knabe liebt das kleine wilde Mädchen mit den schwarzen, in die Stirn hängenden Löckchen, den großen dunklen Augen und den kleinen bläulichen Halbmonden auf den Fingernägeln, einem Erbteil der kreolischen Mutter. Wieder wird mit allem Reiz lebendig frischer Erinnerung das Jugendidyll geschildert; die Szenen in ‚Auf dem Staatshof‘ und ‚Auf der Universität‘ erhalten ein neues Seitenstück. In die Herzen der Kinder senkt sich der Keim, der viele Jahre schlummern muß, aus dem aber dann im Strahl der Mondnacht ‚die blaue Märchenblume‘ mit berauschendem Duft emporschießt. Die Äußerlichkeiten der Szene, in der sie sich nach Jahren wiedersehen, erinnern stark an ‚Immensee‘. Auch hier der Gartensaal mit den beiden offenen auf die Terrasse führenden Flügeltüren, von dort der Blick auf den weiten sonnenbeschienenen Garten, die

Luft von Rosenduft erfüllt; auch hier auf der Schwelle in weißem Sommerkleide eine Mädchengestalt, deren Stimme den Ankömmling mit dem eigentümlichen Akzent trifft, den sie schon in der Kinderzeit gehabt hat. An dieselbe Novelle erinnert auch die Paarung des ganz seelischen und künstlerischen Interessen hingegebenen Idealisten und des praktischen Landwirts. Bei allem Bestreben, romantische Elemente in die Wirklichkeit einzuführen, löst Storm doch nie die Verbindung mit dieser. Er flüchtet nicht völlig aus der Alltagswelt, sondern sucht diese poetisch zu erhöhen, etwas Abweichendes, Außergewöhnliches hineinzuzaubern. So schafft er sich für die Handlung der uns beschäftigenden Novelle einen Schauplatz, wie ihn Eichendorff liebt, indem er mitten hinein in die moderne nüchterne Welt ein altes schloßartiges Gebäude stellt, im Stil Louis XV., mit Ornamenten überladen, den Eindruck ‚großartiger verschollener Pracht‘ gewährend, nebst einem Park, nach der Gartenkunst Lenôtres angelegt, in dessen wie verzauberter Einsamkeit die Nachtigallen schlagen und weiße Statuen zwischen den hohen Laubwänden an Teichen und stillen Plätzen stehen. Storm teilt die Meinung des genannten Dichters: ‚Was soll ein Garten, wenn er nicht ein Gedicht von ganz bestimmtem Klange ist‘. Gleichfalls Eichendorffsche Töne lagen dem Dichter im Ohr, als er die in diesem Park sich abspielende Mondnachtszene schrieb. Ja, er läßt ein bestimmtes Gedicht Eichendorffs anklingen, aus dessen Stimmung heraus die Situation geboren erscheint. Denn dieser singt:

Es rauschen die Wipfel und schauern
Als machten zu dieser Stund'
Um die halbversunkenen Mauern
Die alten Götter die Rund'.

Und bei Storm heißt es:

Was war das? Machten die alten Götter die Runde? Es war wohl eine Nacht dazu. Im Wasser zwischen den weißen Blumen spiegelten sich die Sterne; im Laube rieselte der Tau von Blatt zu Blatt; mitunter von den am Ufer stehenden Bäumen fiel ein Tropfen in den Teich, daß es einen leisen Klang gab; vom Garten her, wie aus weiter Ferne, schlug die Nachtigall.

Aber freilich, während jenes Lied endet:

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem großen Glück.

hält der Held der Novelle dieses Glück in Gestalt eines irdischen Weibes wirklich in seinen Armen:

Sie sah zu mir empor: ihre großen glänzenden Augen waren wie ein Abgrund unter mir. „Ja, Jenni", und mir war, als wehe ein Schauer von den Bäumen durch mich hin, „Du bist betörend schön; sie war nicht schöner, die dämonische Göttin, die einst der Menschen Herz verwirrte, daß sie alles vergaßen, was sie einst geliebt! Vielleicht bist du es dennoch selbst, und gehst nur um in dieser seligen Nacht, um die zu beglücken, die noch an Dich glauben. — — Nein, reiße Dich nicht los; ich weiß es ja, Du bist ein Erdenkind wie ich, machtlos gefangen in Deinem eigenen Zauber; und wie der Nachthauch durch die Blätter weht — spurlos, so wirst auch Du vergehen. — Aber schilt nicht die geheimnisvolle Macht, die uns einander in die Arme warf. Wenn wir auch willenlos das Fundament unsrer Zukunft hier empfangen mußten — der Bau, den es einstens tragen soll, liegt doch in unserer Hand".

Aber die Verbindung der Liebenden verzögert sich, da jetzt ein Konflikt in sein Recht tritt. In dem in fremdem Hause lebenden Mädchen regt sich immer heftiger das Verlangen, das schöne Antlitz der Mutter aus der trüben Vergessenheit heraufzubeschwören:

Nur ihre zärtliche Gestalt sehe ich noch an meinem Kinderbettchen knieen; ein seltsames Lied summt sie und blickt mich mit weichen sammetschwarzen Augen an, bis unwiderstehlich mich der Schlaf befällt.

Auf eigene Hand wagt sie die Fahrt über das Weltmeer. Aber sie findet die Mutter anders und in andren Verhältnissen, als sie gedacht hat, und nun, nach der herben Enttäuschung, an der Hand des Geliebten, der ihr gefolgt ist, zurückkehrend, sucht sie den Weg zum Herzen ihres Vaters.

Mehrfach hat Storm Fragen des ehelichen Lebens mit großer Kunst und Feinheit in Wiedergabe der seelischen Zustände behandelt. ‚Späte Rosen‘ (1859) ist die erste in der Reihe derartiger Dichtungen, zugleich die erste eigentliche psychologische oder Problem-Novelle. Sie ist aus der Beobachtung geflossen, daß auf die Empfindung körperlicher Schönheit einer Frau oft erst viel später das beglückende Bewußtsein ihrer geistigen Schönheit folgt und das tiefste Glücksgefühl über ihren Besitz dem Manne oft erst nach Jahren kommt. In gewisser Beziehung bildet die kleine Novelle ein Gegenstück zu ‚Angelika‘. In beiden Dichtungen hat der Mann den Kampf mit der Härte des Lebens zu bestehen, die sich seinem Liebesglück oder dessen unverkümmertem Genusse entgegenstellt. Aber dort geht das Glück des Besitzes darüber verloren, hier steigt es daraus empor. Dem arbeitgeplagten Manne reicht das schöne junge Mädchen die Hand. Doch er empfindet nicht das volle Liebesglück: sie ist ihm nur eine Genossin des Lebens, das der Tag ihm bringt und in immer erneuter Aufgabe zur Lösung vor ihn hinstellt. Wohl liest er einmal in Gottfrieds Tristan, und durch die Dichtung wird etwas in ihm erweckt, was das Leben bis dahin hat schlafen lassen. Aber noch gewinnt der Duft des Minnetrankes, der daraus aufsteigt, keine Macht über ihn:

So blieb es ruhig zwischen uns, wie es gewesen war. Ein Jahr nach dem andern ging dahin, und in währender Zeit verblühte allmählich die schöne jugendliche Frau an meiner Seite. Ich sah es nicht; ich hatte kein Auge dafür, wie die Züge ihres lieben Angesichts unmerklich den weichen Umriß der Jugend verloren und wie der Seidenglanz ihres blonden Haares

erlosch; nur ihres geistigen Wesens wurde ich mir immer klarer bewußt; ich fühlte deutlich, wie es sich immer fester begründete, und ebenso, wie ich sie immer mehr verehrte.

Dann aber gewinnt sein Leben wieder Raum für andre Dinge, für Poesie und Kunst. Und als er am Morgen seines vierzigsten Geburtstages vor dem rosenumkränzten Bilde steht, aus dem ihm diejenige, die seine Gattin geworden ist, in aller blühenden Mädchenfrische anblickt: den Kopf ein wenig zurückgeworfen, das glänzende blonde Haar wie eben von leichter Hand zurückgestrichen, auf den halbgeöffneten Lippen den köstlichen Übermut der Jugend, — da überkommt es ihn mit der Gewalt einer ersten erwachenden Liebe, und alle Leidenschaft seines Lebens drängt ihr ungestüm und unaufhaltsam entgegen. Die wehmütig süßen Töne sehnsüchtiger Erinnerung spielen auch in diese Dichtung hinein; in dem Liede ‚O Jugend, o schöne Rosenzeit!‘ suchen sie lyrischen Klang zu gewinnen; aber sie dienen hier doch nur als Hintergrund für das beseligende Vollgefühl gegenwärtigen Glückes.

Auch in ‚Veronika‘ (1861) handelt es sich um ein Motiv des ehelichen Lebens; das katholische Heiligenstadt hat es ihm nahe gelegt. In einem Augenblick plötzlichen Vergessens duldet Vroni die Liebesworte eines Andern:

Zu ihren Häupten tosten die Mühlwerke; von draußen klang das eintönige Rauschen des Wassers, das über die Räder in die Tiefe stürzte. — Allmählich aber begannen die Lippen des jungen Mannes sich zu regen, und unter dem Schutze des betäubenden Schalles, in dem der Laut seiner Stimme wesenlos verschwand, flüsterte er trunkene, betörende Worte. Ihr Ohr vernahm sie nicht, aber sie las ihren Sinn aus der Bewegung seines Mundes, aus der leidenschaftlichen Blässe seines Angesichts. Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen; nur ihr Mund lächelte und gab von ihrem Leben Kunde. So stand sie wie in Scham gebannt, das Antlitz hilflos ihm entgegenhaltend, die Hände wie vergessend in den seinen.

Aber als dann in der Bauernstube das Leben in seiner nackten Dürftigkeit sich ihr vor Augen stellt, da kommt sie zur Besinnung und demütig schlägt sie den Blick vor den ruhigen Augen ihres Mannes nieder. Die Katholikin will dem Beichtiger ihre Schuld anvertrauen; doch eine Scheu überkommt sie wie vor unkeuschem Beginnen. Ohne Absolution verläßt sie die Kirche, um ihrem Gatten zu gestehen, was sie drückt, und sich von ihm entsündigen zu lassen.

Die kleine Novelle zeigt, daß Storm auch außerhalb der trauten Enge der Heimat sich zu bewegen weiß. Doch hat Hans Eichentopf („Theodor Storms Erzählungskunst", Marburger Dissertation 1908) sehr richtig auf die für den Dichter bezeichnende Tatsache hingewiesen, daß in dem Abschnitt ‚In der Mühle' die Lokalitäten in Anlehnung an das ihm heimatlich vertraute Besitztum seines Oheims in Westermühlen geschildert sind. Besonders gut gelungen ist die Schilderung der Osterprozession und der Beichte in der Lambertuskirche. Von einer katholisierenden Neigung in der Art, wie sie den Romantikern eigen war, findet sich aber hier ebensowenig wie sonst irgend eine Spur.

In Storms Hause in Hademarschen hing auf dem Flur ein Bild von Steinle, ‚Die Märchen-Erzählerin', mit der Widmung: ‚Paul Heyse seinem alten Märchenfreunde und Märchendichter'. Mit diesen Worten wird eine Seite seiner Dichtung betont, deren erste Anfänge wir in dem im Andersenschen Märchenstil gehaltenen ‚kleinen Häwelmann' schon kennen gelernt haben. Der gleichen Gattung gehört die ebenfalls noch in Husum (1850) entstandene ‚nachdenkliche Geschichte' ‚Hinzelmeier' an, die unter dem Titel ‚Stein und Rose', in teilweise andrer Fassung und mit dem Motto:

Ein wenig Scherz in die ernste Zeit,
Einen Lautenklang in den wirren Streit,
In das politische Versegebell
Ein rundes Märchenritornell!

zuerst in Biernatzkis Volksbuch für 1851 erschienen ist. Von seinen Eltern, die sich in Rosenduft immer wieder jung baden, erfährt Hinzelmeier das Geheimnis der Familie. Aber den Gedanken an die Rosenjungfrau, die er gleich seinen Vorfahren suchen soll und mit der ihm alles Erdenglück und ewige Jugend zufallen wird, verdrängt bei ihm das Trachten nach dem Stein der Weisen. Und ist er einmal in die Nähe des Rosengartens gekommen, so daß es nur noch eines Satzes bedarf, um sich hineinzuschwingen und die Rosenjungfrau zu umarmen, da läßt sein Begleiter, der Rabe Krahirius plötzlich die grüne Brille auf seine Nase fallen. So wandert er kreuz und quer; sein Haar ergraut; seine Beine werden wankend; am Stabe geht er von Land zu Land; aber den Stein der Weisen findet er nicht. Noch einmal hört er aus weiter Ferne das Rosenlied; dann streckt er die Glieder zum ewigen Schlaf. Im Schnee erstarrt, bei einem Weidenstumpf liegend, findet ihn die Rosenjungfrau. Sie löst ihre Flechten und kniet neben dem Toten, daß ihre blonden Haare sein bleiches Antlitz ganz bedecken, und weint, bis der Tag vergeht. Dann pflanzt sie mit ihrer weißen Hand ihm zu Häupten die ewige Jugend verleihende rote Rose, singt ihm das Lied von ‚Rinke, ranke, Rosenschein‘ und kehrt trauernd in ihren Rosengarten zurück. Das in Storms Dichtungen immer wiederkehrende Motiv: unendliches Verlangen nach Glück, aber Unvermögen, es zu erreichen, ist in ‚Hinzelmeier‘ märchenhaft symbolisch gestaltet.*) Leider hat er durch die Episode,

*) Der letzte Satz kennzeichnet wohl nur eine Seite dieses Märchens. Ich möchte mir die Gedanken, die Johannes Wedde in seiner schon mehrfach benutzten, in mancher Hinsicht anfechtbaren, aber jedenfalls sehr anregenden Schrift ‚Theodor Storm‘ (1888) darüber vorbringt, nicht in vollem Umfange zu eigen machen; aber ein gut Teil Richtiges enthalten sie doch wohl und deshalb sei ausdrücklich darauf hingewiesen. — Auf einen Tadel gegen sein Märchen, den Storm selbst in seinen „Briefen an Fr. Eggers“, S. 34/35 ausspricht, sei gleichfalls nur verwiesen. Der Hrsg.

wo Hinzelmeier mit Nachbars Kasperle zusammentrifft, uns nach schlechter Romantikerart, vielleicht unter dem Einfluß E. Th. A. Hoffmanns, vorübergehend aus aller Illusion herausgerissen. Darin muß man W. Dreesen (in seiner Bonner Dissertation von 1905) recht geben.

Storm urteilt einmal über die moderne Märchendichtung.

Das Märchen hat seinen Kredit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wuste.

Er selbst besitzt diese Meisterhand, und die drei in Heiligenstadt in unmittelbarer Folge entstandenen oder doch konzipierten Märchen gehören zu dem Vorzüglichsten, was auf diesem Gebiet in neuerer Zeit geschaffen worden ist. Es war ihm selbst verwunderlich, daß er sich gerade damals unwiderstehlich zur Märchendichtung gedrängt fühlte. Die Heimatssehnsucht mag da unbewußt mitgewirkt haben. *) Mehr rein menschliche Motive führt Storm in das Märchen ein, als wir sonst meist darin finden; mehr an die Wirklichkeit läßt er es anknüpfen und in die Wirklichkeit verklingen. Eine lediglich symbolische Wahrheit befriedigt ihn nicht, so meisterhaft er auch, in den Märchen nicht nur, sondern ebenso in den eigentlichen Novellen, symbolische Elemente zu verwerten weiß.

In den Weihnachtstagen des Jahres 1863, als er und seine Frau an den Röteln erkrankt waren, kam ihm das Motiv der ‚Regentrude'. Bei verhangenem Fenster schrieb er mit Bleistift das Märchen im Bette nieder. Als er noch dabei war, stieg

*) Manchen anregenden und eigenartigen Gedanken enthält der Aufsatz von W. Mühlner „Storms Märchen" (Grenzboten, 70. Jhrg. III, S. 254—61).

plötzlich ‚Bulemanns Haus‘ vor ihm auf. Um die ‚Regentrude‘ nicht zu unterbrechen, rief er seinen zweiten Knaben herein: ‚So, Ernst, jetzt will ich Dir ein Märchen erzählen; paß gut auf und behalt es!‘ und dann erzählte er ihm die ‚seltsame Historie von dem Geizhals, der ewig leben muß. — Die ‚Regentrude‘, die W. Dreesen a. a. O. mit Recht ein köstliches Stück der deutschen Märchenliteratur nennt, knüpft an uralte Märchenvorstellungen an. Die Mächte des befruchtenden Regens und des dörrenden Sonnenbrandes sind verkörpert in der schönen gütigen Trude, die nur von einer reinen Jungfrau geweckt werden kann, und in dem tückischen Feuermann Eckeneckepenn — der Name ist einer Sylter Sage entnommen, — der als knorpsiges, quäkendes Männlein mit kleinen schwarzen Augen, großen braunroten Händen, Kürbiskopf und Spindelbeinen, im feuerroten Rock und roter Zipfelmütze — eine prächtige, den Illustrator herausfordernde Märchenfigur — geschildert wird. ‚Wahrhafte Zauberstimmung erzeugt der Gang durch das ausgedorrte Feuerreich und die Schilderung des endlichen wundervollen Aufblühens, Anschwellens und Überflutens‘ sagt Erich Schmidt mit Recht. Aber mit dem Märchen ist die Wirklichkeit verflochten. Ein dorfgeschichtliches Motiv bildet den Ausgang, und der dicke protzige Wiesenbauer, der dem Glück des jungen Paares entgegen ist, muß am Schluß seinen Segen geben. Unvermerkt führt uns aus dem Reiche der Wirklichkeit der Dichter in das des Märchens und ebenso sacht, nachdem zum Abschied die schöne Frau Trude das hübsche Erdenkind geküßt hat, wieder aus der Welt des Märchens zurück in die der Wirklichkeit. Adolf Stern nennt treffend die ‚Regentrude‘ ein ‚Meisterstück, in dem das Erz einer frischen Dorfgeschichte, das rote Gold der Sage so zusammengeschmiedet sind, daß die Lichter der verschiedenen Metalle zu einem Ganzen ineinanderfließen‘.

‚Bulemanns Haus‘, worin sich unverkennbar wie in ge-

ringerem Maße schon in ‚Hinzelmeier‘ ein Einfluß E. Th. A. Hoffmanns*) zeigt, hat man wohl als das Märchen des Egoismus bezeichnet, gegen den seine eigenen Gespenster aufstehen oder der gegen sich selbst als Gespenst aufsteigt. Der Dichter hat beim Schaffen schwerlich an dergleichen nackte Abstraktionen gedacht. Mehr als die Leute sich erzählen weiß er zu berichten von dem alten verfallenen Hause mit dem grünspanüberzogenen Messingklopfer und dem zwischen den Ritzen der Treppensteine wuchernden Gras. Mancher will wohl nachts ein Quieken wie von unzähligen Mäusen und ein Springen wie von großen Raubtieren gehört, oder, wie der Nachtwächter, im Mondschein ein kleines altes Menschenantlitz mit bunter Zipfelmütze hinter den runden Erkerfenstern gesehen haben. Der Dichter weiß, daß Herr Bulemann noch wirklich lebt und wie das alles gekommen ist: wie er nach seines Vaters, des Pfandverleihers, Tode alle Versatzstücke zu Gelde gemacht, wie er mit Frau Anken, seiner alten Wirtschafterin, und zwei großen Katzen Graps und Schnores zusammen einsam und menschenscheu von seinen Schätzen gelebt hat, auch die eigene Schwester, die bittend zu ihm gekommen ist, unbarmherzig von sich stoßend, wie dann Frau Anken bei zunehmender Furcht vor den großen Katzen und vor der Hakennase und den grellen Eulenaugen des Herrn ihn heimlich verlassen hat und wie nun Herr Bulemann in dem verschlossenen Hause, von seinen zu furchtbaren Raubtieren ausgewachsenen Katzen bewacht, zurückgeblieben ist. Im Laufe der Jahre verdorrt sein Leib und schwindet ein. Als ein kleines verschrumpftes Männlein kauert er in mondhellen Nächten auf dem Polsterstuhl am Fenster ‚und erwartet die Barmherzigkeit Gottes‘.

---

*) Für dessen sehr starke Einwirkung auf Storms Prosadichtungen bringt Hans Eichentopf, Theodor Storms Erzählungskunst (Marburger Dissertation 1908), S. 10 ff. vielfache Belege bei.

Bulemanns Haus scheint Storm zum Typus eines alten verfallenen Gespensterhauses geworden zu sein. Unter den Gedichten steht ein Märchen: wie ‚die zierliche Kleine‘ nachts beim Mondenschein in diesem Hause sich mit den Mäusen zum Schmause setzt und mit dem Spiegelkindlein tanzt, dann müde in den Garten schleicht, um hier die Sonne zu erwarten:

Nun liegt sie zwischen den Blumen dicht
Auf grünem, blitzendem Rasen;
Und es schauen ihr in das süße Gesicht
Die Nachtigall und das Sonnenlicht
Und die kleinen neugierigen Hasen.

In Heiligenstadt nur entworfen, in Husum vollendet ward der ‚mehr im vornehmen Gewand der Sage‘ auftretende ‚Spiegel des Cyprianus‘. Färbung und Stil haben etwas altertümlich Verjährtes; die spätere Gruppe der Chronik-Novellen bereitet sich hier vor. Auf dem leicht angedeuteten Hintergrunde des Dreißigjährigen Krieges spielt sich die Geschichte von dem Zauberspiegel ab, der seine segenbringende Wunderkraft ins Gegenteil verkehrt, sobald das Bild einer argen Tat hineinfällt. Aber die dem Blute der bösen Frau entsprossene Nachkommin nimmt durch ihre Liebe den Fluch von dem Spiegel hinweg, und in rosigem Duft schimmert wieder, nahes Glück vordeutend, ein schlummerndes Kinderantlitz aus ihm hervor.

Wir stehen am Ende der Heiligenstadter Zeit, die bei aller Heimatsehnsucht dem Dichter doch viele schöne Stunden gebracht hat, so daß es ihm, als es Abschied zu nehmen galt, war „als schiede er von einer zweiten Heimat“. Nach Schleswig-Holstein aber zog es ihn trotzdem allzeit zurück. Fast alljährlich reiste er, allein oder mit der Familie, dorthin, wo er dann in Husum bei seinen Eltern, oder in Segeberg bei denen seiner Frau

wohnte. Wie es ihm ums Herz gewesen ist bei solchem Wiedersehen der Stätten seiner jungen Freuden, das hat er uns schön in dem von heimlicher Gartenpoesie erfüllten Gedicht ‚Garten-Spuk' gesagt:

Die Zeit vergeht; längst bin ich in der Fremde,
Und Fremde hausen, wo mein Erbe steht.
Doch bin ich einmal wieder dort gewesen,
Mir nicht zur Freude und den Andern nicht.
Einmal auch in der Abenddämmerung
Geriet ich in den alten Gartenweg.
Da stand die Planke; wie vor Jahren schon,
Hing noch der Linden schön Gezweig herab;
Von drüben kam Resedaduft geweht,
Und Dämmerungsfalter flogen durch die Luft.
Ging's noch so hold dort in der Abendstunde? —
Fest und verschlossen stand die Gartentür.
Dahinter stumm lag die vergangne Zeit.
Ausstreckt' ich meine Arme; denn mir war,
Als sei im Rasen dort mein Herz versenkt. —
Da fiel mein Aug' auf jenen Sonnenriß,
Der noch, wie eh'mals, ließ die Durchsicht frei.
Schon hatt' ich zögernd einen Schritt getan;
Noch einmal blicken wollt' ich in den Raum,
Darin ich sonst so festen Fußes ging.
Nicht weiter kam ich. Siedend stieg mein Blut,
Mein Aug' ward dunkel. Grimm und Heimweh stritten
Sich um mein Herz; und endlich leidbezwungen
Ging ich vorüber. Ich vermocht' es nicht.

Das Jahr 1864 brachte die Heimkehr. Im Februar kam ihm der Ruf seiner Vaterstadt, die Landvogtei des Amtes Husum zu übernehmen. Storm war mit Freuden dazu bereit. Als die preußische Regierung ihm den erbetenen Urlaub versagte, suchte er seinen Abschied aus ihrem Justizdienste nach.

Aber seltsam, als er den Brief gelesen hatte, der ihn nach Schleswig zurückrief, da sagte er, im Kreise seiner Lieben sich umblickend: ‚Wen von euch soll ich nun dafür hingeben?‘ In dem Augenblick, wo ein ersehntes Glück sich ihm offenbart, überkommt ihn wieder das geheime Bangen vor dessen Vergänglichkeit. Es ist etwas wie das antike Bangen vor dem Neide der Götter, was sich in ihm regt. Eine Vorahnung von dem Verlust des geliebtesten Wesens ergreift ihn; das kommende Leid wirft ihm seine Schatten voraus. Er sagt es selbst einmal: ‚Mitunter, als könne sie nicht warten, bis auch ihre Zeit gekommen ist, wirft die Zukunft ihr Scheinbild in die Gegenwart.‘ Auch hatte Frau Konstanze zuletzt, wie die „Briefe in die Heimat" zeigen, mehrfach ernstlich gekränkelt; doch waren die besorglichen Anzeichen wieder geschwunden. In den letzten Monaten der Heiligenstadter Zeit ist das merkwürdige Gedicht ‚Ein Sterbender‘ entstanden, in dem der Dichter sich selbst in der Stunde des Scheidens vom Leben schaut. Hierher gehört nur der Abschnitt, in dem jene trübe Ahnung als längst erfüllt erscheint und ihm aus der Tiefe der Vergangenheit das süße Mädchenbild der Verstorbenen heraufsteigt:

Da wird es plötzlich hell; ein bleicher Strahl
Der Wintersonne leuchtet ins Gemach
Und auf ein Bild genüber an der Wand.
Und aus dem Rahmen tritt ein Mädchenkopf,
Darauf wie Frühtau noch die Jugend liegt;
Aus großen hold erstaunten Augen sprüht
Verheißung aller Erdenseligkeit.
Er kennt das Wort auf diesen roten Lippen,
Er nur allein. Erinnerung faßt ihn an;
Fata Morgana steiget auf betörend;
Lau wird die Luft — wie hold die Düfte wehen!
Mit Rosen ist der Garten überschüttet,
Auf allen Büschen liegt der Sonnenschein,

Die Bienen summen; — und ein Mädchenlachen
Fliegt süß und silbern durch den Sommertag.
Sein Ohr ist trunken. „O nur einmal noch!“
Er lauscht umsonst, und seufzend sinkt sein Haupt.
„Du starbst. — Wo bist du? — Gibt es eine Stelle
Noch irgendwo im Weltraum, wo du bist? —
Denn daß du mein gewesen, daß das Weib
Dem Manne gab der unbekannte Gott, —
Ach dieser unergründlich süße Trunk,
Und süßer stets, je länger du ihn trinkst,
Er läßt mich zweifeln an Unsterblichkeit;
Denn alle Bitternis und Not des Lebens
Vergilt er tausendfach; und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!“
In leere Luft ausstreckt er seine Arme:
„Hier diese Bäume, wo du einst gelebt,
Erfüllt ein Schimmer deiner Schönheit noch;
Nur mir erkennbar, wenn auch meine Augen
Geschlossen sind, von Keinem dann gesehen“.

Sechstes Buch.

Wieder daheim.

Die Spur von meinen Kinderfüßen sucht' ich
An eurem Zaun und konnte sie nicht finden.
Schnell welkende Winden —

O meine Muse, war das der Weg, den du mich führen wolltest? Die sommerlichen Heiden, deren heilige Einsamkeit ich sonst an deiner Hand durchstreifte, bis durch den braunen Abendduft die Sterne schienen, sind sie denn alle, alle abgeblüht? — Es ist ein melancholisches Lied, das Lied von der Heimkehr.

Dem Dichter war sein Wunsch erfüllt: mit den Seinen, Hand in Hand mit der geliebten Frau, die ihm vor elf Jahren in die Welt hinaus gefolgt war, durfte er zurückkehren in die befreite Heimat. Aber wie so oft den Helden seiner Dichtungen, drängt sich gerade jetzt auch ihm unabweisbar der Rückblick auf die schönere Vergangenheit, auf die Rosentage der Jugend auf. Immer wieder ersteht ihm der Gedanke an das einstige Glück und wirft einen melancholischen Schatten auf die Gegenwart. Und herzu drängen sich die Toten und mahnen ihn, wie rasch das Leben verrauscht:

Ich entsinne mich eines Spätherbstnachmittages; so ungestört war ich seit meiner Heimkehr nicht durch die Stadt gewandert; denn der erste Novembersturm hatte die Gassen leer gefegt. Ich sah mir die Häuser an und gedachte ihrer einstigen Bewohner. Hier auf der Bank unter den Linden, von deren Zweigen jetzt die letzten Blätter wehten, saß einst der lustige Herbergsvater, der uns Schülern stets das griechische „Heureka" zum Gruß entgegenrief. — Heureka — gefunden! — ob man wohl das Wort auf seinen Sarg geschrieben hat? — Und drüben jenes Giebelfenster mit den zertrümmerten Scheiben; — die Donner des Frühlingsungewitters sind längst

verhallt, die ich in lauer, düfteschwerer Nacht dort über meinem Haupte rollen hörte; aber wo ist sie geblieben, die ich so fest in meinen Armen hielt? — Ich habe das blasse Gesichtchen nie vergessen können, wie es beim Schein der Blitze aus dem Dunkel auftauchte und wieder darin verschwand. — Hu! Wie kommen und gehen die Menschen! Immer ein neuer Schub, und wieder: Fertig! — Rastlos kehrt und kehrt der unsichtbare Besen und kann kein Ende finden. Woher kommt all das immer wieder, und wohin geht der grause Kehricht? — Ach, auch die zertretenen Rosen liegen dazwischen.

Noch lebte die, deren liebes Antlitz ihm allzeit die Schatten verscheucht hatte. Aber nur zu bald sollte die trübe Vorahnung ihres Verlustes, die in Heiligenstadt über ihn gekommen war, sich erfüllen. Schon ein Jahr nach der Rückkehr, am 20. Mai 1865, starb Frau Konstanze am grassierenden Kindbettfieber, nachdem sie sechzehn Tage vorher ihrem Gatten das siebente Kind geschenkt hatte. Ihr Tod war der größte Schmerz seines Lebens. Die Worte, die er zwei Tage nachher über ihre letzten Stunden und ihr Sterben an L. Pietsch geschrieben hat,*) wird niemand ohne tiefe Ergriffenheit lesen. Daß er nach der Rückkehr vom Begräbnis in stundenlangem Klavierspiel Beruhigung suchte, ist wohl der überzeugendste Beleg dafür, was ihm die Musik war. Verödet und stumm erschien dem Dichter die Welt, fehlte ihm doch auch der Trost, den der Glaube an eine Unsterblichkeit gewährt. Am 3. Juni begann er einen Brief an Mörike mit den Worten:

Nach langer Zeit komme ich wieder einmal zu Ihnen, doch diesmal als ein Mann, dessen Lebensglück zu Ende ist und über dessen Zukunft die Worte stehen, die Dante über seine Hölle schrieb.

Aber ein gütiger Gott hatte auch ihm gegeben ‚zu sagen, was ich leide‘, und im Liede löste sich ihm der Schmerz. Noch am Begräbnistage schrieb er die Strophen nieder:

---

*) Vergl. Vossische Zeitung vom 13. Juli 1888.

In der Gruft bei den alten Särgen
Steht nun ein neuer Sarg,
Darin vor meiner Liebe
Sich das süßeste Antlitz barg.

Den schwarzen Deckel der Truhe
Verhängen die Kränze ganz;
Ein Kranz von Myrtenreisern,
Ein weißer Syringenkranz.

Was noch vor wenig Tagen
Im Wald die Sonne beschien,
Das duftet nun hier unten,
Maililien und Buchengrün.

Geschlossen sind die Steine,
Nur oben ein Gitterlein;
Es liegt die geliebte Tote
Verlassen und allein.

Vielleicht im Mondenlichte,
Wenn die Welt zu Raste ging,
Summt noch um die weißen Blüten
Ein dunkler Nachtschmetterling.

Etwas später entstanden die Verse:

Mitunter weicht von meiner Brust,
Was sie bedrückt seit deinem Sterben;
Es drängt mich, wie in Jugendlust
Noch einmal um das Glück zu werben.

Doch frag' ich dann: „Was ist das Glück?"
So kann ich keine Antwort geben,
Als die, daß du mir kämst zurück,
Um so wie einst mit mir zu leben.

Dann seh' ich jenen Morgenschein,
Da wir dich hin zur Gruft getragen;
Und lautlos schlafen die Wünsche ein,
Und nicht mehr will ich das Glück erjagen.

Mit ihm geht allzeit die Erinnerung an das Glück, das er an der Seite der geliebten Frau genossen hat. Auf einsamer Heide taucht die Zeit vor ihm auf, wo sie als Brautleute Hand in Hand hier gegangen sind, und mitten im Geräusch der Welt erfaßt ihn ‚markverzehrender Hauch der Sehnsucht‘:

Was Holdes liegt mir in dem Sinn,
Das ich vor Zeit einmal besessen;
Ich weiß nicht, wo es kommen hin,
Auch was es war, ist mir vergessen.
Vielleicht — am fernen Waldesrand,
Wo ich im lichten Junimorgen
— Die Kinder klein und klein die Sorgen —
Mit dir gesessen Hand in Hand,
Indes vom Fels die Quelle tropfte,
Die Amsel schallend schlug im Grund,
Mein Herz in gleichen Schlägen klopfte,
Und glücklich lächelnd schwieg dein Mund;
In grünen Schatten lag der Ort —
Wenn nur der weite Raum nicht trennte,
Wenn ich nur dort hinüber könnte,
Wer weiß! — vielleicht noch fänd' ich's dort.

Über die Heide hallet mein Schritt,
Dumpf aus der Erde wandert es mit.

Herbst ist gekommen, Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geistern umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.

Wär ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Begrabe nur dein Liebstes! Dennoch gilt's
Nun weiter leben; — und im Drang des Tages,

Dein Ich behauptend, stehst bald wieder du.
— So jüngst im Kreis der Freunde war es, wo
Hinreißend Wort zu lauter Rede schwoll;
Und nicht der stillsten einer war ich selbst.
Der Wein schoß Perlen im kristallnen Glas,
Und in den Schläfen hämmerte das Blut; —
Da plötzlich in dem hellen Tosen hört' ich
— Nicht Täuschung war's, doch wunderbar zu sagen —
Aus weiter Ferne hört' ich eine Stille,
Und einer Stimme Laut, wie mühsam zu mir ringend,
Sprach todesmüd, doch süß, daß ich erbebte:
„Was lärmst du so und weißt doch, daß ich schlafe!"

Der männliche Entschluß, trotz des schwersten Verlustes das Leben kräftig weiter zu führen, der in den Anfangszeilen des letzten Gedichts sich ausspricht, kommt auch in dem erwähnten Briefe an Mörike zu schönem Ausdruck. Er schreibt hier:

Gleichwohl bin ich nicht der Mann, der leicht zu brechen ist; ich werde keines der geistigen Interessen, die mich bis jetzt begleitet haben und die zur Erhaltung meines Lebens gehören, fallen lassen; denn vor mir — wie es in einem Gedichte heißt — liegt Arbeit, Arbeit, Arbeit! Und sie soll, soweit meine Kraft reicht, getan werden.

Das Versprechen, das er hier ablegt, hat er redlich gehalten. Einige Urlaubssommerwochen, die er in Baden-Baden in anregendem Verkehr namentlich mit Pietsch und Turgenjew verbrachte, taten ihm sehr wohl.

Der letzte Landvogt von Husum, der die Stellung eines Justiz- und Polizeibeamten des Amtes oder Landdistriktes Husum einnahm, ist Theodor Storm gewesen. Als die neue Justizeinrichtung die Trennung von Justiz und Verwaltung brachte, wurde er in Husum Amtsrichter. Aber die Umgestaltung aller Verhältnisse, wie sie die preußische Herrschaft zur Folge hatte, sagte ihm, dem Schleswig-Holsteiner alten

Schlages, wenig zu. Er hat sein Leben lang das regste Heimatgefühl gehabt; aber nie ein tieferes Verständnis für die großen Seiten des Preußentums. Selbst der nationale Krieg von 1870/71 mit allen seinen umwälzenden Folgen für Deutschlands Weltstellung hat in seinen Dichtungen keinen Niederschlag gefunden. Kein Wunder, daß es sich ihm, da die Verstimmung über die neuen Verhältnisse in der Heimat, über die in den Briefen an Fr. Eggers sehr scharfe Worte stehen, mit seinem Herzenskummer zusammentraf, damals eine Weile wie ein Druck auf Leben und Dichtung legte. Dann strich die Zeit mit ihrer lindernden Hand über die Wunden; das Leben verlangte wieder sein Recht.

Im Mai 1866 schloß er mit Dorothea Jensen, einer Husumerin, die unter seinen Augen, mit seiner Schwester zusammen aufgewachsen war und mit seiner eigenen Familie sowohl, wie mit der seiner verstorbenen Frau in verwandtschaftlichen Beziehungen stand, eine zweite Ehe. Er gab in ihr seinen Kindern die beste zweite Mutter, die er für sie hätte finden können. Sie waren bis dahin, wie sich Pietsch einmal ausdrückt, in so ziemlich ‚fesselloser Freiheit' aufgewachsen, wie sie ähnlich Storm selbst in seinen Kinderjahren genossen hatte. Aber solche Freiheit — der Dichter hat das noch selbst erfahren — ist nicht für alle Naturen das Richtige. Wenn also Frau Dorothea etwas mehr für bewußte Erziehung war, so ist das gewiß sehr heilsam gewesen. Neben ihrem Gatten, dem die Erinnerung an Frau Konstanze mit so schmerzlicher Lebendigkeit vor der Seele schwebte, mag sie im Anfang keine leichte Stellung gehabt haben. Aber Storm fühlte mehr und mehr, was er an ihr hatte und wurde auch mit seiner zweiten Frau, ‚deren weibliche Milde, grenzenlose Hingebung, harmlose Heiterkeit, wie er sie dankbar pries, auch jeden Besucher wohltätig anmutete' (Erich Schmidt), sehr glücklich. Er hat das oft dankbar ausgesprochen,

und wir wissen auch namentlich aus seinen Briefen an Gottfried Keller, daß sie sein dichterisches Schaffen mit dem verständnisvollsten, ihm innig wohltuenden Interesse begleitete. Sie hat ihn mehr als vierzehn Jahre überlebt; erst am 4. Februar 1903 ist sie gestorben.

Auch seine Dichtung regte allmählich ihre Schwingen wieder:

Durch das offene Fenster weht der Primelduft aus dem Garten, und draußen unter dem sprießenden Syringenbaum steht plötzlich meine Muse, die ich so lange nicht mehr sah. Sie legt den schönen, ewig jugendlichen Kopf zurück und sieht mich an; schimmernd liegt die Frühlingssonne auf ihrem goldig blonden Haar. Soll ich noch einmal deine träumerischen Wege wandeln? — Aber, wenn du mich zur Höhe führst, und nun dein Fuß von der festen Erde auf die rosigen Wolken hinaustritt? — Zwar meine Seele hat noch ihre Flügel; aber manche der rauschenden Schwungfedern sind schon gebrochen, und mächtiger als sonst fühl' ich die Erde mich zu sich niederziehen. — Doch, wer könnte diesen Augen widerstehen? So gehen wir denn! Streich' mit deiner Götterhand das graue Haar von meinen Schläfen und dann sage mir: wie war es doch?

Aber die dichterischen Schöpfungen dieser spätern Zeit zeigen in ihrer Mehrzahl einen merklich andern Charakter als die früheren. Die Stimmungsmalerei, die bis dahin Hauptsache gewesen war, rückt in die zweite Reihe. Auch das Motiv der Entsagung, des Verzichtes, selbst in Fällen, wo das Ziel wohl zu erreichen gewesen wäre, tritt nun zurück. Darauf hätte Karl Kinzel in seinem anregenden Aufsatz: „Theodor Storm, ein Prediger der Entsagung" (Aus Höhen und Tiefen, Jahrg. 4, S. 273—304. Berlin 1901) ausdrücklich hinweisen müssen. In den Novellen der ersten Schaffenszeit des Dichters spielt es aber wirklich eine sehr große Rolle. Daß diese Tatsache gelegentlich in einem gewissen Zusammenhang mit seiner „Religionslosigkeit" steht, mag auch stimmen; doch kann man mit solchen Behauptungen nicht vorsichtig genug sein. Und Kinzel selbst, so wenig er sich mit manchen Abschnitten von „Im Schloß" und

von einigen anderen Novellen befreunden kann, spricht doch mit großer Wärme von dem religiösen Hauch, der „Abseits" durchweht. Und was die wenigen Schöpfungen angeht, die er aus des Dichters späteren Schaffensperioden überhaupt bespricht, so erkennt er für die „Malerarbeit" an, daß der Held der Geschichte nicht nur Entsagung, sondern auch Liebe nehmen und geben gelernt hat und spricht mit schöner Wärme von dem tiefen Verständnis für religiöses Leben und christliche Persönlichkeiten, daß sich z. B. in ‚Renate' verrate.

Das Schwere, das Storm als Mensch hatte erleben müssen, reifte seine Dichterkraft; die psychologische Problem- und Charakternovelle, die er bisher nur in ‚Späte Rosen' gepflegt hatte, tritt nun durchaus in den Vordergrund; die Konflikte, um die es sich handelt, werden schärfer; größere Schuld fordert größere Sühne.

Paul Heyse, der in einem Sonett (1877) Storm und seine Poesie charakterisiert hat, hebt auch diese Wandlung von der träumerisch umschleiernden zu einer die Menschen und Dinge derber anpackenden Darstellung hervor:

So zartgefärbt, wie junge Pfirsichblüten,
So duftig, wie der Staub auf Falterschwingen,
Sah'n wir dich sommerliche Gaben bringen,
Im stillen Herzen Märchenschätze hüten.

Doch als die Tage heiß und heißer glühten,
Du sie verlorst, der galt dein junges Singen,
Begann ein Ton aus deiner Brust zu dringen,
Wohl stark genug, dein Wehe zu vergüten.

Nicht Märchen mehr und Träume wie vorzeiten,
Wach schilderst du des Lebens bunte Szenen,
Im Panzer goldner Rücksichtslosigkeiten.

Und deine Falter zeigen sich von denen,
Die gern in Flammen sich ihr Grab bereiten,
In helle Glut gelockt von dunklem Sehnen.

Vom Frühling 1864 bis zum Frühling 1880 läuft die zweite Husumer Periode unsres Dichters. Achtzehn größere novellistische Arbeiten fallen in diese Zeit, deren Besprechung wir uns nunmehr zuzuwenden haben. Dabei wird, wie z. T. schon früher, keine chronologische Ordnung befolgt, sondern nach den Stoffen und Motiven gruppiert.

Vorangestellt sei eine Novelle, die eng mit seinem Leben zusammenhängt und daraus hervorgewachsen ist: ‚Viola tricolor‘ (1873), die Geschichte einer zweiten Frau, eines ‚Stiefmütterchens‘. ‚Das ist, was Goethe Selbstbefreiung nennt; ich lebe ja auch in zweiter Ehe‘, hat der Dichter selbst im Gespräch darüber gesagt. Eine bange, drückende Stimmung ruht über der ersten größeren Hälfte dieser Dichtung, die mit ihren Lichtern tief in die menschliche Seele hinableuchtet und dort Falten auseinander biegt, die sonst geschlossen bleiben. Ein Schatten stellt sich der jungen Frau, die der Professor als zweite Gattin in sein Heim führt, entgegen, ihr Glücksgefühl vernichtend. Wohl ruht die Tote im Grabe; aber die Erinnerung an sie lebt noch. Über dem Schreibtisch des Professors hängt ihr holdseliges Bild; aus blauen Frühlingslüften scheint es herauszutreten; gleich einer Krone der Jugend liegen die goldblonden Flechten über der klaren Stirn. Ihr Töchterlein, die kleine Nesi, die Emil Kuh mit Recht ‚ein unvergängliches Bild‘ genannt hat, hat es in stummem Protest gegen die Stiefmutter mit einer frischen Rose geschmückt. So blickt es im Schein des Abendgoldes auf die junge Frau herab, die nun an Stelle jener in diesen Räumen walten soll, und wie eine Last senkt sich die Empfindung auf ihre Seele, daß diese Tote noch lebe und für sie beide doch

nicht Raum in einem Hause sei. Und noch ein weiteres Symbol der Vergangenheit mit ihren süß-wehmütigen Erinnerungen ist da: der verwilderte großmütterliche Garten, dessen Pforte verschlossen ist und den keines Menschen Fuß betreten darf. In ihm hat jene erste Frau ihre Kindheit verträumt, und er ist dann Zeuge des jungen Eheglückes geworden. Dem Manne, der am offenen Fenster stehend, auf die nun einsam gewordene Stätte vergangener Freuden herabblickt, tritt vor das innere Auge die liebliche Gestalt, die einst an seiner Seite wandelte. An seiner Seele vorüber ziehen die Tage des Glückes, und dann auch jener letzte Tag:

Und bald kam es, da wußte er das Flüstern, welches aus ihrem Munde brach, nicht mehr zu deuten. Immer schwächer glimmte der Funken; nur ein schmerzliches Zucken bewegte noch die Lippen; hart und stöhnend im Kampfe um das Leben ging der Atem. Aber es wurde leiser, immer leiser, zuletzt süß wie Bienengetön. Dann noch einmal war's, als wandle ein blauer Lichtstrahl durch die offenen Augen; und dann war Frieden. — „Gute Nacht, Marie!" — Aber sie hörte es nicht mehr.

Die junge, schöne Stiefmutter muß leiden unter solchen rückblickenden Stimmungen. Sie wirft es auch dem Gatten vor:

„Das ist der Ort, wo du bei ihr bist; dort auf dem weißen Steige wandelt ihr zusammen; denn sie ist nicht tot; noch eben, jetzt in dieser Stunde warst du bei ihr und hast mich, dein Weib, bei ihr verklagt. Das ist Untreue, Rudolf; mit einem Schatten brichst du mir die Ehe!"

Er aber sieht in der Zukunft die Versöhnung und verweist sie darauf:

„O Ines! Wenn erst aus deinem eigenen Blut ein Kind auf deinem Schoße liegt! — Die Zeit wird kommen und du wirst fühlen, wie das Entzücken, das aus deinem Auge bricht, das erste Lächeln deines Kindes weckt und wie es seine kleine Seele zu dir zieht. — Auch über Nesi haben einst zwei selige Augen so geleuchtet; dann schlug sie den kleinen Arm um einen Nacken, der sich zu ihr niederbeugte, und sagte: „Mutter! — Zürne nicht mit ihr, daß sie es zu keiner anderen auf der Welt mehr sagen kann!"

Und die Zeit kommt, wo ihr Geschick sich erfüllt: Ines gebiert ein Kind, ein zweites Töchterchen. Aber nun langt der Tod auch nach ihr, und jetzt gleitet von ihrer Lippe das Wort, das bisher unausgesprochen, aber von allen empfunden die Räume des Hauses durchschwebt hat; zu Nesi, dem Kinde der ersten Frau, spricht sie es: ‚Vergiß auch mich nicht! O, ich will nicht gern vergessen werden!‘ Nur eine kurze Weile scheint es, als ob der schwarze Totenbaum noch einmal seine düsteren Zweige über das Dach des Hauses strecken wolle. Doch das Leben siegt, und nun weiß auch Ines, daß jetzt die gute Zeit kommen wird; dem Gatten tief ins Auge schauend, spricht sie:

Aber ich muß teilhaben an deiner Vergangenheit; dein ganzes Glück mußt du mir erzählen! Und Rudolf, ihr süßes Bild soll in dem Zimmer hängen, das uns gemeinschaftlich gehört; sie muß dabei sein, wenn du mir erzählst!

Und als dann die Rosenzeit kommt, da schreitet sie hellen Blickes an der Seite ihres Gatten durch die verrostete, von blühendem Geranke überstrickte Pforte. Hinter ihnen her rollt ein Wägelchen, von dem getreuen Nero gezogen, von der alten Dienerin behütet: helle Kinderstimmen künden, daß die fröhliche Zukunft des Hauses ihren Einzug in den Garten der Vergangenheit hält.

Die schweren Konflikte, die seelischen Verwirrungen, die der Eintritt einer zweiten Frau in einen Familienkreis in dem Fall mit sich bringt, wenn die erste heiß geliebt worden ist, aber auch ihre alles versöhnende Klärung — denn es handelt sich ja um wahrhaft edle Menschen — sind nie schöner dargestellt worden, als hier. Der feinste Reiz der Novelle aber liegt wohl darin, daß die Stiefmutter, im Gegensatz zu der üblichen Art, die am tiefsten Leidende ist. Kuh durfte mit Recht sagen, das sei eine dichterische Idee, die bisher so zu sagen auf Storm gewartet

habe, und der Dichter selbst hat es ausgesprochen, daß er der rechte Mann für diesen Stoff war. Die Art seiner Durchführung wirft außerdem das schönste Licht auf sein Verhältnis zu Frau Dorothea.

Schwül, gewissermaßen elektrisch ist die Stimmung in der Novelle ‚Waldwinkel‘ (1874). Zugleich ruht über ihr ein Hauch verhaltener Sinnlichkeit. Der Dichter hütet sich, gerade heraus zu sagen, was den alternden Mann und das junge Mädchen aneinander kettet. Er beleuchtet mit ungewissen Streiflichtern, die nur erraten lassen, nicht in bestimmter Deutlichkeit vor Augen führen. Er webt einen Schleier um seine Gestalten, den zu durchdringen nun die Phantasie des Lesers sich bemüht. Eine Episode seiner juristischen Amtstätigkeit hatte den Stoff in ihm aufsteigen lassen. Wie in einem Rausch befangen schrieb er die Novelle nieder. Mit einer Szene aus der juristischen Praxis setzt auch die Erzählung ein; dabei erinnert die Gegenüberstellung der beiden Freunde, des behäbigen, in seine Akten vertieften Bürgermeisters und des schweifenden Doktors mit den unnatürlich jungen Augen an den Eingang von Eichendorffs ‚Dichter und ihre Gesellen‘. Nur in leichten Umrissen wird die Vergangenheit des Helden angedeutet; seine Beteiligung am ‚Wartburgstanz‘, die langjährige Kerkerhaft, die unglückliche, ihn in die Welt hinaustreibende Ehe. Wie Storm in ‚Auf dem Schlosse‘ das Zurückliegende sich in den Reden der Dorfbewohner flüchtig erhellen läßt, so hier in dem Kneipengespräch, das überdies mit den derben Gestalten des Wirts, des Krämers, des Inspektors ein realistisches Gegengewicht zu dem den Kern der Novelle bildenden romantischen Stimmungsidyll abgibt. Der nüchternen Wirklichkeit entführt uns der Dichter, um abseits von der Welt, deren Treiben eben aus der Ferne hineintönt, in Wald- und Heideeinsamkeit die Blume erblühen zu lassen, die nur da, wo zwei allein beisammen sind, aus

den Gründen emportaucht. Inmitten der Kulturwelt erschafft er sich diese Wildnis, in der kein Baum gefällt, kein Stück Heide aufgebrochen werden darf, und wo ‚in heimlichen Gründen‘ sonst verschwundene Blumen blühen. Hier steht zwischen Heide und Wald ein einsames Haus, von einem Sonderling erbaut: ‚Waldwinkel‘ hat er es genannt; ‚Narrenkasten‘ nennen es die Leute. Wie der Dichter des Tristan, Gottfried von Straßburg, tut auch Storm ‚seinem klopfenden Herzen Genüge und führt seine Lieblinge fern von den Menschen in die Wildnis. Kein Lauscher ist ihnen gefolgt; die Sonne scheint, die Kräuter duften; in der ungeheuren Einsamkeit nur sie und er; um sie her der säuselnde Wald und unsichtbar in den Lüften der unablässige Gesang der Vögel‘. Es scheint, daß es ihn gereizt hat, diese romantische Situation des alten Epos, wie er sie früher in die kleine Novelle ‚Späte Rosen‘ schön verwoben hat, noch einmal in selbständiger Ausführung erstehen zu lassen. In diese Einsamkeit flüchtet der Doktor aus der Welt mit dem Mädchen, das es ihm angetan hat, wie mit einem geraubten Schatze:

Was hatte eine Betörung über ihn gebracht, wie er sie nie im Leben noch empfunden hatte? — Alles andre, was er ein halbes Leben mit sich umhergeschleppt, es war wie ausgelöscht; er begriff es fast nicht mehr. War es nur ein Taumel, nach einem letzten Jugendglück zu greifen? Oder war es das Geheimnis jener jungen Augen, die mitunter plötzlich in jähe Abgründe hinabzublicken schienen? — So manches hatte er an ihr bemerkt, das seinem Wesen widersprach; es blitzten Härten auf, die ihn empörten: es war eine Selbständigkeit in ihr, die fast verachtend jede Stütze abwies. Aber auch das ließ ihm keine Ruhe; es war ein Feindseliges, das ihn zum Kampf zu fordern schien, ja, von dem er zu ahnen glaubte, es werde, wenn er es bezwungen hätte, mit desto heißeren Liebeskräften ihn umfangen.

Franziska Fedders ist eine Mädchengestalt herberer, eigenwilligerer Art, als sie der Dichter sonst zu zeichnen pflegt. Wohl hat auch sie Füßchen wie aus dem Märchen; aber ihre tief-

liegenden grauen Augen scheinen zu künden: ‚scientes bonum et malum', und nicht treiben läßt sie sich von dem Geschick, sondern nimmt es selbständig in ihre Hand.

Noch einmal fällt in meinen Schoß
Die rote Rose Leidenschaft;
Noch einmal hab ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft;
Noch einmal legt ein junges Herz
An meines seinen starken Schlag;
Noch einmal weht an meine Stirn
Ein juniheißer Sommertag:

so hätte auch der Held dieser Novelle sprechen können. Wenn der Himmel mit Duft bedeckt ist, wenn still, wie heimlich träumend, die Luft über der Heide ruht und der Wald wie dämmerndes Geheimnis lockt, dann sehen wir ihn und das Mädchen das stille Haus verlassen und in der blühenden Wildnis sich verlieren:

Nichts unterbrach die ungeheure Stille um sie her, als mitunter das Gleiten einer Schlange oder von fern das Brechen eines dürren Astes; im Laube versteckt saßen die Vögel, mit gefalteten Flügeln hingen die Schmetterlinge an den Sträuchern. — Am Waldesrande waren jetzt in seltener Fülle die tiefroten Hagerosen aufgebrochen. Wenn gar so schwül der Duft auf ihrem Wege stand, ergriffen sie sich wohl an den Händen und erhoben schweigend die glänzenden Augen gegen einander. Sie atmeten die Luft der Wildnis; sie waren die einzigen Menschen, Mann und Weib, in dieser träumerischen Welt.

Aber leise meldet sich die Welt da draußen. Ihr lockender Ruf dringt in die Einsamkeit zu dem Mädchen, das einem alternden Mann sich zu eigen gegeben hat. Sie erblickt den ersten greisenhaften Zug in seinem Antlitz, und eine Kluft tut sich plötzlich auf zwischen ihr und dem, der sie ganz sein nennen will, eine Kluft, über die hinüberzufliegen ihr nunmehr schaudert. Und so erfüllt es sich:

Die Lieb' ist wie ein Wiegenlied:
Es lullt dich lieblich ein;
Doch schläfst du kaum, so schweigt das Lied,
Und du erwachst allein.

Storm liebt es, für seine Geschichten ein Symbol zu suchen, um es dann künstlerisch hineinzuverweben. Nicht selten verleiht ihnen das einen fatalistischen Anstrich. So in der vorliegenden Novelle. Von der altmodischen Tapete mit dem rot und violett blühenden Mohn, den Blumen des Schlafes und der Vergessenheit — eine Kindererinnerung aus dem großväterlichen Hause —, hebt sich ein Wandgemälde ab: eine weite Heidelandschaft, hinter der eben der erste rote Sonnenduft heraufsteigt; in der Ferne, gleich Schattenbildern, zwei jugendliche Gestalten, eine weibliche und eine männliche, die Arm in Arm wie schwebend gegen den Morgenschein hinausgehen; im Vordergrunde ihnen nachblickend, auf einen Stab gelehnt, die gebrochene Gestalt eines alten Mannes. Dem von der Geliebten Verlassenen blickt aus dem Bilde sein eigenes Antlitz entgegen: er selbst ist der gebrochene alte Mann, während sein Glück drüben jenseits der Heide im brennenden Morgenschein verschwindet. — Daß es eine ‚subalterne Persönlichkeit' ist, um derentwillen ihn Franziska verläßt, empfand der Dichter selbst als einen Mangel; die hinreißende Art der ganzen Darstellung aber zeigt seine volle Meisterschaft.

Ein alterndes Herz, noch einmal von tiefer Liebe erschüttert — dies Motiv deutet sich auch in den Fragmenten aus den Papieren des Vetters an, die die, wie Hans Eichentopf mit Recht hervorgehoben hat, besonders stark durch Heine beeinflußte Stimmungsnovelle ‚Eine Halligfahrt' (1870) beschließen. Voran geht eine Erinnerungsgeschichte, leise und lind von Sommerwind und Meereshauch durchzogen. An einem Sonntagmorgen im Frühling steht der Dichter auf dem Deich:

Es war noch in der Morgenfrühe; das traumhafte Gefühl der Jugend überkam mich wieder, als müsse dieser Tag was unaussprechlich Holdes mir entgegenbringen; kommt doch für jeden die Zeit, wo auch die Gespenster des Glückes noch willkommen sind. — Und siehe! — während das Wasser weich, fast lautlos zu meinen Füßen anspülte, plötzlich mit leichten unhörbaren Schritten ging die Erinnerung neben mir. Sie kam weit her aus der Vergangenheit; aber ihr Haar, das sie kurz in freien Locken trug, war noch so blond wie einst. — Es war deine Gestalt, Susanne, in der sie mir erschien; ich sah wieder dein junges, festumrissenes Gesichtchen, die kleine Hand, die lebhaft in die Ferne zeigte, — wie deutlich sah ich es!

Und nun steigt jene Fahrt über das sommerliche Meer nach dem grünen möwenumflogenen Eiland vor ihm auf, wo der seltsame Kauz von Vetter als weltflüchtiger Sonderling mit seiner Violine, seinen Sammlungen und Büchern lebt. Er sieht sich wieder in dem stillen Halliggarten, wo der Sonnenschein wie eingefangen auf dem grünen Laube schläft:

Unmerklich, wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, waren wir in jenen träumerischen Zustand geraten, von dem in der Sommerstille, inmitten der webenden Natur so leicht ein junges Paar beschlichen wird: sie schweigen, und sie meinen fast zu reden, aber es ist nur das Getön des unsichtbar in Laub und Luft verbreiteten Lebens, nur das Hauchen der Sommerwinde, die den Staub der Blüten zu einander tragen.

Und dann die Wanderung am Strande: ‚Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes — es ist seltsam, wie das uns träumen macht. Nur eines bebenden Hauches bedarf es, um ein Geschick fertig zu weben. Aber dieser Hauch kommt nicht. Ohne Frucht, wie ein holder Traum, geht der Tag auf des Vetters Hallig dahin. Doch wohl verwahrt steht er mit Susannens süßer, jugendlicher Gestalt dem Dichter in dem sicheren Reiche der Vergangenheit.

Die Stimmung der Resignation und des verlorenen Glückes, die Storm sonst über seine Erinnerungsgeschichten verbreitet, ist hier fortgeblieben. Wo er sie in den Novellen dieser Jahre

in Anwendung bringt, läßt er das Geschick stärker eingreifen als früher, und die Entsagung zwingender erscheinen. Gleich die zeitlich erste der uns jetzt beschäftigenden Dichtungen, „In St. Jürgen‘ (1867), zeigt das Resignationsmotiv in dieser Weise vertieft. Wir fühlen, daß der Dichter wieder in dem alten, grauen Husum ist, das so oft den Schauplatz seiner Dichtungen bildet (vergl. auch Bracher a. a. O., S. 73 ff.). Die seiner Seele innewohnende Heimatliebe und Pietät haben in dieser Novelle einen besonders schönen Ausdruck gefunden.

In Biernatzkis Volksbuch für 1849 steht unter den ‚Charakterbildern aus dem vorigen Jahrhundert‘, die ‚nach den Erzählungen einer siebzigjährigen Frau mitgeteilt‘ sind, eine Geschichte, betitelt ‚Das Heimweh‘; sie ist die Quelle der vorliegenden Dichtung. Die Erzählerin hat nach langen Jahren ihre Vaterstadt besucht und in Erinnerungen an alte Zeiten sich erquickt. Auf der Rückreise ist ein alter Mann ihr Begleiter. Mit den freundlich gesprochenen Worten: ‚Wir haben auch nie zusammen gesessen‘ hat er sich neben sie gesetzt. Bald sind sie ins Gespräch gekommen. Auch er ist auf der Rückkehr begriffen, und auch seine Reise hat der Erinnerung gegolten. Auf Befragen erzählt er seine Lebensgeschichte. Als Geselle in einem Nachbardorfe arbeitend, gewinnt er ein schönes, sittsames Mädchen lieb, mit dem er sich verlobt. Aber gleichzeitig drängt ihn sein Vater, auf die Wanderschaft zu ziehen. So scheidet er von seinem Gretchen, um als ganzer Mann zurückzukehren und sie dann heimzuführen: ‚Doch der Mensch denkt's, Gott lenkt's‘. Er kommt nach Dresden zu einem braven Meister, in dessen Familie er bald wie Kind im Hause wird. Aber die Sehnsucht nach der Heimat verläßt ihn nicht. Da, nach anderthalb Jahren erkrankt sein Meister an einem unheilbaren Brustübel. Auf dem Sterbebette erbittet er es von seinem Gesellen als Freundschaftsdienst, seine Frau und seine Kinder nicht zu verlassen.

Und nun kommt der Konflikt. Zieht auf der einen Seite die Liebe zu seinem Gretchen ihn nach der Heimat, so hält ihn auf der andern sein gegebenes Versprechen. So bleibt er denn, die zerrütteten Verhältnisse der Familie nach Kräften ordnend, und endlich heiratet er die Witwe. Aber, so erzählt er weiter,

der aufs neue steigende Wohlstand, das gute Benehmen meiner Frau, die Liebe meiner Stiefkinder — alle diese dankenswerten Güter konnten mich nicht trösten, geschweige denn zufriedenstellen. Manchmal stieg der sündlich begehrliche Gedanke in mir auf: wenn doch meine Frau stürbe, damit ich mein Gretchen holen könnte! Und nur mit vielem Beten und Ringen gelang es mir, ihn zu verscheuchen. Einundfünfzig Jahre hatte ich diese Sehnsucht getragen, wachend und schlafend von nichts fast als von der Heimat geträumt, da ertrug ich es nicht länger. Ich vertraute meinem Nachbar, einem verschwiegenen, ehrlichen Manne, meinen Plan und bat ihn, zur rechten Zeit meiner Frau die nötige Aufklärung zu geben. Ich hoffe, nicht damit gesündigt zu haben, daß ich, um ruhig sterben zu können, heimlich davonging, meine Heimat auf Erden noch einmal zu sehen und meine Lieben zu grüßen, deren Bild noch unverändert in meinem Herzen lebte.

Aber er findet alle tot. Schon über vierzig Jahre ist es her, seit Gretchen gestorben. Und er hat es nicht gewußt, daß er ihr das Herz gebrochen hat.

Man bekommt einen Begriff von Storms außerordentlichem Kunstverstande, wenn man verfolgt, was er aus dieser kleinen ‚gemütvoll, aber etwas pietistisch vorgetragenen‘ Erzählung gemacht hat. Mit dem von ihm so gern gewählten Rahmen eigener Jugenderinnerung umspannt er sie. An einem Frühlingstage, wo die Veilchen blühen und die Schwalben ihr altes Lied zwitschern, steigt wieder einmal die Jugendzeit vor ihm auf. Er gedenkt einer längst Verstorbenen, der er für manche gute Stunde zu danken hat. Als Knabe sieht er sich in der Stille des Sonntagmorgens durch den dunklen Torweg auf den sonnigen Hof des St. Jürgenstiftes treten. Im obern

Stock, wo unter den Fenstern die Schwalben ihre Nester gebaut haben, wohnt eine Freundin seiner Kindheit, die alte Agnes Hansen. Einst hat sie bei seiner Großmutter gedient; jetzt genießt sie im Stift die wohlverdiente Altersversorgung. In ihrem stillen, sauberen Stübchen hat er die alte Jungfrau mit den noch immer schönen blauen Augen und dem grauen glattgescheitelten Haar unter dem schneeweißen Häubchen oft besucht. Dann, während die Schwalben im Sonnenschein vor dem Fenster ab und zu flogen, hat sie ihm von der Herrlichkeit der alten Zeit erzählt, von den Festen im Hause seines Urgroßvaters, von den Aufzügen der alten Schützengilde, von der Pracht der nunmehr schon abgebrochenen Kirche. Was sie selbst einst an Freude und Leid erfahren hat, das hat er erst viel später als Student aus ihrem Munde gehört. Und nun führt er sie selbst als Erzählerin ein.

An einem Frühlingsmorgen ist es gewesen, da hat Agnes Hansen sich ihrem Jugendgespielen Harre Jensen verlobt:

Es war ein glücklicher Tag damals; die Frühlingssonne schien, wir gingen Hand in Hand; und während wir schwiegen, sangen über uns die Lerchen aus tausend hellen Kehlen. So waren wir unmerklich an den Brunnen gekommen, der an der Hollunderwand des Gartens dem Hause gegenüber lag. Ich blickte über die Brettereinfassung in die Tiefe hinab. „Wie drunten das Wasser glitzert!“ sagte ich. Das Glück macht mutwillig; Harre wollte mich necken. „Das Wasser?“ sagte er. „Das ist das Gold, das aus der Tiefe funkelt“. Ich wußte nicht, was er damit meinte. „Weißt du denn nicht, daß ein Schatz in eurem Brunnen liegt?“ fuhr er fort. „Guck nur genau zu; es sitzt ein graues Männlein mit dreieckigem Hut auf dem Grunde. Vielleicht ist's auch nur das brennende Licht in seiner Hand, das drunten so seltsam glitzert; denn er ist der Hüter des Schatzes.“

Damit ist vordeutend ein Motiv berührt, das dann verhängnisvoll sich geltend machen soll.

Wir haben bereits gesehen, wie Storm es liebt, einen äußeren oder inneren Vorgang zu symbolisieren; der dadurch

erzielten Erhellung haftet doch wieder etwas Geheimnisvolles an; schon das Schwimmen nach der Wasserlilie in ‚Immensee‘ war von dieser Art. Verwandt damit ist, wenn er ein lebloses Ding Anteil nehmend oder bestimmend in die Handlung hineinspielen läßt; besonders häufig tut er das mit Bildern. Ein romantisches Element wirkt hier offenbar fort; man denke nur an Tiecks Phantasus-Novellen und an E. Th. A. Hoffmann. Aber Storm behandelt solche Züge doch immer nur als Beiwerk und ordnet sie der künstlerischen Anlage der Novelle unter; außerdem bleibt er selbst innerhalb der Grenzen der Wirklichkeit stehen und läßt nur seine Menschen den Schritt ins Übernatürliche tun.

In der uns augenblicklich beschäftigenden Novelle haftet Unheil an dem Brunnen. Agnes' Vater läßt sich von einem Schwindler, dem ‚Goldmacher‘, verleiten, die Hebung des Schatzes zu versuchen, in der Hoffnung, dadurch dem drohenden Bankrott zu entgehen. Aber das Geld, das er zu dem vergeblichen Werk hergeben muß, ist nicht sein eigenes, sondern das seines Mündels Harre Jensen, womit dieser hat Meister werden und freien wollen. Damit entschwindet den beiden das Glück, nach dem sie schon die Hand ausgestreckt haben, in die Ferne; Harre muß scheiden. Über Agnes' Vater aber läutet die Schandglocke des Bankrottierers. Damit endet die Erzählung der alten Hansen. Von ihrem Jugendfreunde hat sie nie wieder gehört: ‚Es gibt noch andre Dinge, als den Tod, die des Menschen Willen zwingen‘, meint sie.

Vergleichen wir Storms Ausführung mit der Quelle, so sehen wir ihn die Vorgeschichte frei gestalten, das Scheiden der Liebenden tiefer motivieren und alles durch eine Fülle reizvoller Einzelheiten beleben. Die Menschen werden lebensvoll herausgearbeitet; hinzuerfunden ist der Goldmacher, der dann, zum ‚Spökenkieker‘ geworden, ebenfalls im Stift Aufnahme ge-

funden hat und mit seinem unheimlich nackten Kopf und den verglasten Augen den Knaben erschreckt. Während in der Quelle die Geliebte schon lange tot ist, lebt sie hier noch, ebenfalls der Erinnerung hingegeben. So kann Storm das, was dort in der Erzählung des alten Mannes vereinigt ist, an beide verteilen. Einige Jahre sind vergangen, seit ihm die alte Agnes Hansen von ihrer Liebe zu Harre Jensen erzählt hat, da erhält der Dichter die Ergänzung zu ihrem Bericht. Auf der Heimreise nach seiner Vaterstadt trifft er mit einem alten Klaviermacher aus Schwaben zusammen, und bald ergibt sich im Gespräch, daß ihr Ziel das gleiche und daß jene Stadt im Norden auch des Greises Heimat ist. Vergebens schaut dieser nach dem hohen Turm der alten Kirche aus. Auf ihm hat er einst der das Wiederkommen versprochen, um derentwillen er jetzt die weite Reise macht. Und nun erzählt er seinem jungen Reisegefährten die Geschichte seiner Liebe. Das Vergehen seines Vormundes will er nicht gern der Vergessenheit entreißen. Aber wie er von seiner Agnes Abschied genommen hat, im Frühlingsmorgensonnenschein, oben auf dem Turm, von dem herab der alte Jakob eben den Schwalben den Willkommen geblasen hatte, das steht ihm noch in aller Deutlichkeit vor Augen:

Der Turm, der uns beide trug, ragte so einsam in den blauen Ätherraum; nur die Schwalben, auf deren stahlblauen Schwingen der Sonnenschein wie Funken blitzte, schwebten um uns her und badeten in dem Meer von Luft und Licht. — Ich hielt noch immer ihre Hand; mir war, als könne ich nicht fort von hier, als wären wir beide, sie und ich, schon jetzt hinausgehoben über alle Not der Welt. — Aber die Zeit drängte; unter uns schlug dröhnend die Viertelglocke. Da, als noch die Schallwellen den Turm umfluteten, kam eine Schwalbe geflogen, daß sie uns fast mit ihren Flügeln streifte; furchtlos, nur auf Armeslänge von uns, setzte sie sich auf den Rand des Geländers, und während wir wie gebannt in das kleine glänzende Auge blickten, schmetterte sie plötzlich mit geschwellter Kehle ihre Frühlingslaute

in die Luft. Agnes warf sich an meine Brust. „Vergiß das Wiederkommen nicht!“ rief sie. Da breitete der Vogel seine Schwingen aus und flog davon. — —

So ist Harre in die Welt gezogen, um das Glück wieder heimzubringen; aber zurückgekehrt ist er nicht. Auch wie das geschehen konnte, erzählt er dem Dichter.

Dabei konnte dieser viele Züge der Quelle verwerten; aber er hat sie frei gestaltet. Während dort der Erzähler den Tod seiner Frau nur herbeiwünscht, führt Storm ihn geradezu vor die Versuchung, sie in den Abgrund stürzen zu lassen, obwohl er sie retten kann. Aber blitzschnell rafft sich Harre auf und zieht sie zurück vom Abgrund. Dann aber schüttet er ihr sein ganzes Herz aus, und sie selbst ist es, die ihn bald darauf zur Reise in die Heimat veranlaßt. Doch in die Veilchenaugen seiner Jugend soll er nicht mehr blicken. Agnes Hansen ist kurz vor seiner Ankunft gestorben; nur an ihrer Bahre kann er noch knien. Der Dichter aber glaubt fern durch die Lüfte die Worte des Schwalbenliedes zu vernehmen: ‚Als ich wiederkam, als ich wiederkam, war alles leer‘.

Obwohl ein Ton tiefer Wehmut diese Geschichte durchklingt, geht doch ein mild verklärender Schimmer von ihr aus. Das ersehnte Glück wird nicht erreicht; aber das Geschick muß getragen werden, denn — wir kennen diesen Satz schon — ‚es gibt noch andre Dinge als den Tod, die des Menschen Willen zwingen‘. Die Resignation ist hier keine Folge der Schwäche, sondern bedingt durch die Macht äußerer Verhältnisse.

Eine Tragik andrer Art bildet das Motiv der Novelle ‚Ein stiller Musikant‘ (1874—75). Wie ein Mensch vergeblich mit den unüberwindlichen Mängeln und Gebrechen der eigenen Natur ringt, wie ihm darüber das Glück der Liebe verloren geht, er aber in bescheidenem Entsagen den Frieden seines Herzens wiederfindet, wird hier dargestellt:

Ja, der alte Musikmeister! — Christian Valentin hieß er. — Zuweilen in der Dämmerstunde, wenn ich vor meinem Ofenfeuer träume, wandelt auch seine hagere Gestalt in dem abgetragenen schwarzen Tuchröckchen an mir vorüber; und wenn er dann gleich all dem andren Besuch, den ich schweigend und ungesehen hier empfange, allmählich wieder meinem Blick entschwindet, zurückwandelnd in den dichten Nebel, aus dem er kurz zuvor emporgetaucht ist, so zittert oft etwas in meinem Herzen, als müßte ich die Arme nach ihm ausstrecken, um ihn zu halten und ihm ein Wort der Liebe auf seinem einsamen Wege mitzugeben.

Auch wir müssen ihm gut werden, dem kleinen Manne mit dem dürftigen blonden Haar, den blaßblauen Augen und dem verklärenden Kinderlächeln. Der alte einsame Junggeselle, den das Leben gelehrt hat, ‚sich keine dummen Gedanken zu machen‘, hat sich durch alles Leid ein goldenes Herz bewahrt. Schon dem armen blassen Jungen ist seine Kopfschwäche im Wege gewesen. Die Weltgewandtheit und Unverfrorenheit des ‚Hofpianisten‘ hat er nicht besessen; aber

Wenn ich bisweilen so saß und seinem Spiele zuhörte, hab' ich mir's nicht ausreden können, daß ich, Christian Valentin, das alles noch viel besser machen würde, wenn — ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir so fix zusammen gegangen wären.

Wohl reicht ihm Signora ‚Katerina‘, die ‚alte Kunstfigur‘, die als junge Primadonna noch vor dem großen Mozart gesungen hat, zur Belohnung für sein Spiel eigenhändig eine Pfeffermünzpastille aus ihrem kristallenen Naschdöschen. Aber bei seinem öffentlichen Auftreten bleibt dem zaghaften, schüchternen Mann der Erfolg versagt. Verzweifelnd verläßt er die Stadt, in der ihm dies geschehen ist, und das Mädchen, an das ihn innige Liebe bindet. Doch er begehrt nicht viel vom Leben; in stiller Entsagung sich zu bescheiden, fällt ihm nicht gar so schwer, und er meint, noch ganz leidlich gefahren zu sein, da es ihm vergönnt ist, das Töchterchen seiner Jugendgeliebten zu unter-

richten. So überströmt der Dichter mit versöhnendem Licht die Gestalt des alten Musikmeisters. Und dem Erdenwallen des Künstlers läßt er die Verklärung folgen. Kann er auch selbst den süßen Lerchenton seines Jugendliedes nicht mehr hören, so zaubert dieses doch, von seiner Lieblingsschülerin gesungen, stille Freude auf dem Antlitz der Hörer hervor. Dem Dichter aber, der das alte liebe Gesicht mit dem Kinderlächeln nicht mehr erschaut, ist es, als sei ihm ein vergessener Wunsch erfüllt, als sei er nun doch noch mit dem stillen Meister auf seinem Veilchenplatz gewesen.*)

Mild und rein steht diese Gestalt vor uns. Die einfache, aber innigste Anteilnahme verratende Darstellung rührt uns tief. Storm kennzeichnet, wie wir wissen, zuweilen seine Personen durch ihre Vorliebe für gewisse Dichter und Dichtungen. Wie er der alten Marthe Mörikes ‚Maler Nolten‘ in die Hand gab, so läßt er den stillen Musikmeister sich an den klaren Frühlingsliedern Uhlands und den friedhofsstillen Poesien Höltys erbauen; Chodowiecki-Sammler ist er, wie der Dichter selbst, und die älteren Komponisten, Haydn und Mozart, stehen ihm voran. Was das Motiv selbst anlangt, so ist schon von Erich Schmidt auf die Verwandtschaft mit Grillparzers Novelle ‚Der arme Spielmann‘ hingewiesen worden, wo aber die Ausführung sich herber darstellt.**)

*) Durch Erich Schmidt und durch Ferdinand Tönnies („Karl Storm“, Deutsche Rundschau 99, S. 461/63) wissen wir, daß des Dichters Sohn Karl, selbst Musiker, viele Züge zu dem Bilde des „Stummen Musikanten“ hergegeben und daß er die sinnigen Verse:

„Du liebe schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt“ usw.

(Werke 4, S. 196) noch als Knabe gedichtet hat.

**) Storms Novelle gab übrigens wohl — nicht nur der Titel weist darauf hin — die Anregung zu dem Roman ‚Stumme Musikanten‘ von Luise Glaß (1905).

Die Romantik brachte die Künstlerromane in Aufnahme. Die Kunst selbst Gegenstand der Kunst — das entsprach so recht dem romantischen Ich-Kultus und der damals beliebten Flucht aus der spießbürgerlichen Wirklichkeit in die vornehme Abgeschlossenheit selbstherrlichen Poetentums. Unberührt von der Alltäglichkeit, rein und voll mit allen seinen Neigungen sich auszuleben, war das Streben der bevorzugten Geister jener Zeit. Einen Rest dieses romantischen Empfindens glauben wir bei Storm wahrzunehmen. Wir sahen schon, daß er seine Helden dem werktägigen Gange des Lebens zu entrücken strebt. Ihre bürgerliche Stellung wird gern verschwiegen; ihr Beruf gilt als nebensächlich. Reinhard in „Immensee' sammelt Volkslieder und beschäftigt sich mit botanischen Studien. Ihm stellt sich der botanisierende Doktor in ‚Waldwinkel' an die Seite. Auch Professoren läßt er wohl seine Helden sein oder werden; so in den Novellen „Im Schloß' und ‚Viola tricolor'; der Professorenstand erscheint als unabhängig, über die Alltäglichkeit erhoben. Daß er bisweilen seinem idealistischen Helden einen praktischen gegenüberstellt, ist auch bereits erwähnt worden. So sind in ‚Immensee' die beiden gegensätzlichen Seiten des Lebens in den Gestalten Reinhards und Erichs auseinander gelegt. Im Konflikt zwischen ihnen hat der Held von ‚Späte Rosen' gestanden: seine dunklen Augen verraten noch den ihm ursprünglich eigenen idealen Zug, und der Drang nach Schönheit bleibt auch dem Kaufmann unverloren. Am meisten von der Prosa des Lebens abgewandt erscheint der Künstler. Ein Dichter, der möglichst rein und schon an sich poetisch wirkende Stimmungen darzustellen liebt, muß unter den Künstlern mit Vorliebe seine Helden suchen. So finden wir denn auch in dieser zweiten Husumer Periode Storms eine ganze Reihe von Künstlernovellen. Schon in ‚Von Jenseit des Meeres' war der Held ein junger Architekt; auf sein Kunstgefühl zum guten Teil

ist die Mondnachtszene im Park gegründet. Der Vetter in ‚Eine Halligfahrt‘ ist einst ein berühmter Violinspieler gewesen; in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen findet sich folgende schöne, die Wirkung der Musik verherrlichende Stelle:

Und meine Geige sang, oder eigentlich war es meine Seele. Sie sang wie einst der Neck am Wasserfall, von dem die Kinder sagten, daß er keine Seele habe. — Du weißt es, meine Muse, denn du standest mir gegenüber neben dem Bilde deines Lieblings, des Jünglings Goethe, die schönen Hände in deinem Schoß gefaltet. Deine Augen waren hingegeben offen, und ich trank aus ihnen die entzückende Götterkraft der Jugend. Und die Wände des Gemaches schwanden und der rauschende Wasserfall stand, und alle die jungen Vögel, die eben noch so laut geschlagen hatten, verstummten lauschend. Ich war eins mit dir, schöne jugendliche Göttin; hoch oben stand ich herrschend; ich fühlte, wie die Funken unter meinem Bogen sprühten; und lange, lange hielt ich sie alle in atemlosen Bann. Und da ich den Bogen fortgelegt hatte, blickten die Jungen auf mich, halb scheu, mit erstaunten großen Augen, als hätten sie plötzlich entdeckt, ich sei noch einer von den Ihren, den sie nicht erkannt, der nun plötzlich die Maske des Alters fortgeworfen habe.

‚Ein stiller Musikant‘ stellt ein Künstlergeschick in seinem ganzen Verlauf vor Augen. Das Motiv — vergebliches Ringen mit den Gebrechen der eigenen Natur — war von Storm schon in der früheren Novelle ‚Eine Malerarbeit‘ (1867) verwendet worden, zu der, wie Gertrud Storm in einer Anmerkung zu den „Briefen in die Heimat“ sagt, wohl die in Heiligenstadt gemachte Bekanntschaft mit dem kleinen verwachsenen Maler Sunde den Anstoß gab. Dort wie hier bescheidet sich der Held, und so kann die tragische Wendung vermieden werden. Bei dem stillen Musikanten hat das Gebrechen mehr einen inneren Sitz; bei dem kleinen Maler Edde Brunken mit dem tollen Temperament und dem leicht entzündlichen Herzen ist es die äußere verkrüppelte Gestalt, mit der er fortwährend vergeblich ringt. Wie jener meint: „Ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir so fix zusammen gegangen wären!‘, so rechnet

sich dieser ebenfalls das Exempel seines Lebens vor: ‚Meine Seele und meine Kunst verlangen nach der Schönheit, aber die langfingerige Affenhand des Buckligen darf sie nicht berühren‘. Storm zieht es zu solchen absonderlichen Menschen, wie der kleine verkrüppelte Maler einer ist. Als Episodenfiguren huschen des öfteren Hoffmannsche Gestalten bei ihm vorüber. Aber auch zum Mittelpunkt macht er gelegentlich ein derartiges Original; neben den buckligen Maler stellt sich der „Herr Etatsrat‘. Von Hoffmann unterscheidet ihn, daß, während dieser über seine Gestalten einen unheimlich dämonischen Reiz ausbreitet, Storm die seinen in einen mehr oder minder grotesken Humor taucht und sie so, das Abstoßende mildernd, uns menschlich näher bringt. Für Edde Brunken ist der Humor noch ein besonderer Helfer: er hält ihn über Wasser, daß er nicht untergeht in dem Widerstreit zwischen seinem äußeren und inneren Menschen. In einer behaglichen Plaudergesellschaft am Kamin wird seine Geschichte vom Hausarzt erzählt; sie soll den Satz beweisen: ‚Man muß sein Leben aus dem Holze schnitzen, das man hat.‘ Wieder tritt die symbolische Beleuchtung unterstützend ein. Ein Märchen, die Geschichte von dem Ungeheuer und der weißen Rose, erhellt plötzlich für Brunken wie für das schöne Erdenkind, in das er sich verliebt hat, die Lage. Dazu kommt das Bildmotiv. In zwei zusammengehörigen Gemälden hat der Maler selbst den von ihm durchgekämpften Konflikt sinnbildlich dargestellt. Die Szenerie ist auf beiden Bildern dieselbe: aus dem blühenden Rosengebüsch einer sonnigen Parkpartie erhebt sich eine Venus. Aber die Stellung der Figuren ist eine verschiedene. Auf dem einen Bilde steht neben der Statue der Liebesgöttin, finster zu ihr aufblickend, die Gestalt eines verkrüppelten Mannes in zierlicher Rokokokleidung, mit breiten Spitzenmanschetten und veilchenfarbenem Wams; durch den sonnigen Laubgang im Mittelgrunde entfernt sich ein Liebespaar, das Dämchen über-

mütig lachend nach dem Krüppel zurückschauend. Auf dem nach Beendigung des inneren Kampfes gemalten zweiten Bilde ruht das junge Paar weltvergessen zu den Füßen der Göttin, während der Bucklige nunmehr im Hintergrunde, auf einer Bank bequem zurückgelehnt, in freundlicher Betrachtung sitzt.

Die Novelle zeigt eine kräftigere Durchführung, als die Dichtungen der Heiligenstadter Zeit. Die Ausmalung der Stimmung tritt zurück vor der Wirkung durch kleine Züge aus der Wirklichkeit des Lebens. Die Szenen aus dem Dorfleben zeigen, daß Storm auch solch derbe Stoffe anzupacken weiß.

In gewisser Weise ein Gegenstück zur ‚Malerarbeit' stellt ‚Psyche' (1875) dar. Wieder eine Künstlernovelle, aber ohne tragisches Ringen, vielmehr in jubelndes Glücksgefühl verklingend. In der Zeitung las Storm einmal, daß ein Primaner ein Mädchen beim Baden gerettet habe. Dieser einfachen Notiz ist sein hohes Lied der Liebe, wie wir ‚Psyche' unter seinen Dichtungen nennen können, entsprungen. Aus dem Primaner wird ein junger Bildhauer, der sich bei dem Freund in der Nordseestadt aufhält. Sturmeswehen und Meeresrauschen erfüllen die Eingangsszene; wie befreit in reinen Lüften atmen wir. Verschwunden scheint die Alltagswelt, und aller Erdenstaub verweht. Und die Menschen — als wären sie eben aus der Hand des Schöpfers gekommen. Ein Hauch hellenischer Sinnenfreudigkeit geht von ihnen aus. ‚Wie in den Tagen der Götter!' rufen auch wir, wenn die Gestalt des Schwimmers mit der breiten Brust aus den schäumenden Wogen auftaucht, das gerettete Mädchen an das Ufer tragend, und nun der volle Sonnenschein, ‚noch immer die Sonne Homers', auf die beiden schimmernden Gestalten fällt. Dem Retter, dem jungen Künstler, hat der Blitz geleuchtet, von dem er vorher dem Freunde gesprochen hat. Ihm gilt es, was er beschienen von flüchtigem Strahl geschaut hat, in das Licht des Tages hinaufzuschaffen. Er will nicht wissen,

wer jenes Mädchen gewesen ist. Ein Götterkind, das seine leiblichen Augen nie gesehen haben, soll sie ihm bleiben, ‚Psyche, die knospende Mädchenrose, das schlummernde Geheimnis aller Schönheit.' Stumm und rührend, wie um Gestaltung flehend, sieht immer das eine Bild ihn an. Und während das anmutige Märchen des Apulejus vor seinem innern Auge vorüberzieht, trägt er aus dem Chaos der dämmernden Phantasie empor an das Licht sein Werk ‚Die Rettung der Psyche':

Ein junger schilfbekränzter Stromgott, an abschüssigem Ufer emporsteigend, hielt eine entzückende Mädchengestalt auf seinen Armen. Trotz des zurückgesunkenen Hauptes und der geschlossenen Augenlider der letzteren sah man fast wie lauschend die Menschen an das Bild herantreten, als ob sie in jedem Augenblick den ersten neu erwachten Atemzug in der jungen Brust erwarten müßten.

Aber nachdem das Marmorbild die Stille seiner Werkstatt verlassen und der künstlerische Gedanke sich ihm verkörpert hat, streckt er nach der Lebendigen die Arme aus. Auch sie, die er rettete, hat seinen Namen nicht wissen wollen, obwohl sie das schöne blasse, in Angst und Zärtlichkeit auf sie hernieder blickende Jünglingsantlitz nicht vergessen kann. In ihrer heiligen Jungfräulichkeit bebt sie seitdem vor aller Berührung mit der Welt zurück. Da dringt die Kunde von der ‚Rettung der Psyche' auch in die nordische Küstenstadt, und nun treibt es wie eine Angst das Mädchen zu dem Bildwerk. Aber aus diesem Konflikt ist die glückliche Lösung unschwer zu finden: ‚Die holde Scham ist nur empfangen, daß sie in Liebe sterben soll'. Im Angesicht der Marmorgruppe finden sich die beiden, deren Gedanken schon unabweisbar zu einander gestrebt haben:

— — Und nur einen Augenblick noch schwankte das Zünglein der Wage zwischen Tod und Leben, aber dann nicht länger. „Psyche! Süße, holde Psyche". — Seine Lippen stammelten, und an beiden Händen hielt er sie gefangen. Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne sah er ihre Augen

untergehen. Er ließ sie nicht; in trunkenem Jubel hob er sie auf seine Arme; er bog den Mund zu ihrem kleinen Ohre nieder, und leise, aber mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, sprach er, was er einst nur fern von ihr gedacht: „Nun laß ich dich nicht mehr; ich gebe dich an keinen Gott heraus!" — Da regte auch der schöne Mund des Mädchens sich. „Sage: nie!" kam es wie ein Hauch zu ihm herauf; „sonst muß ich heute noch vor Scham erblinden."

Wie so idealistisch gefaßten Menschen auch das Gröbere gesellt werden kann, ohne die Stimmung zu schädigen, das zeigt die knochige Gestalt der alten Bade-Kathi mit ihrem großen verschossenen Taffethut; leicht in Humor hat sie der Dichter getaucht. — Vergegenwärtigt man sich die Fülle von Schönheit, die in dieser Novelle enthalten ist (manche hier nicht erwähnte entzückende Einzelheit hebt Kuh in seinem Brief an Storm vom 1. April 1876 hervor), so versteht man, daß sie einem so feinen Kenner wie Erich Schmidt ‚nach Stil, Inhalt, Bildung und Stimmung mein Liebling' ist. Und insbesondere der Szene gegenüber, in der sich der Künstler und seine Psyche in Liebe finden, begreift man es, wenn sie Adolf Stern bezeichnet als ‚symbolisch, nicht für das Mächtigste, das Storms Poesie vermag — denn das liegt im Tragischen — aber für das Seligste, Reinste; Sinnenherrlichkeit und Sinnenfreudigkeit neben tiefem, heißem Gefühl'.

Wir wenden uns jetzt einer Novelle zu, die, kurz vor ‚Psyche' entstanden, auf ganz andrem Felde die gleiche Meisterschaft zeigt. Bei der Begründung der Zeitschrift ‚Deutsche Jugend' war auch Storm zur Mitarbeiterschaft aufgefordert worden. Aber erst nach geraumer Zeit vermochte er einem damals gegebenen Versprechen zu genügen. Er bemerkt darüber:

Die Schwierigkeit der „Jugendschriftstellerei" war in ihrer ganzen Größe vor mir aufgestanden. „Wenn du für die Jugend schreiben willst", in diesem Paradoxon formulierte es sich mir — „so darfst du nicht für

die Jugend schreiben! — Denn es ist unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst."

Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen inneren Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl, wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend geeignet war.

Aus dieser Überlegung ist sein ‚Pole Poppenspäler' (1873—1874) hervorgegangen. Klaus Groths ‚Quickborn' enthält eine Erzählung ‚Peter Kunrad'. Darin heiratet ein junger Bauer eine fahrende Komödiantin, ein stilles, ordentliches Mädchen; aber der Makel der Herkunft und des Handwerks bleibt in den Augen der Leute an der jungen Frau haften; beide vermögen sich über die Klatschereien der Menschen nicht hinwegzusetzen, und so ist ein tragischer Ausgang unvermeidlich. Bei Storm heiratet ein braver Handwerker seiner Vaterstadt die Tochter eines fahrenden Puppenspielers. Wohl wird dem Kunstdrechsler und Mechanikus Paul Paulsen von den Leuten der Spottname ‚Pole Poppenspäler' angehängt; aber ihm bedeutet er das Beste, was ihm das Leben gegeben hat. So herrscht hier volle Versöhnung, und zugleich erfährt das fahrende Künstlertum eine Verherrlichung, die es wie mit dem Schimmer eines verklärenden Abendrots überströmt erscheinen läßt. Der Dichter leitet die Erzählung ein, gibt aber bald das Wort an den Freund seiner Knabenzeit, an Pole Poppenspäler selbst, bei dem er das Drechseln lernt, ab. Wieder erhalten wir eine Erinnerungsgeschichte. ‚Daß ich ein Knabe war', beginnt der Erzähler, ‚ist nun schon lange her; aber gewisse Dinge aus jener Zeit stehen noch, wie mit farbigem Stift gezeichnet, vor meinen Augen'. Von entzückendem Reiz und duftiger Frische ist das Kindheitsidyll. Alle großen und kleinen Kinder werden es verstehen, wenn dem Knaben das kleine Puppenspieler-Lisei wie von Märchen-

glanz umflossen erscheint. Und welch herzerquickender Mensch ist der fahrende Marionettenkünstler selbst, der alte Tendler, der kleine lustig blickende Mann, dem unter der grünen Schirmmütze die kurzen schwarzen Haare wie Spieße vom Kopfe abstehen. Wenn dann die alten Puppenspiel-Gestalten, Pfalzgraf Siegfried und die heilige Genoveva, Doktor Faust und Mephistopheles, und er, der allemal dabei sein muß, Kasperl, der kleine lustige Allerweltskerl, an dem Knaben vorüberziehen, so muß wohl jene phantastische Verwirrung über ihn kommen, die die geheimnisvolle Welt der Bühne so leicht über ein junges Herz bringt. Das Kinderglück nimmt bald ein Ende. Die Puppenspieler-Leute ziehen wieder hinaus in die weite Welt. Dem zurückbleibenden Knaben aber ist zumute, als sei die ganze Stadt ausgestorben. Nur die Hoffnung bleibt ihm:

Wenn in den nun folgenden Jahren der Herbst wiederkehrte, wenn die Krammetsvögel durch die Gärten unsrer Stadt flogen und drüben vor der Schneiderherberge die ersten gelben Blätter von den Lindenbäumen wehten, da saß ich wohl manches Mal auf unsrer Bank und dachte, ob nicht endlich einmal das Wägelchen mit dem braunen Pferde wie damals wieder die Straße heraufgebimmelt komme. — Aber ich wartete umsonst; das Lisei kam nicht wieder.

Zwölf Jahre später führt in einer mitteldeutschen katholischen Stadt, wo Paul Paulsen als Geselle arbeitet, der Zufall ein Wiedersehen herbei. Als dann ein neuer Abschied bevorsteht, da hält er die Hand der fahrenden Puppenspielerin fest. Wohl weiß er, daß sie daheim mächtig reden werden; aber Lisei meint: ‚Wenn d u sie hast, — i hab schon die Kuraschi!‘ Als Frau Meisterin führt er die Jugendgespielin in sein elterliches Haus. Der alte Tendler mit seinen nun in Ruhestand versetzten Puppen folgt den beiden.

Wieder hat der Dichter in dieser Novelle ein totes Ding mit dem Geschick des Menschen in Verbindung gebracht. Der

kunstvolle Kasperl spielt im Leben des Puppenspielers eine bedeutsame Rolle. Sein so wirkungsvoll geschnitztes Gesicht hat einst für den jungen Verfertiger den Brautwerber um Liseis Mutter, die Tochter des großen Puppenspielers Geiselbrecht, abgegeben. Durch alle guten und schlimmen Tage hat der Kasperl ihn dann hindurchbegleitet. Auch bei dem Fiasko des Alten, der seine Kunst noch einmal hervorgesucht hat, ist er zugegen. Und als der greise Puppenspieler zur letzten Ruhe geleitet wird, da fliegt, von ruchloser Hand geworfen, in die offene Gruft der kleine lustige Kerl hinab und setzt sich gerade oben auf dem Sarge, zwischen den Blumen nieder:

Aber er sah jetzt gar nicht lustig aus; seinen großen Nasenschnabel hatte er traurig auf die Brust gesenkt; der eine Arm mit dem kunstreichen Daumen war gegen den Himmel ausgestreckt, als wolle er verkünden, daß, nachdem alle Puppenspiele ausgespielt, da droben nun ein andres Stück beginnen werde.

Was böse Absicht gewesen ist, benutzt der Geistliche mit feinem Takt zu einem herzlichen Nachruf auf den Toten, der mit seiner kleinen Kunstfigur manches Menschenherz erheitert und dem kleinen Narren manches Gott und den Menschen wohlgefällige Wort der Wahrheit in den Mund gelegt habe.

Eine ‚gesunde Mischung nord- und süddeutschen Lebens' zeigt diese Dichtung; ausgezeichnet hat Storm, der auf plattdeutschem Boden Geborene, den drollig-herzigen Ton der bayrisch-österreichischen Mundart zu treffen verstanden.

‚Zur Wald- und Wasserfreude' (1878), das der Reihe der Künstlernovellen angefügt werden darf, ist in seiner Exposition ausgezeichnet. Kätti mit ihren heimat- und ruhelosen Augen erscheint als das verkörperte romantische Sehnen in die ‚weit', weite Welt'. Die Zauber der ‚schönen Fremde', die Reize eines frei schweifenden Lebens steigen vor dem sinnenden Mädchen auf. Ein unbestimmter Drang treibt sie in die Ferne, als gäbe

es dort ein Glück, das daheim nimmer zu finden sei. Wohl könnte die Liebe sie festhalten. Aber die unsichtbare Kette, die einst die Gitarrenstunden zwischen ihr und dem jungen Primaner gebildet haben, fügt sich nicht zum Ringe zusammen. Dem Doktor Wulf Fedders dünkt die Tochter des in seinem zappeligen Wesen vortrefflich geschilderten Herrn Tobias Zippel, obwohl eine ‚petite princesse dans son genre', zu niedrig geboren, und er neigt sich lieber der blonden blauäugigen Majorstochter zu. Alle Jahre einmal aber gehen ihm in seiner Amtstätigkeit als Landvogt die Akten über eine Verschollene durch die Hände:

Dann gedenkt er plötzlich wieder der dunkelfarbigen Kätti und seiner Schülerzeit und jener Tage in der „Wald- und Wasserfreude". Aber er hat gar viele Akten und zu Hause eine blonde Frau und viele Kinder; bevor er noch den Weg vom Amtslokale nach seiner Wohnung zurückgegangen ist, haben diese Erinnerungen ihn schon längst verlassen.

Dieser Ausgang ist, wenn auch bedingt durch den Charakter des recht unbedeutenden Wulf Fedders, gar nicht in Storms sonstiger Art und wirkt künstlerisch unbefriedigend. Im ganzen zweiten Teil vermissen wir überhaupt mehrfach die folgerichtige Entwicklung, die wir bei Storm gewohnt sind; mehrere vortreffliche Episoden und sehr gut gezeichnete Nebenpersonen — vor allem der kleine hinkende Schneider, dessen Seele in seiner Violine ruht, können für diesen Mangel doch nicht ganz entschädigen. Und Storm selbst, mit seiner scharfen Selbstkritik, war mit dieser seiner Schöpfung wenig zufrieden; ja er geht so weit, sie Keller gegenüber — sehr ungerecht — geradezu eine ‚schlechte Novelle' zu nennen.

Daß Storm Motive seiner juristischen Amtstätigkeit poetisch verwertet, ist uns schon begegnet. In einen ihr entstammenden Bericht ist ‚Draußen im Heidedorf' (1871) gekleidet. Ein aktenmäßig protokollarischer Schein strenger Tatsächlichkeit wird dadurch gewonnen. Nur die in unbestimmter Laternenbeleuchtung

schattenspielartig sich abspielende Eingangsszene steht außerhalb. An der Hand der Vorfragen und der gerichtlichen Vernehmung wickelt sich dann die unselige Geschichte ab: wie den jungen Bauern die blind leidenschaftliche Liebe zu der verführerischen Slowaken-Margret — wieder eine fremdartige Mädchengestalt — in den Tod treibt. Ein verwirrend gespenstisches Element ist in die Erzählung aufgenommen und erregt eine unheimlich beklommene Zwitterstimmung, die der landschaftliche Hintergrund der öden, von weißen Nebeln überzogenen Moorgegend noch erhöht. Offenbar absichtlich hat Storm so die Motive gemischt; die Wirkung ist künstlerisch genau vorher berechnet, wenn die Fahrt durch das Moor in dem Dichter die Erinnerung an die slawische Sage vom weißen Alp weckt, der dem Schlafenden die Seele austrinkt. Das alles ist mit vollendeter Sicherheit behandelt, streift aber doch vielleicht in etwas über das Gebiet der reinen Kunst hinaus. Auch hier finden wir wieder mehrere gut gezeichnete Episodenfiguren: Küster und Küsterin und die andern Dorfweiber.

Die kleine Erzählung ‚Im Brauerhause‘ (1878—79; anfangs ‚Der Finger‘ betitelt) mag hier angereiht werden; Denn ganz auf ein Motiv des Volksaberglaubens gestellt, erweckt sie gleichfalls eine unheimliche Stimmung. Übrigens merkt man, obwohl sie wie ein Protest gegen die verhängnisvollen, den Unschuldigen treffenden Folgen dieses Aberglaubens erscheint, trotzdem das Behagen, mit dem der Dichter bei solchen Dingen verweilt. Dazu stimmt es, daß seine Bibliothek neben allerlei Märchen- und Sagensammlungen auch eine ganze Reihe von Büchern, die sich mit dem Geister- und Gespensterreich beschäftigen, enthielt. Daß der der Geschichte von Peter Liekdoorns Finger zugrunde liegende Aberglaube ein altüberkommener ist, bezeugt eine Stelle in der Laßschen Chronik von Husum, in der berichtet wird, im Jahre 1663 am heiligen

Drei-Königs-Tage sei ein Weib zusammen mit ihrem Manne aus der Stadt entwichen, ‚dieweil auf eine wunderbare Art offenbar worden, daß sie vermittels eines Daumens von einem gehenkten Menschen, den sie, wenn sie hat brauen wollen, ins Bier gehenkt, sonderlichen Segen und Gewinst vermeinet zu überkommen; deswegen allen Nachbarn nicht ein geringer Ekel darob entstanden.' Die kleine Geschichte Storms, die am Teetisch erzählt wird, ist wirklich in seiner Vaterstadt in der Familie der Frau Bürgermeisterin passiert. Die Erzählerin und ihr Mann sind Gestalten nach dem Leben. In der Reihe der kräftigen Figuren aus dem Bürger- und Bauernstande tritt der alte Brauknecht Lorenz Hansen mit seiner treuen Seele und seinen gruseligen Geschichten besonders hervor.

Für absonderliche Käuze und wunderliche Originale hat unser Dichter eine ausgesprochene Vorliebe. Damit hängt seine Neigung für E. Th. A. Hoffmann zusammen. In Anlehnung an diesen ungeheuerlichsten Wildling der Romantik hat er in besonderen Porträts ein paar seltsame Menschen gezeichnet, für die er die Vorbilder in seiner Vaterstadt gefunden zu haben scheint. Ein wundersam märchenhaftes Bild ist der alte ‚Amtschirurgus' (1870) mit dem breiten Burgundergesicht, den kleinen zugeschnürten Augen und dem vollen weißen Haarschopf, wie er in seiner altmodischen Kleidung, von seinen Ratten umgeben in dem dämmerigen Bodenraum des Rathauses steht:

> Sie kannten sich wohl, das fremde unheimliche Tier und der einsame alte Mann; sie blickten sich traulich in die Augen, als hätten sie in deren Tiefe den kleinen Punkt gefunden, der unterschiedslos für alle Kreatur aus dem Urquell des Lebens springt.

Kurios groteske Figuren sind auch die beiden ‚Kuchenesser der alten Zeit' (1871): ‚Onkel Hahnekamm' im olivenbraunen Rock, mit fein gefaltetem Jabot und wohlgepflegtem Toupet, und

der „Herr Ratsverwandte‘ Quanzfelder, eine knochige Altweibergestalt mit gläserner Stimme und runzeligem, zusammgedrücktem Gesicht, in mausgrauem Kleidrock und mit rotbaumwollenem Regenschirm.

Nachdem der Dichter diesen letzteren geschildert hat, ruft er denn auch aus:

O seliger Theodor Amadeus Hoffmann, dessen laterna magica ich an stillen Herbstabenden so gern noch vor mir aufstelle, weshalb schlägt nicht mehr die Stunde deiner Serapionsabende, auf daß ich dir diesen Kuchenesser der alten Zeit überliefern könnte! In welch' wunderbaren, geheimnisvoll glühenden Farben würdest du durch deine Zaubergläser sein Bild an der grauen Wand erscheinen lassen!

Hoffmannsches Gepräge trägt auch die alte verschollene Madame Sievert Jansen in der Novelle „Im Nachbarhause links‘ (1875). An „Bulemanns Haus‘ erinnert das hohe, düstere Gebäude mit den blinden, von Spinngeweben überzogenen Fenstern und der grünspanbedeckten Klinke, das am hellen Tage wie in Todesschweigen dasteht, in dem es aber nachts, nach dem Gerede der Leute, unruhig wird. Und als eine Art weiblicher Bulemann erscheint denn auch die Bewohnerin. In einer gespenstischen Welt, deren Wirklichkeit schon lange versunken ist, glaubt der Freund, der der Erzähler dieser Geschichte ist, sich zu bewegen. Das Erinnerungsmotiv spielt mit hinein und hilft, unter Mitwirkung des Bildmotivs, den Vorhang aufheben, hinter dem sich ein schon verrauschtes Leben birgt. Diese alte einsame verfallene Frau ist einmal jung und schön und von Freiern umschwärmt gewesen. In dem Saal mit der verblichenen gelben Tapete und den verschossenen Seidengardinen hängt das Bild eines bacchantisch schönen Weibes, aus dessen Augen unersättliche Lebenslust blitzt und von dessen Antlitz ein bestrickender Sinnenzauber ausgeht. So sah die Alte in ihrer Jugend aus. Vor dieser steht plötzlich die

Vergangenheit. Sie erinnert sich wieder daran, wie sie sie alle fortgestoßen hat, die zu ihren Füßen lagen, auch ihren Jugendgespielen mit seiner treuen Liebe. Verlassen, von Wahnvorstellungen verfolgt, stirbt sie, ehe sie durch ein neues Testament einen Teil der Schuld hat wieder gut machen können, die sie gegen den Jugendgeliebten auf sich geladen hat und ohne daß ihr klar geworden ist, daß ihr juristischer Berater, zu dem sie sich so seltsam hingezogen fühlt, dieses Jugendgeliebten Enkel ist. In dem einsamen Hause findet man ihren kleinen zusammengekrümmten Leichnam.

Wie dem Propheten der Herr nicht im Sturm erschien und Tumulte,
Sondern im sanften Säuseln, das leise die Blätter bewegte,
So auch die Poesie: wenn sie nicht mit euch abends zu Bett geht,
Morgens mit euch aufsteht, im Zimmerlein sitzt, mit der Sonne
Durch die Fenster euch scheint und das kleinste Geräte vergoldet,
Siehe dann habt ihr sie nicht, und vergebens sucht ihr die Welt aus;
Denn der Himmel ist überall gleich, und das Wundergeheimnis
Wohnt in Arabien nicht und nicht bei den Löwen der Wüste.
Doch ihr verachtet es, dem ganz einfältigen Nächsten
Einen Blick zu schenken und scheinbar prosaische Stoffe
Zum Triumphe der Kunst zu bewältigen. Faßt das gemeine
Tägliche Leben an, das dumpf an den Menschen vorbeigeht,
Leuchtet mit euren Lichtern hinein, und der nimmer gekannte
Glanz wird die Augen blenden und tröstlich die Herzen erquicken.
Aber das dünkt euch gering; wohlwollendes Lächeln, wenn's hoch kommt,
Habt ihr dafür; doch versucht's: es ist nicht so leicht wie es aussieht.

Ein schwäbischer Dichter, Hermann Kurz, hat in diesen Versen ein Stück seines poetischen Glaubensbekenntnisses niedergelegt. Sie müssen aus Storms Seele gesprochen sein. Denn auch er — wie Jugendeindrücke dafür bestimmend waren, ist früher gezeigt worden — liebt es auf dem ‚ganz einfältigen Nächsten' mit liebevollem Blick zu verweilen; auch er erblickt

einen Triumph der Kunst darin, ‚scheinbar prosaische Stoffe zu bewältigen‘. Bei ‚kleinen Leuten‘ hält er sich gern auf und beobachtet ihr stilles Tun und Denken. Diese idyllische Neigung zur Kleinmalerei und zum Stilleben verträgt sich bei ihm durchaus mit dem beobachteten romantisch-phantastischen Hange. Neben der ahnungsvollen, unbestimmt träumerischen Stimmungsnovelle und der in Fragen des Seelenlebens sich vertiefenden Problem- und Konfliktnovelle pflegt er die traulich intime Haus- und Familiennovelle, die es sich zur Aufgabe macht, enge Verhältnisse dichterisch darzustellen. Seine Vorliebe für Chodowiecki und überhaupt für das Rokoko erklärt sich daraus. Kein Wunder, daß ein 1886 unter dem Titel ‚Als der Großvater die Großmutter nahm‘ erschienenes ‚Liederbuch für altmodische Leute‘, in dem alle Lieblingsgedichte jener verschollenen Zeit noch einmal ihren Platz gefunden haben, seinen lebhaften Beifall fand. Wie eine Illustration zu diesem Liederbuch wirken die kleinen Skizzen ‚Von heut und ehedem‘ aus dem Anfang der siebziger Jahre, wo Eindrücke der Kindheit besonders lebendig vor seinem inneren Auge aufgetaucht zu sein scheinen. Darin ladet er so manchen der alten Freunde seiner Jugend zu stillem Besuch ein. Ganz prächtig ist die Sitzung der ‚freundschaftlichen Gesellschaft‘ in Urgroßvaters Hause geschildert, und eine reizende Rokokogestalt ist das Großmütterchen, deren Jugendbild der Dichter aus der Nacht, in die es schon so tief versunken war, noch einmal heraufzubeschwören sucht.

Schon in ‚Drüben am Markt‘ hatte Storm mit den leisen Lichtern des Humors in das Stilleben seines Vaterstädtchens hineingeleuchtet. Jetzt nimmt er diesen Ton wieder auf und schafft in der Novelle ‚Beim Vetter Christian‘ (1872) ein Kabinettstück behaglichster Kleinmalerei, ‚die liebevollste Verklärung eines norddeutschen Hauswesens, seiner Werktage und seiner Feste, des Herrn wie des Gesindes‘ (Albert Köster). Man

wundert sich, daß Keller ganz im Gegensatz zu Kuh, der mit begeisterter Freude namentlich die echt homerische Anschaulichkeit darin preist, so kühl darüber an unsern Dichter schreibt (25. Juni 1878), als ob er ihren eigentümlichen Reiz gar nicht empfunden habe. Dem jungen Doktor und Subrektor an der Gelehrtenschule wird es nachgerade zu einsam in seinem großen elterlichen Hause, in dem nur die alte Karoline, ein von der gestrengen Mutter unveräußerlich überkommenes Erbstück, als Hausdrache waltet. Als aber dann die kleine Julie Hennefeder mit ihrem schüchternen ‚O, bitte, wenn Sie nichts dagegen haben!‘ als Haushälterin bei ihm eingezogen ist — sein Onkel Senator hat ihm diesen guten Rat gegeben — da beleben sich dem Vetter wieder die öden Räume: das ganze Haus scheint eine Wendung nach der Sonnenseite gemacht zu haben; nur die alte Karoline in ihrer Küche verhält sich ablehnend gegen den Eindringling. Die Tage gehen dahin. Der Herbst kommt und mit ihm die große, viel bedachte Familienfestlichkeit. Eine Luft der Behaglichkeit breitet sich schon über den Teetisch aus. Und dann wird Whist gespielt und Poch an einem echten alten Erbpochbrett. Bei Tisch aber hält Tante ‚Lehnken Ehnebeen‘ mit angenehmer Krähstimme ihren stehenden Trinkspruch: ‚Ich bin verliebt! Worin? In Redlichkeit und Treue‘! Und als der vom Vater ererbte Johannisberger entkorkt ist und mit seinem Duft das Zimmer erfüllt, da stimmt der Onkel das alte Lied an: ‚Vom hoh'n Olymp herab ward uns die Freude!‘ Draußen auf der Gasse hört der Nachtwächter, der alte Matthias, auf seinen Morgenstern gestützt, dem Liede zu, bis es zu Ende gesungen ist; dann ruft er die elfte Stunde ab und setzt seine Runde fort. Und noch einmal klingt der Onkel an sein Glas zum ernsten Trinkspruch ‚Martje Flors‘, mit dem man in Eiderstedt vom fröhlichen Mahl auseinander geht: ‚Dat et uns wull gaa up unse olen Dage!‘ — Das gemütliche

Fest hat wichtige Folgen. Auf ihm ist dem Vetter Christian klar geworden, daß er mit seinen blauen Augen zu tief in ein paar junge braune geschaut hat. Und als der Mai gekommen ist und Goldregen und Syringen erblüht sind, da gibt es im Hause des Onkels eine fröhliche Hochzeit, und auch die alte Karoline in ihrer Rosaflügelhaube sieht ganz vergnügt darein:

Und die Stunden flogen. Lind war die Nacht; drüben in der andern Straße um das alte Familienhaus stand einsam und dufterfüllt der Garten. Da klirrte die Pforte; es war der Vetter mit seinem jungen Weibe. Der Nachthauch säuselte in den Zweigen, oder waren es nur die Blüten, die aus der Knospenhülle drängten? Wie durch Adams Bäume vor tausenden von Jahren, so schien auch heute noch der Mond. — Als Hand in Hand das junge Paar die Schwelle seines Hauses überschritt, hörten sie draußen von der Gasse den alten Matthias singen:

„Wie schön ist Gottes Welt,
Und jedes seiner Werke!"

Die Tradition einer alten Zeit lebt noch in den still behaglichen Patrizierhäusern seiner Vaterstadt, in die uns der Dichter führt. Wie der Hausrat, so scheint die Luft der Gemütlichkeit und sinnigen Beschaulichkeit selbst von Vater und Großvater ererbt. Wir atmen sie auch in der weiter in die Vergangenheit zurückführenden Novelle ‚Die Söhne des Senators' (1879—80), in der eine kleine Episode aus der Familiengeschichte eines der letzten großen Kaufherren von Husum geschildert wird. Den Zwist der beiden Brüder Jovers um den Familiengarten nimmt der Leser von vornherein nicht ernst, und so ist denn auch, nachdem die die Scheidung anzeigende Mauer gefallen und der Papagei mit seinem beständigen Ruf ‚Komm 'röwer!' durchgedrungen ist, alles wieder beim alten, und kein Wölkchen braucht mehr das Antlitz der hübschen rosigen Frau Christine Jovers zu trüben. Die alte graziös verschnörkelte Zeit tritt lebendig vor uns hin, die Zeit, wo schwarzseidene

Haarbeutel, Dreispitze und Schnörkelschuhe Mode, Lieder wie ‚Beschattet von der Pappelweide‘ und ‚Blühe liebes Veilchen‘ allerneueste Lieder waren; die Personen reden in dem würdevoll bedächtigen, mit jetzt längst veralteten französischen Redewendungen verbrämten Stil dieser Zeit. Viele originelle Gestalten sind wieder unter den Nebenpersonen: die klatschenden alten Weiber, Frau Antje Möllern und Frau Nachbarn Jipsen; der kleine bewegliche Advokat, Herr Siebert Sönksen mit der langschößigen goldbrokatenen Weste; die Insassen der Schreibstube, der alte Buchhalter Friedebohm und ‚Musche‘ Peters, der Lehrling; der vierschrötige Maurermeister Heinrich Hansen; dazu, gewissermaßen als Chorus, die plattdeutschen Jungen.

Daß Storm der aufmerksamste Beobachter der Kinderseele und des Kinderlebens ist, wissen wir schon; viele Stellen der ‚Briefe in die Heimat‘ bieten neue Belege für diese Tatsache; daneben sei an die Nosi in ‚Viola tricolor‘ nochmals erinnert. Aber vielleicht in keiner seiner Dichtungen zeigt er das deutlicher, als in der dem eigenen Familienleben entnommenen allerliebsten kleinen Geschichte ‚Von Kindern und Katzen, und wie sie die Nine begruben‘ (1876). Prächtige kleine Kerle sind diese beiden Jungen mit ihrem Schmierzeug, die ‚Nine sein Grab mit Spucke polieren‘. Auch von dem Dichter selbst erhalten wir darin ein anheimelndes Bild, wie er im Schlafrock am Schreibtische arbeitet, auf seinem Schoß ein Kätzchen, das mit seinem kleinen hübschen Kopf aufmerksam der Feder folgt:

Oftmals, als wolle sie meinen gar zu großen Eifer zügeln, streckte sie auch wohl das Pfötchen aus und hielt die Feder an, was mich dann stets bedenklich machte, und wodurch mancher Gedankenstrich in meine nachher gedruckten Schriften gekommen ist.

Mitten zwischen den behaglichste Seelenruhe atmenden Novellen ‚Beim Vetter Christian‘ und ‚Die Söhne des Senators‘ mit ihren anmutigen Bildern gemütlichen Familienlebens

schrieb Storm seinen von furchtbarster Familientragik erfüllten ‚Carsten Kurator‘ (1877). Ein Mann, in dem alle seine Mitbürger geradezu eine Verkörperung der Ehrenhaftigkeit verehren, muß es hier büßen, daß er als Vierzigjähriger ein junges schönes Mädchen mit goldblondem Haar, frischen, roten Lippen und verführerisch lachenden Augen hat besitzen wollen. Zwar hat die leichtfertige Juliane nur eine kurze Weile mit dem Licht ihrer Schönheit in sein Werktagsleben hineingeleuchtet. Aber in ihrem Sohne, dem schönen Knaben mit dem seidenweichen lichtbraunen Haar, kommt die Erbschaft des Blutes unheilvoll zur Erscheinung. Sein Leichtsinn bringt das Unglück über das alte ehrbare Bürgerhaus an der ‚Twiete‘. Dem alten Carsten Kurator freilich steht unverrückbar das Bild seiner ehrlichen Eltern, die aus der alten seltsamen Familiensilhouette auf ihn herabzublicken scheinen, vor Augen, und nie vergißt er das Wort seines Vaters: ‚Auch von den Toten bleibt auf Erden noch ein Schein zurück; und die Nachgelassenen sollen nicht vergessen, daß sie in seinem Lichte stehen, damit sie sich Hände und Antlitz rein erhalten‘. Aber eine Schuld ladet doch auch er auf sich, indem er das Geschick seines Mündels sich an das seines verbrecherischen Sohnes ketten läßt. Wohl richtet sich Heinrich anfangs an der Liebe und dem reinen Wesen Annas, seiner Jugendgespielin, auf; bald aber erwacht der alte Leichtsinn, führt ihn dem Trunk in die Arme und zieht ihn dann rasch in die Tiefe. In erschütternder Weise läßt der Dichter die Elemente selbst die Katastrophe beschleunigen: die Sturmflut begräbt den verbrecherischen Sohn, der vergebens nach seinem Vater um Rettung schreit.

Erbarmungslos hat Storm hier ein furchtbares Geschick sich erfüllen lassen. Unabwendbar scheint es über den Menschen zu stehen; zu seiner Schwester, der alten Tante Brigitte sagt Carsten:

Meinst du, daß die Stunde gleich sei, in der unter des allweisen Gottes Zulassung ein Menschenleben aus dem Nichts hervorgeht? — Ich sage dir, ein jeder Mensch bringt sein Leben fertig mit sich auf die Welt; und alle, in die Jahrhunderte hinauf, die nur einen Tropfen zu seinem Blute gaben, haben ihren Teil daran.

Zu dem düstern Inhalt der Novelle stimmt ganz ausgezeichnet die wieder an Hoffmann erinnernde unheimlich-originelle Gestalt des Maklers Jaspers, des Stadtunheilsträgers, in dem braunen abgeschlissenen Rock und dem hohen Zylinderhut über der fuchsigen Perücke, mit den kleinen grauen Augen in dem faltigen Gesicht, der krähenden Altweiberstimme und der stehenden Anrede ‚Freundchen‘.

Gegenüber dem wehmütig resignierenden Ausklang früherer Dichtungen herrscht in ‚Carsten Kurator‘ eine unerbittliche Tragik, die nur kaum durch einen karg versöhnenden Schimmer gemildert wird. Eine ‚unbarmherzig niederschmetternde Gewalt‘ hat die Novelle. Fast befremdend ernst lauten zunächst die Worte, mit denen uns der Dichter entläßt:

Und so geht es fort in den Geschlechtern; die Hoffnung wächst mit jedem Menschen auf; aber keiner denkt daran, daß er mit jedem Bissen seinem Kinde zugleich ein Stück des eigenen Lebens hingibt, das von demselben bald nicht mehr zu lösen ist. — Heil dem, dessen Leben in seines Kindes Hand gesichert ist, aber auch dem noch, welchem von allem, was er einst besessen, nur eine barmherzige Hand geblieben ist, um seinem armen Haupte die letzten Kissen aufzuschütteln.

Aber man versteht sie, wenn man bedenkt, daß zu jener Zeit schwerer Familienkummer den Dichter bedrückte.

Nicht in ‚Carsten Kurator‘ zuerst hat Storm das Gebiet erschütternder Tragik betreten. Schon vorher (1875—76) ist ‚Aquis submersus‘ entstanden, eine dichterische Schöpfung, über deren hohe Schönheit Einstimmigkeit herrscht.

Wir wenden uns ihr erst jetzt zu, weil durch sie eine neue Gruppe seiner novellistischen Dichtungen — vorbereitet allerdings wie wir sahen durch das Märchen ‚Der Spiegel des Cyprianus‘ — eröffnet wird, eine Gruppe, die man als die der altertümelnden oder Chroniknovellen bezeichnen kann. ‚Renate‘, ‚Eekenhof‘, ‚Zur Chronik von Grieshuus‘, ‚Ein Fest auf Haderslevhuus‘ gehören weiter dazu. Unter dem Titel ‚Vor Zeiten‘ hat der Dichter sie 1886 in einem besonderen Bande vereinigt. Sie spielen sämtlich auf schleswig-holsteinischem Boden; vier derselben führen uns in das ausgehende 17. oder in das beginnende 18. Jahrhundert, ‚Ein Fest auf Haderslevhuus‘ ins spätere Mittelalter (14. Jahrhundert). Alle versuchen durch verstreute Streiflichter auch Einblicke in die kulturgeschichtlichen Zustände jener vergangenen Zeiten zu eröffnen, und allen ist der altertümelnde, verjährte Stil eigen. Doch wird dieser in den beiden Novellen ‚Eekenhof‘ und ‚Ein Fest auf Haderslevhuus‘, in denen der Dichter, von jeder besonderen Einkleidung absehend, selbst als Erzähler auftritt, nur diskret angewandt, indem z. B. statt des Imperfektums gern die Form der vollen Vergangenheit gewählt wird: ‚Sie hat versucht, die Arme oder den Fuß zu strecken, aber sie hat es nicht vermocht; ihr ist gewesen, als sei sie nun für immer leblos in den dunkeln Rahmen des Bildes festgebannt.‘ ‚Zur Chronik von Grieshuus‘ nimmt eine Zwischenstellung ein; denn hier versucht der Dichter in Anknüpfung an ein Scherzwort seines Vaters der ‚Chronist von Grieshuus‘ zu sein. In ‚Aquis submersus‘ und ‚Renate‘ endlich wird ein Erzähler der alten Zeit, dessen Aufzeichnung angeblich der Zufall dem Dichter in die Hände gespielt hat, eingeführt. In diesen zwei letzten Novellen hat Storm ihrer Einkleidung entsprechend in Sprache und Stil am entschiedensten die Färbung jenes Zeitalters angestrebt. Dabei mußte er, um mit Erich Schmidt zu reden, ‚einmal alles meiden,

was der Kenner und gewöhnlich auch instinktiv der Liebhaber für kostüm- und sprachwidrig erklären könnte, und anderseits in Charakteristik und Sprache nicht zu weit von der Art unsrer Tage abweichen, damit die Gestalten nicht marionettenhaft, der Vortrag nicht gekünstelt und gespreizt erscheine'. Grundsätzlich wird man natürlich immer gegen eine solche Darstellungsweise einwenden können, daß der dabei zustande kommende Stil so niemals existiert hat. Aber für jeden, der die künstlerische Unmöglichkeit des konsequenten Naturalismus zugibt, hat das wenig zu besagen; der unbefangen sich hingebende Leser wird vollends keinen Anstoß daran nehmen. Storm trifft die naiv treuherzige, etwas eckige und ungelenke Schreibweise der alten Zeit vortrefflich. Den unleugbaren Anachronismus, der darin liegt, daß die modern-romantische Naturempfindung, die in der Literatur erst viel später deutlichen Ausdruck gewinnt, in jene Vergangenheit hineingetragen wird, wird vielleicht selbst der gelehrte Kenner, wenn er nur zugleich ein dichterisch fühlender Mensch ist, nicht als störend empfinden. Einem um 1700 lebenden Menschen hat, selbst wenn die Empfindung schon geweckt gewesen wäre, gewiß der Ausdruck noch nicht zu Gebote gestanden, um eine Stelle wie die folgende (aus ‚Renate') zu schreiben:

Es war aber Anfang Octobris, und eine klare Mondhelle stund über der schönen Gotteswelt; der Hof unter seinen düsteren Bäumen lag, als ob er schliefe, in dem mit sanftem Licht erfüllten Erdenraume. Es war so still, daß ich nur das Fallen der Blätter hörte und zuweilen den Schrei eines Hirschen aus dem Walde herüber.

Oder (aus ‚Aquis submersus'):

Kein Laut war mehr als aus des Gartens Tiefe das Schlagen der Nachtigallen und von fern das Rauschen des Wässerleins, das hinten um die Hecken floß. — — Wenn, wie es in den Liedern heißt, mitunter noch in Nächten die schöne heidnische Frau Venus aufersteht und umgeht, um

die armen Menschenherzen zu verwirren, so war es dazumalen eine solche Nacht. Der Mondschein war am Himmel ausgetan, ein schwüler Ruch von Blumen hauchte durch das Fenster und dorten überm Walde spielete die Nacht in stummen Blitzen. —

Aber gerade fein empfindende Leser werden dergleichen am wenigsten entbehren mögen. Und ähnliches gilt der Tatsache gegenüber, daß Storm seine schönen, eigenartiger Empfindungsweise entspringenden Vergleiche ungescheut den Menschen jener fernen Vergangenheit leiht, daß er sie Wendungen brauchen läßt wie ‚die Gedanken treiben wie auf einem dunklen Strome'; ‚gleich einem Stern aus unsichtbaren Höhen fällt es mir jählings auf die Brust'; ‚sie schüttelte sich als wie aus einem Traume'; ‚ihre Stimme schwebte gleich einem silbernen Licht ob allen andern'; ‚mir war, als gaukele vor mir ein Glück und müsse ich es halten, wenn ich's nicht verlieren wolle'; ‚die Vögel tragen den Sonnenschein auf ihren Schwingen'; ‚ein großer dunkler Vogel, als ob er Verlorenes suchte, revierte mit trägem Flügelschlage über dem Boden hin' usw.

Bis zu einem gewissen Grade mit den Menschen jener alten Zeit eins zu werden, bis zu einem gewissen Grade sich von ihnen zu trennen, mußte dem Dichter, sobald er die Kunstform der altertümelnden Novelle wählte, als Aufgabe erscheinen. Das moderne Empfinden einfach auszuschalten, ging nicht an; aber schön weiß er die Fäden zu wählen, um uns das Alte nahe zu bringen.

Über den ‚Perpendikelanstoß' — wie er wohl scherzhaft den ersten Augenblick der Empfängnis bezeichnet — für ‚Aquis submersus' hat Storm selbst folgendes erzählt. Unweit von Husum liegt das Dorf Dreelsdorf, wo ein Schwager von ihm Pastor war. In der alten Kirche dieses Dorfes zog ein Flügelbild aus dem 17. Jahrhundert seine Aufmerksamkeit auf sich, dessen beide mittleren Bilder einen Prediger und seine Frau

darstellten, während auf den flankierenden Seitenbildern ein älteres Mädchen und ein etwa sechs Jahre alter Knabe zu sehen waren. Um den geschnitzten Rahmen des letzten Bildes lief eine lateinische Inschrift: ‚Incuria servi aquis submersus‘, ‚durch Fahrlässigkeit eines Knechtes im Wasser ertrunken‘. Außerdem befand sich in der Kirche das Totenbild desselben Knaben, auf dem er eine rote Nelke in der Hand trug. In einer Trinkgrube auf der nahe beim Pfarrhause gelegenen sogenannten Priesterkoppel sei, so erzählte man Storm, der Knabe ertrunken. Aus diesen kargen Motiven hat er seine Dichtung herausgesponnen. Mit dem Bilde des toten Knaben in der alten Dorfkirche leitet er ein, indem er dabei den Perpendikelanstoß in seine Kinderzeit zurückverlegt. Schon damals habe ihn, so berichtet er, ein phantastisches Verlangen ergriffen, von dem Leben und Sterben dieses Kindes, dessen Bild wie mit einer wehmütig holden Sage den düsteren Kirchenraum erfüllte, nähere Kunde zu erhalten. So wird wieder eine leicht vordeutende, Spannung weckende Exposition gewonnen; der noch ahnungslose Leser wirft auf die Stätte der Geschichte einen vorläufigen Blick. Erst nach Jahren erfüllt sich dem Dichter jenes Verlangen durch eine vergilbte Handschrift, die ihm — wieder spielt dabei das Bildmotiv mit — der Zufall in die Hand gibt. Und dieser Handschrift wird nun das Wort gelassen; der Held selbst tritt als Erzähler ein, wie er rückschauend in die Vergangenheit seine tragische Herzensgeschichte niederschreibt. Die Reihe der Künstlernovellen setzt sich fort. Denn dieser Held ist ein Maler, und bei allem, was das Glück und das Leid seines Lebens ausmacht, hat seine Kunst mitgewirkt. Aus dem ‚servus‘ der alten Inschrift ist ein ‚pater‘, aus der ‚incuria‘ eine ‚culpa‘ geworden. Den resignierenden, mehr erwägenden als handelnden Helden früherer Novellen tritt hier ein leidenschaftlicher, heißes Begehren nicht scheu zurückdrängender Mensch

gegenüber. Diesem, der von den Bluthunden des Junkers gehetzt, sich in das Schlafgemach der Geliebten flüchtet, steht kein warnender Hüter zur Seite; von den drei furchtbaren Dämonen Zorn, Todesangst und Liebe verfolgt, reißt er ein teures Leben an sich. Mit dieser Mondnacht, die in ihrer berauschend süßen und doch wehmütigen Stimmung wundervoll vor uns steht, hebt seines Lebens Schuld und auch die Buße an, die sich dann mit furchtbarer ‚Unentrinnbarkeit‘ erfüllt. Noch einmal darf Herr Johannes das geliebte Weib an seinem Herzen halten; aber sie gehört einem andern Manne, der ihrem Kinde einen ehrlichen Namen gegeben hat. Zu gewaltiger dramatischer Kraft erhebt sich die Szene:

„Und wessen, Katharina," sprach ich hart, „bist du gewesen, ehe bevor du sein geworden?" Ein weher Klagelaut brach aus ihrer Brust; sie schlug die Hände vor ihr Angesicht und rief: „Weh mir! O wehe, mein entweihter armer Leib!" Da wurd ich meiner schier unmächtig; ich riß sie jäh an meine Brust, ich hielt sie wie mit Eisenklammern und hatte sie endlich, endlich wieder! Und ihre Augen sanken in die meinen, und ihre roten Lippen duldeten die meinen; wir umschlangen uns inbrünstiglich; ich hätte sie töten mögen, wenn wir also miteinander hätten sterben können.

Und wieder folgt der Schuld der Leidenschaftlichkeit die Buße: während die Eltern dieser kurze Traum des Glückes umfängt, ertrinkt das Kind, und in den Schatten des Totenbildes schreibt der Vater die Worte: ‚Culpa patris aquis submersus‘, ‚durch Vaters Schuld in der Flut versunken‘. Es geht dem Leser mit der Dichtung fast wie Herrn Johannes mit seinem sehnenden Leide: ‚Es zerfleischete mich mit wilden Krallen und sah mich gleichwohl mit holden Augen an‘.

Der Hintergrund des ausgehenden 17. Jahrhunderts ist ausgezeichnet getroffen, jener Zeit, wo durch den Schwedenkönig ‚die Kriegsgreuel über das Land gekommen‘. Das herrschende Alamodewesen wird gestreift; das verwilderte, übermütige

Treiben des Adels, der zelotische Eifer der protestantischen Orthodoxen gegen die Sinnenlust und den Papismus, die verwirrende Wirkung des Hexenwahns, der die Menge zum Hexenbrennen wie zu einem Fest ausziehen läßt, stellen sich uns dar.*)

Zu der zweiten in der Reihe der Chroniknovellen, zu ‚Renate‘ (1877—78) hat die Anregung eine Erzählung aus der Familienvergangenheit von Konstanze Storm geboten, die die ‚Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit‘ in Biernatzkis Volksbuch für 1850 eröffnet. Der Sohn eines alten Predigers, der schon sein Amtsgehilfe und designierter Nachfolger ist, will eine nicht unbegüterte Bauerntochter heiraten. Aber da auf der Familie der Verdacht ruht, sie gebe sich mit der schwarzen Kunst ab, so versagt der Vater nicht nur seine Einwilligung, sondern verpflichtet vor seinem Tode den Sohn, niemals jenes Mädchen zu heiraten. Dieser leistet das Versprechen und hält es. Nach langjährigem Wirken zieht der Kränkelnde zu einem in einer angrenzenden Gemeinde als Prediger lebenden, ebenfalls unverheirateten Bruder. Dort verläßt er das Haus nicht mehr:

[illegible] Wenn aber Sonntags der ältere Bruder in der Kirche war, dann kam über die Heide ein Frauenzimmer geritten, hielt im Pastorat an — aber schon eilte sie wieder zurück, ehe der Gottesdienst beendigt war und der Pastor aus der Kirche heimkehrte . . . Was alle in der Umgegend wußten, jene Besuche, erfuhr allein der ältere Bruder nicht. Niemand wagte es ihm zu sagen; denn jeder scheute sich, die aufflammende Heftigkeit jenes Mannes hervorzurufen, von dem erzählt wird, daß er selbst vor dem Altar den Frauen, die, wenn sie Trauer hatten, nach damaliger Sitte ganz in

*) Die Einwendungen, die Wedde wegen der Verwendung der Vererbungstheorie und des Glaubens an einen unabwendlichen Fluch gegen ‚**Aquis submersus**‘ vorbringt, scheinen mir schon wegen der von Storm gewählten Einkleidung im ganzen unberechtigt. Der Hrsg.

schwarze wollene Decken eingehüllt waren, diese Decken zurückschlagen und sagen konnte: weg damit, sobald er sich bei Darreichung des Brotes und Kelches dadurch behindert sah. Wenn seinem Willen nicht zuwider geschah, war er leutselig und munter. Die Brüder lebten in guter Eintracht, unterhielten sich oft über gelehrte Gegenstände und disputierten dann miteinander. Es waren Männer, die, wie man sich auszudrücken pflegt, das Ihrige gelernt hatten und dies nicht in Vergessenheit geraten lassen wollten.

Was er so im Umriß vorfand, hat Storm in lebendig eigenartiger Weise ausgestaltet. Er läßt die Geschichte im Anfang des 18. Jahrhunderts spielen und weiß uns wieder durch geschickt eingefügte Züge ganz vortrefflich die eigenartigen Zustände jener Zeit und insbesondere die Art, wie sie sich in Schleswig-Holstein gestalteten, zu vergegenwärtigen. Die politische Lage des Landes wird angedeutet. Der Prediger der alten Zeit stellt sich uns vor Augen; auch des Unfugs, die Pastoratsstellen an den Meistbietenden zu vergeben, wird gedacht. Der Teufelsglaube und der Hexenwahn, der religiöse Widerstreit zwischen Orthodoxie und Aufklärung spielen bedeutsam hinein. Ein lebendiges Bild des streitbaren, blind eifernden Orthodoxen gibt die mit Abraham a Sancta Clara-Zügen gezeichnete Gestalt des Pastors Petrus Goldschmidt mit seinem gegen den holländischen ‚Schwarmgeist‘ Balthasar Becker und seine ‚Bezauberte Welt‘ geschriebenen ‚Höllischen Morpheus‘. Auch den Studenten der alten Zeit sehen wir vor uns, wie er in hohen Stiefeln und rotem Rockelor mit einem Degen an der Seite einherstolziert. Der Reichtum und die ‚Übertätigkeit‘ der Bauern kommt zum Ausdruck. Über dem Ganzen schwebt der Aberglaube als finstere Nacht.

Wie in ‚Aquis submersus‘, leitet auch hier eine Knabenerinnerung ein, wobei in flüchtiger Beleuchtung das Lokal und die Heldin an uns vorübergleiten. Das liebliche Schwab-

stedt im wiesenreichen Treenetal, um das Sage und halberloschene Geschichte ihren dunklen Efeu flechten, bildete für den Dichter ein Stück seines Jugendparadieses. Vor allem gewann ein einsam verfallendes, unter hohen Eichbäumen fast verstecktes Gehöft eine geheimnisvolle Anziehungskraft für ihn. Was die alte Mutter Pottsacksch ihm von der vor Zeiten hier wohnenden Hexe mit dem blassen Gesicht und den großen brennenden Augen erzählt hatte, — daß sie ‚Düwelswark' getrieben habe und Sonntags auf einem schwarzen Pferde nach Norden zu in Heide und Moor hinausgeritten sei, — regte seine Knabenneugier nur noch mehr an. Aber seine weiteren Nachforschungen nach der Schwabstedter Hexe waren erfolglos:

Mir ahnte freilich nicht, daß ich die Antwort in nächster Nähe, daß ich sie auf dem Boden meines elterlichen Hauses hätte suchen sollen. — Viele Jahre nachher, da ich diese Dinge längst vergessen hatte, saß ich vor einer dort beiseite gestellten Schatulle aus meines Großvaters Hausrat und kramte in ihren Schubfächern nach dessen Bräutigamsbriefen an meine Großmutter. Bei dieser Gelegenheit fiel mir ein Heft in augenscheinlich noch viel älterer Schrift in die Hände, welches ich, nachdem später noch ein demnächst zu erwähnender Fund hinzugekommen, nunmehr in nachstehendem mitteile. An der Schreib- und Vortragsweise habe ich soviel geändert, als zur lebendigern Darstellung des Inhalts nötig erschien; an einzelnen Stellen für manche Leser vielleicht kaum genug; an dem Inhalte selbst ist nicht von mir gerührt worden. Und somit möge der Schreiber jenes alten Aufsatzes selbst das Wort nehmen.

Mit dieser Erdichtung von ihm aufgefundener Aufzeichnungen, deren Abfassungsform und angebliche Lückenhaftigkeit dem Dichter die Möglichkeit gewährt, über weniger poetisch wirkende Vorgänge hinwegzugehen, tritt die Ich-Erzählung des Helden in ihr Recht. Insofern der Schreiber von der Höhe einsamen Alters auf seine Jugendliebe zurückblickt, haben wir wieder eine Art der Resignations- und Erinnerungsnovelle vor uns.

Nur das Moor liegt zwischen hier und dorten, ein Vogel mag sich bald hinüberschwingen; aber auch wohl dreißig Jahre sind seit jenem Tage zur Ewigkeit gegangen — ohne sie zu mehren; denn nur der Mensch ist in der Zeitlichkeit — im Dorfe Ostenfelde sitze ich hier als ein zu früh mit Körperschwäche befallener emeritus und leidiger Kostgänger bei dem pastor loci, meinem lieben kerngesunden Vetter Christian Mercatus. Hätte somit der Muße genug, um, wie meine übrigen Lebensumstände, so auch die Vorgänge jenes Nachmittags aufzuzeichnen. Lieget mir selbiger doch gleich einem Überschwang holdseliger Erinnerung im Gemüte; habe auch einen ganzen Bogen Papieres dazu hergerichtet und mir die Federn von dem Küster schneiden lassen, und nun vermag mein inneres Auge nichts zu sehen als vor mir einen einsamen Weg zwischen grünen Knicken, der sich allgemach zum Walde hinaufwindet. Weiß aber wohl, es ist der Weg, den wir dazumal an jenem Nachmittage gingen, und ist mir, als wehe noch ein sommerlich Düften von Geißblatt und Hagerosen um mich her. — —

Aber der junge Prediger hat die Liebe zu der schönen Bauerntochter aus seinem Herzen reißen müssen. Als sie bei der Abendmahlsfeier die Hostie auf den Boden fallen läßt, meint er, der „Böse" habe ihr dazu geraten und macht ihr Vorhaltungen; da weist sie ihn in wildem Trotz von sich. Und wenn es auch in ihm schreit: ‚Du kannst sie nimmer lassen; in diesem Weibe ist all dein irdisch Glück', so wird doch die Stimme des Herzens von der Stimme der Pflicht übertönt; wie Schwertesschnitt sind ihm die Worte des sterbenden Vaters durch die Seele gegangen: ‚Vergiß nicht unseres heiligen Berufes! Des Hofbauern Haus ist keines, daraus der Diener Gottes sich ein Weib zur Ehe holen soll!' Erzogen in dem starren orthodoxen Glauben, geistig unter dem Mädchen stehend, das er liebt, vermag er den in seinem Innern sich erhebenden Zwiespalt nicht zu lösen, und muß so auf das Glück der Liebe verzichten. Aber dem Greise fällt doch noch ein freundlicher Strahl auf seinen Lebensweg. Ein neuer Erzähler und ein andres Schriftstück treten ein, und so wird es möglich, noch einmal ‚das Bahrtuch über einem verschollenen Menschenleben zu lüpfen'. Die Jugendgeliebte —

das Motiv des auf einem fahlgrauen Pferde über die Heide reitenden Weibes verdankt Storm, wie wir sahen, der Quelle — ist es, die von dem sanften Herrn Josias den finstern Hexen- und Teufelswahn nimmt und dem vom Leben Scheidenden die Versöhnung bringt.*)

‚Eekenhof‘ (1879) hat nicht die Einführung vergilbter Manuskripte und damit eines Ich-Erzählers der alten Zeit; aber es sucht auf andre Weise gleichfalls den Schein chronikartiger Tatsächlichkeit zu gewinnen; es wird nämlich eine halbsagenhafte Überlieferung als Grundlage vorgegeben:

Es ist nachweisbar von Geschlecht zu Geschlecht heraufgeklommen, und wenn wir die Stufen wieder abwärtssteigen, so treffen wir auf den ersten Erzähler, dessen Name in dem noch erhaltenen Kirchenbuche verzeichnet steht, der nicht nur die Uhr des alten Herrenhauses in seinem Dorfe noch hat schlagen hören, wenn just die Luft nach dieser Richtung wehte, sondern der im Vorbeigehen auch noch den alten menschenscheuen Herrn in einsamer Mittagszeit unter einer der großen Eichen sitzen sah, den greisen Kopf unbeweglich nach dem in jähem Verfall begriffenen Gebäude hingewandt.

Wieder wird, wie Storm das liebt, mit unbestimmten Vordeutungen eingeleitet. Den Schauplatz und die Menschen gleich anfangs klar und deutlich vor den Leser hinzustellen, hält er für die Forderungen, die an die Novelle als Kunstwerk zu stellen sind, nicht entsprechend. Das Geschick eines aussterbenden Adelsgeschlechtes ist es, das der Dichter hier in eigenartiger Beleuchtung und in romanzenähnlicher Erzählungsweise an

---

*) Wer einen Einblick in Storms künstlerische Sorgfalt gewinnen will, der vergleiche die erste Gestalt dieser Novelle (Deutsche Rundschau, Bd 15) mit der Form, in der sie sich in seinen ‚Sämtlichen Werken‘ findet. Er wird inhaltlich und vor allem auch in der Art, wie die altertümelnde Sprache gestaltet ist, im zweiten Druck eine ganze Reihe von Verbesserungen entdecken. Einen vortrefflichen Überblick darüber gibt Albert Köster (Briefwechsel zwischen Storm und Keller, Anmerkungen S. 231—232).

uns vorübergehen läßt. Gleichsam nur in halbem Licht wandeln die Gestalten der Geschichte vor uns vorüber. Etwas wie die Stimmung, die in Eichendorffs wundersamem Gedicht ‚Zwielicht‘ herrscht, überkommt uns:

Dämmrung will die Flügel spreiten,
Schaurig rühren sich die Bäume,
Wolken ziehn wie schwere Träume —
Was will dieses Grau'n bedeuten? . .

Was heut' müde gehet unter,
Hebt sich morgen neugeboren;
Manches bleibt in Nacht verloren —
Hüte dich, bleib' wach und munter!

Und sucht man nach einem Ausdruck für das, was man gegenüber den Menschen dieser Dichtung empfindet, so mag, was Heine in den ‚Italienischen Reisebildern‘ von den Männern und Frauen Trients sagt, als ungefähr deckend erscheinen:

Die Gesichter der alten Frauen schienen mir so bekannt; es kam mir vor, als wären sie herausgeschnitten aus jenen altitalienischen Gemälden, die ich einst als Knabe in der Düsseldorfer Galerie gesehen habe. Ebenfalls die alten Männer schienen mir so längst-vergessen wohlbekannt, und sie schauten mich an mit ernsten Augen, wie aus der Tiefe eines Jahrtausends. Sogar die kecken jungen Mädchen hatten so etwas jahrtausendlich Verstorbenes und doch wieder blühend Aufgelebtes, daß mich fast ein Grauen anwandelte.

Die Motive mittels einer Analyse auseinander zu biegen, ist bei dieser in eigentümlicher Schwebe gehaltenen Novelle besonders schwer. Die Phantasie des Lesers muß aufs wachste aufmerken. Der seltsame Reiz der Erzählung wird noch dadurch erhöht, daß Volksaberglaube und sagenhafte Züge hineinspielen: ein Lächeln steht um den Mund der toten Frau, die mit ihren blauen, wie um Schutz flehenden Augen an der Seite des finstern, habgierigen Herrn Hennicke einsame Tage hat da-

hinleben müssen: ‚so liegen nur, die bald ihr Liebstes nach sich ziehen‘; ihr Bild steigt in hellen Mondnächten aus dem Rahmen; dann sucht sie ihr Kind durch alle leeren Kammern des Hauses und schaut durchs Fenster nach dem Verstoßenen aus; ihre Schattenhände brechen Herrn Hennickes Kraft. Das Bildmotiv wirkt auch sonst noch mit. Die stille Gesellschaft ihrer Vorfahren scheint die junge Frau zu sich in ihr Reich zu ziehen, und an den Stieglitz, den eine ihres Geschlechtes auf ihrem Bildnis auf der Hand trägt, knüpft sich die Sage:

Wenn bei der Ihren einem der Todeskampf begonnen habe, dann sei, wann immer und zu welcher Tages- oder Jahreszeit, ein wundersamer Vogelgesang erschollen und jählings wieder stumm geworden, sobald die Seele sich von ihrem Leib gelöset habe.

Aus der Dämmerung emporgestiegen, scheint die Geschichte, die Storms wundervolle Kunst der Stimmungserzeugung im glänzendsten Lichte zeigt, in Dämmerung wieder zurückzutauchen. Am Ende ist nichts, als das einsam verfallende Haus und der Greis, der der Vergangenheit und seiner Schuld gedenkt:

Wenn die Dorfkinder, vom Felde herkommend, hier vorübergingen, haben sie sich scheu von ferne die regungslose Greisengestalt gezeigt und heimlich untereinander flüsternd ihren Weg verfolgt; denn ein unsicheres, aber furchtbares Gerücht ist in den Bauernstuben umgelaufen: es seien die Schattenhände der toten Frau gewesen, die Herrn Hennickes Kraft gebrochen hätten. — Und so in seiner Einsamkeit ist er bis an die äußerste Grenze des Menschenlebens gelangt. Von Heilwig aber und dem blonden Reiter hat sich jede Spur verloren.

Siebentes Buch.

Hademarschen.

Wenn't Abend ward,
Un still de Welt un still dat Hart;
Wenn möd up't Knee di liggt de Hand,
Und ut din Husklock an de Wand
Du hörst den Parpendikelslag,
De nich to Woort keem över Dag;
Wenn't Schummern in de Ecken liggt,
Un buten all de Nachtswulk flüggt;
Wenn denn noch eenmal kiekt de Sünn
Mit golden Schiin to't Finster rin,
Un, ehr de Slap kümmt un de Nacht,
Noch eenmal Allens täot un lacht, —
Dat is so wat vör't Minschenhart,
Wenn't Abend ward.

Nur bis zu einer gewissen Grenze des Lebens fließt um unsre Nerven jener elektrische Strom, der uns über uns selbst hinausträgt und auch andre unwiderstehlich mit sich reißt:

so läßt Theodor Storm den Vetter in ‚Eine Halligfahrt‘ schreiben, der sich aus dem Getriebe der Welt auf das einsame kleine Nordsee-Eiland zurückgezogen hat. Er spricht damit eine Empfindung aus, die ihn selbst gewiß in höheren Jahren öfter ergriffen hat. Aber Anlaß dazu bot lediglich, und auch das nur zeitweise, sein körperliches Befinden. Seine dichterische Kraft ist ihm bis zuletzt in voller Stärke geblieben.

Doch ehe wir uns den Dichtungen seiner letzten Jahre zuwenden, gilt es zunächst einen Blick auf sein äußeres Leben seit seiner zweiten Eheschließung zu werfen. Es bietet wenig bemerkenswerte Ereignisse dar. In die Ferne zieht es ihn weniger noch, als in jüngeren Jahren; der Heimat gehört wie immer sein ganzes Herz, und hier findet er auch immer wieder den Quell, aus dem ihm seine Dichtung strömt. ‚Ich habe‘, so schreibt er einmal, ‚das Reisen in der Jugend versäumt; die Versuche, es später nachzuholen, sind mir nicht gelungen. — Tiefes Selbsterleben ist das Wesentlichste, und das findet sich in der Regel nirgends weniger als auf Reisen — das künstlerische Schaffen will Sammlung, nicht Zerstreuung durch tausend verschiedene Eindrücke‘.

Im März 1874 war Storm Oberamtsrichter in Husum geworden; im Oktober 1879 ward ihm der Titel Amtsgerichts-

rat verliehen. Im Frühling 1880 nahm er, in Ausführung einer schon geraume Zeit gehegten Absicht, seine Entlassung aus dem preußischen Justizdienst. Leider erhielt er bei dieser Gelegenheit nur den für Beamte in solchem Falle üblichen roten Adlerorden vierter Klasse. Einige Jahre später verlieh ihm zu seiner Freude der Prinzregent von Bayern als dem Dichter geltende Auszeichnung den Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft.

An seinem Geburtstage im Jahre 1874 verlor der Dichter, wie schon im Eingangskapitel erwähnt, seinen hochverehrten Vater, fünf Jahre später, im Jahre 1879, am Geburtstage ihres jüngsten Sohnes Emil, zugleich ihres Arztes, die geliebte Mutter.

Storms Scheiden aus dem Amt war für ihn zugleich ein Scheiden aus der alten grauen Stadt am Meer. Dieser Schritt hat, da der Dichter doch so innig mit seiner Vaterstadt verwachsen war, zunächst etwas Auffälliges, und Gottfried Keller läßt dies Gefühl in den Briefen an Storm deutlich durchmerken. Diesem selbst ist der Abschied von Husum auch gewiß nicht leicht geworden. Aber abgesehen von den Familienbeziehungen hatte er hier ein näheres Verhältnis eigentlich nur noch mit dem charaktervollen Landrat Grafen Reventlow, obgleich oder vielleicht besser gerade weil dieser ein von ihm sehr verschiedener Charakter war; für seine Gesundheit war der Aufenthalt in Husum nicht sehr geeignet; endlich — und das ist, wie namentlich seine Briefe an Keller zeigen, das innerlich Entscheidende gewesen — der Gedanke, in das urgroßväterliche Familienhaus, das nach dem Tode beider Eltern leer stand, einzuziehen, hatte für ihn etwas Niederdrückendes, da er nicht mehr die Frische in sich fühlte, es mit neuem Leben zu erfüllen. Im Frühling 1880 siedelte er mit seiner Familie in eine blühendere und weniger rauhe Landschaft, nach dem un-

weit der Grenze Ditmarschens, auf halbem Wege zwischen Neumünster, dem Knotenpunkt der Hamburg-Kieler Bahnstrecke, und Heide, dem Hauptort Ditmarschens und der Geburtsstadt Klaus Groths, gelegenen stattlichen Kirchdorfe Hademarschen über. Hier war schon ein Bruder von ihm als Holzhändler ansässig, der sich sein grünumranktes Wohnhaus von einem Architekten Claudius, einem Enkel des alten Matthias, hatte erbauen lassen. Unweit von Hademarschen liegt Hanerau, ein kleiner, in breiten Kastanienalleen fast begrabener Ort, der allmählich um einen Gutshof aufgewachsen ist. Auf der Grenze zwischen den beiden Orten ließ sich der Dichter ein zweistöckiges, rotgestrichenes, an der Windseite mit Schiefer bedecktes, äußerst solid gebautes Haus errichten. Während des Baues wohnte er mit seiner Familie in der Nähe zur Miete. Damals schrieb er an seinen Freund Erich Schmidt:

Gestern in der einsamen Mittagsstunde ging ich nach meinem Grundstücke und konnte mich nicht enthalten, in meinem Bau herumzuklettern; auf langer Leiter nach oben, wo nur noch die etwas dünnen Verschalungsbretter lose zwischen den Balken liegen und wo die Luft frei durch die Fensterhöhlen zieht. Ich blieb lange in meiner Zukunftsstube und webte mir Zukunftsträume, indem ich in das sonnige, weithin unter mir ausgebreitete Land hinausschaute. Wie köstlich ist es zu leben, bloß zu leben! Wie schmerzlich, daß die Kräfte rückwärts gehen und ans baldige Ende mahnen! Einmal dachte ich: wenn nun die Bretter brächen oder die Sicherheit deiner Hände oder Augen einen verhängnisvollen Augenblick versagte, und man fände den Bauherrn unten liegen als einen stillen Mann. Ich ging recht behutsam nun von einem festen Balken zu dem andern; und draußen flimmerte die Welt im mittagstillen Sonnenscheine. Sehen Sie, so schön erscheint noch heute im dreiundsechzigsten Jahre, trotz alledem, mir Welt und Leben.

Die Lebensfreudigkeit, die aus diesen Zeilen spricht, ist dem Dichter in der Hauptsache während der ganzen acht Jahre,

die ihm noch in Hademarschen zu leben vergönnt war, treu geblieben, wenn auch zuletzt naturgemäß trübe Stimmungen sich häufiger einstellten. An seinem neuen Heim und namentlich an dem großen Garten, die er beide in seinen Briefen den Freunden gern beschreibt, und lieben Besuchern nicht ohne Stolz zeigte, hatte er große Freude, und selbst eine schwere monatelange Krankheit und das tiefe Leid, das der Tod seines ältesten Sohnes, seines Sorgenkindes, über ihn brachte, vermochten ihm die Freude am Leben und an der Schönheit der Welt nur vorübergehend zu rauben. Bezeichnend für Storm sind zwei Äußerungen, die er in seinen letzten Lebensjahren dem Verfasser dieses Buches gegenüber getan hat. Als dieser ihn im Dezember 1884 zum erstenmal besuchte, zeigte ihm der Dichter einen hölzernen Fächerstrahl, der ihm mit der Bitte zugesandt worden war, ein paar Verse darauf zu schreiben; eben solche Strahlen hatte man an andre bekannte Dichter gesandt; zum Ganzen vereinigt, sollten sie zugunsten eines verarmten Schriftstellers versteigert werden. Auf die Frage: ‚Und was wollen Sie schreiben?' antwortete der Dichter — ein Leuchten ging dabei über seine Züge, und aus seinen blauen Augen strahlte es wie Sonnenschein der Jugend —: ‚Ich werde die Verse meines Oktoberliedes schreiben: ‚Und wimmert auch einmal das Herz, — stoß an und laß es klingen! Wir wissen's doch, ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen'. Und als er im Mai 1887 mit dem kaum genesenen Dichter durch dessen frühlingsgrünen Garten wandelte, da erzählte dieser ihm von einem kleinen buckligen Weibe im St. Jürgenstift seiner Vaterstadt, die, als der Tod an sie herangetreten war, immer gerufen hätte: ‚Ik wil noch nich rut ut min lütje Paradies!' ‚So geht's auch mir', fuhr er fort: ‚ich mag auch noch nicht rut ut min lütje Paradies'. Bei solcher Lebensfreudigkeit vermochten Wehmut und Vergänglichkeitsgefühl immer nur als leise Schatten aufzusteigen;

seinem Freunde Erich Schmidt widmet er eine novellistische Gabe mit den Versen:

Du gehst im Sonnen-, ich im Abendlicht —
Laß mich dies Buch in deine Hände legen,
Und konnt' ich jemals Dir das Herz bewegen,
Vergiß es nicht!

Und einem jungen Mädchen, das ihm einen Rosenstrauß auf das Zimmer gebracht, schrieb er am Abend, als er ihn gefunden hatte:

Die Tage sind gezählt; vorüber bald
Ist alles, was das Leben einst versüßt;
Was will ich mehr, als daß vor'm Schlafengehen
Die Jugend mich mit frischen Rosen grüßt.

Gar behaglich und traulich war es im Dichterhause zu Hademarschen. Aber nicht bloß Sinnigkeit und Beschaulichkeit waltete darin, sondern auch ein gut Teil Humor; läßt Storm doch in einem Festgedicht ‚zur silbernen Hochzeit' den Narren sagen:

Ein tüchtiger Kerl hat seinen Sparrn!
Das ist unwiderleglich;
Und hat das Haus nicht seinen Narrn,
So wird es öd' und kläglich.

Am abendlichen Familientisch erzählte er gern eine Schnurre oder ein plattdeutsches Döntje, und als einst aus einer neu erschienenen Sammlung deutscher Puppenspiele vorgelesen wurde, gab er den Kasperl, den er vor Jahren im ‚Pole Poppenspäler' verherrlicht hatte, vortrefflich wieder.

Eine rechte Poetenstube war sein Arbeitszimmer. Von dem gegen Morgen gelegenen Fenster schweifte der Blick über den Garten und weiter über das Land hinweg. Die Wände schmückten sinnig ausgewählte Kupferstiche; aber auch auf die

kleinen Familienbilder in silbernem Rahmen, denen wir in seinen Dichtungen begegnet sind, traf der Blick des Besuchers. Über dem bequemen lederbezogenen Lehnstuhl hing die Schwarzwälder Kuckucksuhr. Der wertvollste Schmuck des Zimmers aber waren die mit einer erlesenen Bibliothek gefüllten Bücherschränke und Regale. Da standen die Romantiker, darunter E. T. A. Hoffmanns Dichtungen in den ersten Ausgaben mit seinen eigenen merkwürdigen Illustrationen, auch die seltene erste Ausgabe von Brentanos ‚Gockel, Hinkel und Gackeleia' mit den echt märchenhaften Bildern Steinles; da stand auch Heinrich von Kleists Penthesilea mit eigenhändiger Widmung des Dichters an einen nordischen Freund. Eine große Reihe Chodowiecki-Ausgaben fand man beisammen. Die Literatur Schleswig-Holsteins fehlte natürlich nicht. Der Sammlung von Märchen- und Sagenbüchern, von Spuk-, Gespenster- und Hexengeschichten ist schon gedacht worden. Wer als Gast in Hademarschen weilte, erhielt wohl als Nachmittagslektüre Bechsteins „Hexengeschichten' mit der schauerlichen Erzählung vom Höllenwurm, der Furia infernalis oder J. P. Lysers ‚Abendländische Tausend und Eine Nacht' mit der seltsam unheimlichen Geschichte vom Werwolf. Namentlich das Doppelgängermotiv interessierte Storm; Tiecks ‚Blonden Ekbert' las er gern vor. Auch auf die zeitgenössische Literatur übertrug er seine Neigung für visionär-metaphysische Dichtungen. ‚Germelshausen' von Gerstäcker, die Geschichte eines versunkenen, alle hundert Jahre einmal wieder emporsteigenden Dorfes war sein besonderer Liebling. Und wer sein Gast war, mußte die Novelle ‚Der blaue Schleier' von Alfred Schöne lesen, die auf seine Veranlassung in den von Heyse und Laistner herausgegebenen ‚Neuen Deutschen Novellenschatz' Aufnahme gefunden hat und von der Heyse schreibt: ‚Aus unscheinbaren Anfängen, aus dem Kreise der schlichtesten Wirklichkeit entwickelt sich eine phantastische Stimmung, die, bis

zum Schlusse sich steigernd, das Bild eines zur Entsagung bestimmten Menschenlebens in reinen Umrissen hervortreten läßt, eine mit leisem Grauen gemischte Wehmut in unsrer Seele zurücklassend‘. Reich vertreten war in Storms Bibliothek die zeitgenössische Literatur. Aber man merkte bald, wenn man den Blick über die Titel gleiten ließ, daß man sich in einer mit Bedacht ausgewählten Gesellschaft befand. Manche Erzeugnisse der für den Tag und die augenblicklichen Liebhabereien des Publikums berechneten Modedichtung suchte man hier vergebens. Auch die Bibliothek Storms hatte ihre eigenartige Stimmung, die er sich nicht stören lassen wollte. Leider ist sie nicht als Ganzes in ihrer charakteristischen Zusammensetzung erhalten geblieben.

Vorgelesen wurde viel im Dichterhause zu Hademarschen. Im Winter veranstaltete Storm Leseabende. Er tat sich dabei besonders hervor und ‚war selbst sein bester Interpret, so daß, wer ihn kannte, bei jeder Dichtung immer die mittelgroße, früh leicht gebeugte Gestalt, das feingeschnittene Haupt mit dem vollen Haar und den blauen Augen sieht, die leise Stimme und ihre scharfen dänisch-schleswigschen S-Laute hört‘ (Erich Schmidt). Daneben wurde die Musik gepflegt, am eifrigsten von seiner jüngsten Tochter. Der Geist sinniger Behaglichkeit, der in dem Hause waltete, gelangte um die Weihnachtszeit zum schönsten Ausdruck. Wenn da der ‚Märchenzweig‘, ein über und über vergoldetes Reis, eine Erfindung seines Sohnes Ernst, vom Tannenbaum herniederglänzte und die goldenen Eier wie Kinderträume in den dunklen Zweigen hingen, dann trat die Erinnerung an die Jugendzeit mächtig an den Dichter heran; in seinen Briefen an die nächsten Freunde kommt seine Freude über den Zauber des Weihnachtsfestes immer wieder zu oft rührendem Ausdruck. Die Silvesternacht ward beim Punsch gefeiert, und war die Mitternacht gekommen, so stimmte die Familienrunde das gute alte Lied

von Voß an: ‚Des Jahres letzte Stunde ertönt mit ernstem Schlag'.*)

Die Festzeiten und vor allem die Tage um Weihnachten und Silvester brachten in das gemütliche Heim des Dichters auch in diesen späteren Jahren besonderes reges Leben; denn von den auswärts weilenden Kindern führten sie fast stets mehrere zum Besuch in das Elternhaus, was der erfreute Vater in den Briefen an Näherstehende, z. B. an Keller, immer wieder getreulich berichtet. Das Weihnachtsfest mit seinem Zauber spielt auch in den „Briefen in die Heimat" eine große Rolle, obgleich er es in der Fremde nicht immer ganz so feiern konnte, wie er es gewohnt gewesen war. Aber auch sonst war das Poetenheim in Hademarschen ein gastliches Haus. Verwandte und Freunde kehrten häufig dort ein und bewahrten die dort verlebten Tage für immer in dankbarem Gedächtnis. Storm fand zeitlebens wenig Geschmack an lauten, lärmenden Vergnügungen in zahlreicher Gesellschaft; aber er hatte — was jeder, der den Dichter Storm kennt, fast selbstverständlich finden wird — ein sehr lebhaftes Bedürfnis nach persönlichem und brieflichem Freundschaftsverkehr und sprach sich solchen gegenüber, die ihm näher getreten waren, gern und ausführlich über persönliche Verhältnisse und Erfahrungen, über wichtige Fragen der Lebensanschauung und über vollendete oder im Entstehen begriffene eigne wie fremde dichterische Schöpfungen aus. Wir wissen das namentlich aus den Mitteilungen von Ludwig Pietsch und erkennen es fast aus jeder Seite des Briefwechsels mit Mörike, Kuh und Keller.

*) Ich kann mir nicht versagen, an dieser Stelle auf die anheimelnde, uns ganz in die Stimmung in Storms Hause um die Zeit der Jahreswende versetzende Schilderung hinzuweisen, die Erich Schmidt aus eigenem Erleben dem Aufsatz über den Dichter in seinen ‚Charakteristiken' angefügt hat. D. Hrsg.

Werfen wir bei dieser Gelegenheit einen Blick auf Storms Freundschaftsbeziehungen besonders während der zweiten Hälfte seines Lebens, seit der Rückkehr nach der Heimat.

Um mit den etwa gleichaltrigen Dichtern, die dabei in Betracht kommen, zu beginnen, so war über Eduard Mörike schon oben (S. 55—57 u. 140 f.) zusammenhängend die Rede; auch fällt, wie wir sahen, von seiner Seite nur noch ein einziger Brief in Storms zweite Husumer Zeit.

Anders steht es mit dem großen Schweizer Gottfried Keller, an den Storm erst am 27. März 1877 seinen ersten Brief richtete. Wir haben auf die Korrespondenz, die sich infolge davon entspann und bis zu Storms Tode fortdauerte — allerdings in der allerletzten Zeit einseitig von ihm ausgehend — schon mehrfach Bezug genommen. Jetzt gilt es aus ihr ein Bild davon zu gewinnen, was die beiden Dichter einander gewesen sind. Eine echte Männerfreundschaft hat sie verbunden, und der Ton der Briefe, die sie in längeren oder kürzeren Zwischenräumen wechseln, wird sehr bald warm, ja vertraulich. Ein gemeinsamer Freund beider, Wilhelm Petersen in Schleswig, ist es gewesen, der, nachdem er Keller in den Jahren 1875 und 1876 in Bormio nähergetreten war, nach der Rückkehr in die Heimat nicht ruhte, bis Storm seinen eben erwähnten ersten, um Freundschaft werbenden Brief an Keller richtete, der samt einem Exemplar der Novelle ‚Aquis submersus‘ die freundlichste Aufnahme bei dem sonst bekanntlich nicht leicht zugänglichen Schweizer Dichter fand. Bis auf 58 Nummern ist die Korrespondenz im Laufe eines Jahrzehnts gewachsen und wenn auch Storm, seiner mitteilsameren Natur entsprechend, wie im Briefwechsel mit Mörike, den größeren Anteil daran hat, wenn er namentlich über persönliche und Familienverhältnisse sich viel ausführlicher ausspricht, so sind doch auch Kellers Briefe nicht nur wertvoll durch ihren

reichen literarisch-ästhetischen Gehalt, sondern zugleich auch Zeugnisse eines tiefgehenden persönlich-freundschaftlichen Interesses für Storm.

Schon die Anreden bezeugen deutlich, wieviel die beiden von einander halten. Storm braucht gewöhnlich einfach herzliche Wendungen wie ‚Lieber Freund Gottfried!‘ ‚Lieber Meister Gottfried!‘ ‚Mein lieber nur allzu ferner Freund!‘ In Kellers sehr mannigfachen Anreden kommt gleichfalls stets das Gefühl der Freundschaft und Wertschätzung zum Ausdruck, zugleich aber tut er seiner Neigung zu leicht humoristisch gefärbten kennzeichnenden Beiwörtern genug; er redet Storm an ‚Mein lieber geehrter Freund und alter Landvogt!‘ ‚Lieber Lebens-, Kunst- und Freundschaftsmeister!‘ ‚Lieber Freund und Mann zu Hademarschen!‘ ‚Verehrter Freund und Stern im Norden!‘ Sie schreiben einander, um Kellers eigenen Ausdruck zu brauchen, ‚wie etwa der Pater eines Klosters mit seinem benachbarten Konfrater sich über einen gesprenkelten Nelkenflor unterhält‘. Damit ist das Behagliche, Ungezwungene des Briefwechsels sehr gut bezeichnet; nur leider ‚benachbart‘ waren die beiden Männer nicht; sie waren es so wenig, daß sie sich nie von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Immer wieder werden Pläne zu einem Zusammentreffen geschmiedet; namentlich die Möglichkeiten einer Reise Kellers, sei es nach Schleswig, sei es nach Berlin werden erwogen; aber bei den Plänen bleibt es, und allmählich beginnt auch Storm auf ihre Verwirklichung zu verzichten. Dieser war nie reiselustig gewesen, und Keller war es in seinen Altersjahren auch nicht mehr. Aber dieser Briefwechsel ihres letzten Lebensjahrzehnts brachte die beiden Männer, die doch zwei in vieler Beziehung ganz verschiedenen deutschen Stämmen angehören und auch als Dichter ebenso viele unterscheidende wie verwandte Züge aufweisen, einander persönlich sehr nahe. Von dem meisten, was sie innerlich be-

wegt, geben sie sich Kunde. Nicht nur Storm, der ja überhaupt gern von Haus und Familie erzählte, berichtet dem Schweizer Freunde von Kindern und Kindeskindern, von Familienfesten, von Freundesbesuchen, vom Hausverkauf in Husum, von Hausbau und Richtfest in Hademarschen, von der Aussicht aus dem Fenster seines Arbeitszimmers, sondern auch der Junggeselle Keller spricht sich dem Freunde gegenüber über seine viel weniger behaglichen häuslichen und Wohnungsverhältnisse aus; er läßt ihn manche Blicke in sein eigenartiges, bei den Charakteren der Geschwister für beide Teile nicht immer bequemes Zusammenleben mit Schwester Regula tun, der gegenüber Storm sich immer sehr zartsinnig zeigt; er nimmt, wie wir übrigens auch aus seinen Briefen an Wilhelm Petersen wissen, an des Freundes Familienfreuden und -sorgen treuesten Anteil; er erkundigt sich eingehend nach dem ‚Märchenzweig' am Weihnachtsbaum des Stormschen Hauses und geht überhaupt auf alle persönlichen Mitteilungen Storms mit Wärme ein. Sehr kennzeichnend für den Ton persönlicher Wärme in diesem Briefwechsel sind z. B. die Nummern 24 und 25 der Kösterschen Ausgabe. Aus diesen beiden umfangreichen Briefen, die auch sonst viele Mitteilungen persönlicher Art — in buntem Gemisch mit literarischen — enthalten, seien zwei Stellen, die besonders erfreulich wirken, hier hervorgehoben. Storm schreibt dem Freunde am 23. Dezember 1880 (begonnen hatte er die Epistel schon am 14. Dezember):

Heute Mittag kommt Ihr Verehrer, mein Jurist Ernst*) mit seiner Braut. „Lieber Vater", schrieb er mir vor einigen Wochen, „ich habe mich mit einem ganz armen, siebzehnjährigen blonden kleinen Mädchen verlobt",

---

*) Seit 1881 Amtsrichter in Toftlund in Nordschleswig, jetzt Rechtsanwalt in Husum. Er hat dem Dichter wohl unter den Söhnen innerlich am nächsten gestanden; auch auf sein literarisches Urteil gab er viel; er nennt ihn gelegentlich ‚mein kritisches Gewissen'.

und ich antwortete ihm: „Du schlägst nicht aus der Art, mein Junge; sei sie herzlich uns willkommen!“ Und so kommen sie denn. Übrigens höre ich von dieser kleinen Blonden, sie sei heiter, gut und klug; das sind die besten Gaben, die eine Frau dem Manne mitbringen kann . . . .

Keller antwortet darauf, nach seiner Gewohnheit etwas spät, aber sehr gemütvoll am 11. April 1881:

Doch was wollen wir uns mit unsrer geschriebenen Welt so mausig machen, wo das Leben so hübsche Episoden bringt wie die Verlobungsanzeige des Juristen Ernst und die Antwort des Vaters, des alten Dichters. Sie hätten mir die Nachricht nicht mit schöneren und einfacheren Worten mitteilen können, und so sende ich Ihnen und dem Sohne die aufrichtigsten Glücks- und Heilswünsche zu!

Und mit welchem Humor berichtet der Schweizer Dichter dem nordischen Freunde von dessen wiederholt aus Zerstreutheit ungenügend frankierten Briefen, von der Schadenfreude, mit der der Briefträger jeden solchen Fall schon von ferne Schwester Regula ankündige und von den kleinen häuslichen Szenen, die er selbst dann mit ihr habe (Brief 13, vom 16. Februar 1879).

Es ist nicht zuviel gesagt, daß dieser Briefwechsel durchaus den Charakter nicht bloß literarischer, sondern ganz persönlicher Freundschaft trägt. Er wird auch nie durch einen merkbaren Mißton getrübt, wenngleich Albert Köster recht haben mag mit der Annahme, Kellers auffällige Schweigsamkeit in den allerletzten Jahren sei teilweise dem bittern Gefühl entsprungen, daß seine Schaffenskraft zu versagen begann, während die des Freundes die volle Stärke bewahrte. Wie fördernd dieser briefliche Gedankenaustausch für das dichterische Schaffen beider Männer war und wie hohen Wert er durch die darin ausgesprochenen ästhetischen Urteile hat, darüber wird später noch einiges zu sagen sein.

Der dritte bedeutende Dichter, dem Storm mehrere Jahrzehnte lang in ungestörter Freundschaft verbunden war, der

einzige, der noch heute lebt und schafft, ist Paul Heyse. Sie sind sich zuerst im ‚Tunnel über der Spree' und im Kuglerschen Hause, aus dem sich Heyse seine heißgeliebte erste Frau holte, begegnet; von Heyse stammt der ohne Namen erschienene feinsinnige Aufsatz über Storm, im Anschluß an seine ‚Sommergeschichten und Lieder', der sich in Nr. 26 des Literaturblatts zu Eggers' ‚Deutschem Kunstblatt' Jg. 5 (1854) findet. Sie haben durch Jahrzehnte in einem lebhaften Briefwechsel miteinander gestanden, der, wenn er einst an die Öffentlichkeit kommt, gewiß ein ähnlich hohes Interesse erwecken wird wie der Storm-Kellersche; sie haben ihr persönliches Ergehen und ihr literarisches Schaffen stets gegenseitig mit der lebhaftesten Teilnahme und — bei vielfacher Verschiedenheit der Gaben und der Anschauungen — doch ganz überwiegend mit freudiger Billigung verfolgt; Storm berichtet Keller hocherfreut von Heyses freundschaftlichem Besuch in Hademarschen im September 1881; auf einem Blatt mit seinem Gedicht ‚Ein Bruder und eine Schwester, nichts Treueres kennt die Welt', das dieser dem schleswigschen Freunde schenkte, fügte er die Variante bei: ‚Zwei alte Poetengestalten, nichts Treueres kennt die Welt'. Im Stammbuch von dessen jüngster Tochter Friederike — in der Familie wurde sie stets Dodo genannt — stehen von ihm die neckischen Verse:

Wann werd' ich wieder bei Dir sitzen
Und sehn Deine lustigen Augen blitzen
Und mit Dir rote Grütze essen?
Bis dahin hast Du mich wohl vergessen,
Und komm' ich unversehens daher,
Fragst Du: ‚Mit wem hab' ich die Ehr'?'
Doch kennst Du mich noch, machst Du mich froh —
Lebwohl! B'hüt Gott meine kleine Dodo!

Sollten uns noch Aufzeichnungen Heyses über seine persönlichen und literarischen Beziehungen zu Storm — vielleicht

in einer Weiterführung seiner liebenswürdigen und gehaltreichen „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" — beschert werden, sie wären der freudigsten Aufnahme gewiß.

Hier ist die geeignete Stelle auch über einen trefflichen Mann ein Wort zu sagen, der mit Keller, Storm und Heyse durch vielfache persönliche Berührungen und eifrigen Briefwechsel nahe verbunden war, über den schon flüchtig erwähnten Schleswiger Regierungsrat Wilhelm Petersen, der vor einer Reihe von Jahren hochbetagt verschieden ist. Obwohl nicht Dichter oder Schriftsteller von Fach, verdient er dies schon deshalb, weil, wie wir sahen, er es war, der den brieflichen Verkehr zwischen Storm und Keller und damit auch ihre freundschaftlichen Beziehungen zustande brachte. Nur nebenbei sei erwähnt, daß er, wie Kellers Briefe ergeben, Anlagen zum Maler und plastischen Künstler hatte. Wichtiger ist, daß er großes Interesse und feines Verständnis für literarische Dinge besaß. Die 20 Briefe Kellers an ihn aus den Jahren 1876 bis 1885, die Bächtold im 3. Bande seiner Kellerbiographie mitteilt, handeln, durchgängig in Beantwortung der nicht veröffentlichten Schreiben Petersens, vielfach über Kompositionsfragen Kellerscher Bücher, namentlich des ‚Grünen Heinrich' in einem Tone, den der Züricher Dichter nur dem Kenner gegenüber anzuschlagen pflegte; übrigens sind sie höchst freundschaftlich, oft ganz ähnlich wie die an Storm selbst, gehalten. Den Briefwechsel zwischen Keller und Storm selbst aber durchzieht der Name Wilhelm Petersens, des ‚schwarzen Peter', wie er von den Nächststehenden genannt wurde, wie ein roter Faden. Wie oft ist er von Schleswig in das gastliche Haus des Freundes erst in Husum, dann in Hademarschen geeilt!

Noch näher vielleicht waren Storms Beziehungen zu dem schon mehrfach erwähnten Friedrich Eggers. Wir wissen, daß er diesem in der Potsdamer Zeit nahe trat. Aber die Freundschaft

beider Männer blieb bestehen. ‚Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers. Herausgegeben von H. Wolfgang Seidel. Berlin 1911' reichen von 1853—1869, also noch in des Dichters zweite Husumer Zeit hinein. Literarisch wie persönlich hat sich dieser nur ganz wenigen Menschen gegenüber gleich offen ausgesprochen und höchst erfreulich wirkt die Wärme, mit der er sich aus innerster Überzeugung heraus wiederholt für des Freundes Gedichte einsetzt. Immer wieder ladet er ihn dringend erst nach Heiligenstadt, dann nach Husum ein.

Dagegen wird man Storms Verhältnis zu Theodor Fontane nicht als eigentliche Freundschaft bezeichnen können. Dieser, der stramme Preuße, der begeisterte Märker, konnte unseres Dichters ‚Husumerei' nur in einer Weise betrachten, die doch auch einseitig ist; sie dachten über solche Dinge gar zu verschieden. Und noch wichtiger vielleicht ist ein andrer Punkt. ‚Storm hielt', so sagt darüber Friedrich Düsel (in Westermanns Monatsheften Bd 103, S. 766) alles Poetische und Literarische für etwas weihevoll über den Dingen Schwebendes, Fontane für etwas, das drinnen sitzt und das man hat, sobald man es, um mit Dürer zu reden, ‚heraus kann reißen' '.

Gleichfalls nicht nähere Freundschaft, aber gegenseitige aufrichtige Wertschätzung verband Storm mit dem ihm fast gleichaltrigen Holsteiner Klaus Groth, der zu den ersten gehörte, die auf Storms eigenartige Bedeutung aufmerksam gemacht haben. Andrerseits wußte dieser sehr wohl, welchen Schatz die deutsche Literatur am ‚Quickborn' besitzt. Zudem verbindet manch ähnlicher Zug ihre Dichtung. Namentlich teilt Groth mit Storm die Neigung resignierend auf die Vergangenheit, auf ein verlorenes Glück zurückzuschauen; wie dieser sein Kindheitsidyll, so malt jener sein ‚Jungparadies' mit leuchtenden Farben aus, und gern tauchen auch bei ihm solche Erinnerungen in der Dämmerstunde auf.

Storms Verhältnis zu einigen schleswig-holsteinischen Dichtern einer jüngeren Generation vergleicht sich mehr dem des Meisters zum Schüler. Wilhelm Jensen hat es im zweiten, Storm gewidmeten Abschnitt seiner Heimat-Erinnerungen (in Velhagen und Klasings Monatsheften, XIV, 501 ff.) selbst ausgesprochen, daß er viele Jahre lang fast ausschließlich — teilweise infolge verwandter Gemütsanlage — unter dem Banne von „Immensee" gestanden habe und daß seine ersten Novellen dies deutlich verraten. Er ist mehrfach Storms Gast gewesen und hat mit ihm in lebhaftem Austausch von Briefen und dichterischen Schöpfungen gestanden. Weniger tiefgehend war der Einfluß unseres Dichters auf Hermann Heiberg, der bald eine wesentlich andre Bahn eingeschlagen hat, mit dem er aber gleichfalls in vielfachem, zuerst durch Jensen vermittelten, persönlichen, und brieflichen Verkehr gestanden hat.

Sehr eigenartig und beide Dichter gleich ehrend war das Verhältnis zwischen Storm und dem nun auch dahingeschiedenen Detlev von Liliencron. Jener, der alles Reale bis zu einem gewissen Grade dichterisch verklärte, für den künstlerische Form und bedeutender Inhalt untrennbar zusammengehörten, und dieser, der jedenfalls dem nackten Realismus sehr viel näher steht und die geschlossene künstlerische Form oft ungebührlich vernachlässigt, hielten dennoch sehr viel voneinander, wenn auch Storm, bei dem, wie Hugo Gilbert sehr richtig sagt, sittliche und künstlerische Persönlichkeit auf gleicher Höhe standen, sich durch die kecke, unbekümmerte Sinnlichkeit, die oft bei Liliencron hervortritt, entschieden unangenehm berührt fühlte. Dieser hat seiner hohen Verehrung für den älteren Landsmann mehrfach begeisterten Ausdruck gegeben. Einmal sagt er von ihm:

Er ist mein Lieblingsdichter. Ich bin im Bann, gefesselt, angestarrt von einer mich umringelnden schönen Schlange, wenn ich ihn lese. Irgend ein Klang, ein tiefes Beruhigtwerden durch die Farbe, die Sprache, ein

Hauch . . . ich weiß nicht, was mich festhält; aber so war es schon, als ich als Knabe sein „Immensee“ las.

Und in der Tat zeigt z. B. sein Buch ‚Eine Sommerschlacht‘ in mancher Beziehung eine Verwandtschaft seines Empfindens mit dem Storms.

In Worten von hoher dichterischer Schönheit huldigt er dem Toten in einem Gedicht, das Paul Remers stimmungsvolles Büchlein ‚Theodor Storm als norddeutscher Dichter‘ (1897) einleitet. Ein Teil desselben ist als Motto dem achten Buche dieser Biographie vorgesetzt worden.

Von den Dichtern wenden wir uns zu drei Männern der Feder und der Wissenschaft, die, bald auch mit Storm in wirklicher Freundschaft verbunden, früh erkannten, welch hervorragende Stellung ihm unter den wirklichen Dichtern Deutschlands, unter den Lyrikern ebensogut wie unter den Novellisten, gebühre und alle drei ihr redlich Teil dazu beigetragen haben, diese ihre Einsicht in immer weitere Kreise hineinzutragen. Einer von ihnen, der Österreicher Emil Kuh, ist schon Ende 1876 gestorben. Aus seinem im September 1871 einsetzenden und bis zu seinem Tode fortgeführten Briefwechsel mit Storm (veröffentlicht im 67. Bande von Westermanns Monatsheften) kennen wir schon manche Stellen, die einen Einblick in die warme persönliche Freundschaft Kuhs für Storm und sein tiefes und feinsinniges Verständnis für dessen dichterisches Schaffen gewähren und zugleich zeigen, daß Storm seinerseits jene Freundschaftsgefühle mit gleicher Herzlichkeit erwiderte und Kuhs aus innerster Überzeugung hervorgegangenes literarisches Eintreten für ihn und seine Dichtungen mit inniger Dankbarkeit empfand. Die ziemlich umfangreichen Aufsätze, die der österreichische Kritiker gegen Ende des Jahres 1874 im Feuilleton der „Wiener Abendpost“ veröffentlichte, enthalten in der Tat vielleicht das Tiefste und Beste, was bis dahin zur Würdigung des Dichters

Storm geschrieben worden ist. Wie nahe sich dieser und Kuh als Menschen getreten sind, obgleich auch sie sich persönlich nie kennen lernten, das zeigen zahlreiche Stellen ihres Briefwechsels, der zu den erquicklichsten Veröffentlichungen dieser Art gehört. So schreibt Kuh nach Überwindung einer Herzenskrise („Gemütsverwirrung“ nennt er selbst sie), die der Leichterregbare in den ersten Monaten des Jahres 1874 durchmachte, am 12. März an Storm:

Sie sind aber in diesem Augenblicke der einzige Mensch, gegen den ich solche Bekenntnisworte ausspreche, wie ich denn überhaupt keine mir befreundete Mannesseele kenne, an der ich mit so inniger Liebe hinge wie an Ihnen.

und dieser antwortet schon am 21. März:

Liebster Freund! . . . Ich verstehe dies alles bis in die kleinste Faser, und es tut mir bitter leid um Sie, um Ihre gute Frau; aber es kann und darf ja nur dazu führen, Sie beide desto inniger zu verbinden.*)

Und wie innige Worte findet Storm (24. Mai 1875) auf Kuhs Mitteilung vom Tode eines geliebten Bruders! Vielleicht den überzeugendsten Beweis aber von der Echtheit der die beiden Männer verbindenden Freundschaftsgefühle gibt die Art, in der sie sich aus einer durch Storms deutlich geäußerte Verstimmung über die nach seinem in der Hauptsache wohl richtigen Empfinden zu niedrige und Wichtiges übersehende Einschätzung seiner Lyrik in Kuhs schon erwähnten Aufsätzen wieder zurechtfinden.**) Herzenstöne erklingen in diesem Briefwechsel, hauptsächlich wohl infolge der weicheren und hin-

*) Eine Hoffnung, die sich glücklicherweise erfüllte.
**) Man vergleiche die Briefe Nr. 28 ff.

gebenderen Natur Emil Kuhs, noch häufiger als in Storms Korrespondenz mit dem kernigen Schweizer Gottfried Keller.

Storms freundschaftliches Verhältnis zu Ludwig Pietsch, den er zuerst im ‚Tunnel über der Spree‘ kennen gelernt hatte, begann an dem Maitag des Jahres 1856, an dem ihn dieser aufsuchte, um über eine illustrierte Ausgabe von ‚Immensee‘ mit ihm Rücksprache zu nehmen, und hat 32 Jahre lang bis zum Tode des Dichters in ungetrübter ruhiger Wärme bestanden. Besonders herzlich wurde es seit Pietschs mehrwöchentlichen Besuchen in Storms Heiligenstadter Häuslichkeit im Sommer der Jahre 1861, 1862 und 1863; seitdem verkehren sie auf vertraulichem Duzfuße, und was L. Pietsch aus diesen Tagen und weiter von seinem Besuch in Storms Husumer Heim im Oktober 1876 berichtet, macht einen nach jeder Richtung hin wohltuenden Eindruck. Aus den Husumer Tagen erzählt er z. B., daß damals ihr lebhaftes Gespräch über die verschiedensten Dinge, in erster Linie aber über literarische Schöpfungen, namentlich über eigene Arbeiten der beiden Freunde vom Morgentee bis zum Abend nur so lange abriß, wie Storm durch Erledigung der nötigsten Amtsgeschäfte in Anspruch genommen wurde. Dann haben sich die beiden nur noch bei unsres Dichters letztem Berliner Aufenthalt im Jahre 1884 wiedergesehen; aber durch häufige Briefe — Pietsch schätzt die Zahl derer, die er von Storm nach und nach erhielt auf mehrere Hundert — blieben sie in engster Beziehung; Pietsch stand neben Heyse unter den noch lebenden Schriftstellern Storm wohl am nächsten.

Naturgemäß erst weit später kam Storm in ein freundschaftliches Verhältnis zu dem 36 Jahre jüngeren Erich Schmidt. Aber auch mit diesem hat er in einem lebhaften Briefwechsel gestanden und ist ihm innerlich wirklich nahegetreten; man merkt dies schon Erich Schmidts von feinstem

Verständnis zeugender Würdigung Storms in seinen ‚Charakteristiken‘ an und hört es besonders deutlich heraus aus der dieser nachträglich angefügten schon erwähnten Schilderung seines Silvesterbesuchs in Hademarschen, der Storm aufrichtige Freude bereitete. Auch den ausgezeichneten Artikel über unsern Dichter im 36. Bande der allgemeinen deutschen Biographie konnte so nur ein Mann schreiben, der unserm Dichter zugleich freundschaftlich verbunden war.

Die Freundschaft zwischen Theodor Storm und Erich Schmidt kann man eine der schönsten Früchte nennen, die wir der neuen, durch Wilhelm Scherer angebahnten, verständnisvollen Stellung der deutschen Literaturhistoriker zur zeitgenössischen Dichtung verdanken. Sie stehen ihr ja der Mehrzahl nach nicht mehr, wie ihre Vorgänger, kühl bis ans Herz hinan gegenüber, sondern sind bemüht, sich durch die Beschäftigung mit ihr den Geist frisch und das Auge klar für das Erfassen der dichterischen Erscheinungen der Vergangenheit zu bewahren. Keller redet freilich in einem Briefe an Storm halb ironisch — wenn auch mit dem Zusatz: ‚Doch sie sagen ihr Sprüchlein schlecht und recht, ohne Dank und Gegendienst zu verlangen‘ — von den jungen Germanisten, die auch in der Gegenwart das Gras wachsen hören und mehr als die Poeten selbst wissen von der Entstehung ihrer Werke. Aber dabei verkennt er mit der begreiflichen Einseitigkeit des Dichters den Wert des Bestrebens, in dem die literarhistorische Forschung von heute gerade das Wesentliche erblickt und das bei allen Übertreibungen im einzelnen, immer zu Recht bestehen wird: jedes Dichtwerk auf dem Hintergrunde der Eigenart sowohl seines Verfassers wie der Zeit, in die er gestellt war, in allen Beziehungen klar hervortreten zu lassen. Daß zur Lösung einer solchen Aufgabe der Blick in ein gegenwärtiges Dichterleben geschickter macht, leuchtet ein.

Unter den Dichtungen der Hademarschener Jahre treten uns zwei entgegen, die sich den am Schlusse des vorigen Buches besprochenen altertümelnden Novellen anreihen: ‚Zur Chronik von Grieshuus‘ (1883—84) und ‚Ein Fest auf Haderslevhuus‘ (1885). In der erstgenannten bildet wieder die Zeit, wo Deutschland sich eben erst aus wüsten Träumen erhob, das ausgehende 17. und das beginnende 18. Jahrhundert, den Hintergrund. Auch hier werden, um richtige Zeitfärbung zu gewinnen, allerlei geschichtliche und kulturgeschichtliche Züge eingefügt: erst der ‚Polackenkrieg‘ mit seinen Brandschatzungen und Verwüstungen, dann die Kriege des Schwedenkönigs Karl XII.; Schwarmgeister und Wiedertäufer; die Verbrennung der Bücher der holländischen Irrlehrerin Antoinette Bourignon auf dem Markte zu Flensburg durch den Scharfrichter; Alamode-Wesen und Leibeigenschaft; dazu in den Wäldern der Wolf, der ‚grise Hund‘, eine Plage des Landes. Die Dichtung selbst zeigt ‚größere romanhafte Anlage‘, weshalb auch die Buch-einteilung eingetreten ist. Wie in ‚Aquis submersus‘ und ‚Renate‘ geht der Dichter auch hier von einer Knabenerinnerung aus. Ein stürmischer Oktobernachmittag mit seiner nordischen Sagenstimmung hat ihn zu einer Wanderung in die Heide hinausgelockt, und in ihrer Einsamkeit steigt nun, während die Dämmerung hereinbricht, schattenhaft die Örtlichkeit der Geschichte, das alte Grieshuus, vor ihm auf:

Es reizte mich, da vor meinen Füßen den nur noch für die nächsten Schritte erkennbaren Heidestieg hinabzugehen; aber ein Wort war plötzlich in mir laut geworden: „die schlimmen Tage!“ Wenn eben jetzt die schlimmen Tage wären! —

Unwillkürlich hielt es mich zurück: ein Aberglaube schwebte über dieser Heide, der letzte Schatten eines düsteren Menschenschicksals, womit ein altes Geschlecht von der Erde verschwunden war. Es sollte eine Zeit im Jahre geben oder einst gegeben haben, wo dem, welcher nach Sonnenuntergang dies Tal durchschritt, etwas Furchtbares widerfuhr, das die Kraft

seines Lebens abstumpfte, wenn nicht gar völlig austat. — Auch war nicht alles Sage; man wußte noch von denen, welche als die letzten hier gehaust hatten, wo jetzt der Sturm über die Heide fegte. Zum Teil lag es in alten Archiven, und es kam jeweilig bei dem Aufsuchen eines vergrabenen Dokumentes mit diesem oder jenem Brocken an das Tageslicht; andres hatten die Augen der damals Lebenden gesehen, oder ein Wort, einen Ton, den man zu deuten wußte, hatte hier oder dort die Luft ihnen zugetragen: und an Winterabenden, hinter dem Bierkrug wie am Spinnrad, nicht nur im Dorfe, auch drüben in der Stadt, saß man beisammen und erzählte und fügte scheinbar sich Fernliegendes aneinander, von den Urahnen herab bis fast an den heutigen Tag.

Was der Dichter einst in Knabenneugier aus altem Schrift- und Druckwerk oder aus der Erinnerung der Menschen über Grieshuus hervorgegraben, das will er jetzt erzählen. Und so berichtet er uns in dem verjährten Stil, wie wir ihn aus ‚Ekenhof‘ kennen, das tragische Geschick des alten Adelsgeschlechtes. Schon Otto Brahm hat in einer Besprechung der Novelle auf das Schicksalstragödienhafte des Motivs aufmerksam gemacht. Zwei feindliche Brüder stehen einander gegenüber. Junker Hinrich, der Erbe von Grieshuus, will von seinem blonden Weibe, obwohl es niederen Blutes ist, nicht lassen. Der andre ist entschlossen, die adligen Überlieferungen seines Geschlechtes zu wahren um jeden Preis. Als er erreicht hat, was er wollte, als der Tod dem Junker Hinrich sein junges Eheglück vernichtet hat, da erschlägt dieser den Bruder. Wie auch sonst, gibt Storm die Schilderung nicht direkt, sondern läßt die Kampfszene an Auge und Ohr eines Dritten in ungewisser Beleuchtung rasch vorüber fliegen. Die stille Dirne aus der Besenbinderkate schaut, als sie spät abends Heide schneidet, den Mord:

Da flogen die Wolken von dem Mond; blauhell lag es drunten, und sie erkannte deutlich den grauen Runenstein am Wassertümpel. Zwei gesattelte leere Rosse standen unweit in dem Kraute, ein braunes und ein schwarzes, das wiehernd in die Nacht hinauslief. Daneben sah sie zwei Brüder grimmig miteinander ringen. Sie stand wie angeschmiedet: dann

war's, als ob ein Eisenblitz heraufzuckte, und ein Entsetzen jagte sie von dannen; aber sie entrann nicht; ein gellender Schrei, der über die Heide fuhr, hatte sie eingeholt. Noch einmal stand sie, beide Hände an die Ohren gepreßt, zwischen den Bäumen; dann lief sie ohne Aufenthalt dem Dorfe zu.

Zeit und Ort des Brudermordes werden für das Geschlecht verhängnisvoll. An demselben Tage, dem 24. Januar, an dem einst Junker Hinrich den Junker Detlev erschlagen hat, und an demselben Orte, dem grauen Runenstein am Wassertümpel, ereilt nach Jahrzehnten auch jenen, der als ‚Wildmeister' unerkannt nach Grieshuus zurückgekehrt ist, der Tod; und gleichzeitig mit ihm stirbt sein geliebter Enkel, der schöne Rolf, der letzte des Geschlechts.

Wenn Storm hier das sonst nur eben aufsteigende fatalistische Element deutlich sich ausprägen läßt, so bleibt er doch der roh äußerlichen Wirkung der Schicksalstragödien fern. Nicht aus der Phantasie des Dichters, sondern aus jener verworrenen Zeit selbst scheint das Ganze emporzusteigen, und auf dem Hintergrunde der geheimnisvoll düsteren Heidelandschaft erzeugt sich ein Halbdunkel der Stimmung, ein Dämmerlicht, in dem die phantastischen Möglichkeiten wie von selbst reifen. Auch ein Symbol wird leicht vordeutend in die Geschichte verwoben, das tragische Ende des letzten Hohenstaufen, des Königs Enzio mit dem goldenen Ringelhaar. Im zweiten Buch ist wieder geschickt ein Erzähler der alten Zeit eingeführt, der Magister Caspar Bokenfeld, der als Augenzeuge die Endkatastrophe in der ganzen Folge der Ereignisse miterlebt und dessen Niederschrift der Zufall dem Dichter in die Hände gespielt hat. Eine Fülle von Gestalten tritt den Hauptpersonen an die Seite teils flüchtig auftauchend, teils mit deutlicheren Strichen gezeichnet; ergreifend wirkt die Erscheinung der alten blinden, mit dem Vorgesicht behafteten Matten, die einst als junge Dirne

den Mord hat schauen müssen. Ausgezeichnet getroffen ist das nordisch verhangene, düster drohende Kolorit.*)

Lichter und freudiger ist die Naturstimmung in der Novelle ‚Ein Fest auf Haderslevhuus' (zuerst ‚Noch ein Lembeck' betitelt), obgleich der Ausgang auch hier ein tragischer ist. In die Mitte des 14. Jahrhunderts greift Storm in dieser Dichtung zurück. In Nordschleswig spielt sie, in jener wilden, raub- und fehdelustigen Zeit, aus der die Gestalt des Dänenkönigs Waldemar Atterdag beherrschend hervorragt. Aber nicht von diesem erzählt der Dichter, sondern von einem jungen blondlockigen und blauäugigen Ritter, der, nur halb vom Eisenstoffe seines Geschlechtes, lieber als im Harnisch, auf leichten Sohlen und in zierlichen Gewändern von Sammet oder Seide geht, und dessen jäh zerrissenes Minneabenteuer wie Mondlicht in die Wirrnis dieser finstern Zeiten fällt. Sein Vater, der gewaltige Klaus Lembeck, hat dem jungen Rolf eine schöne stolze Wittib, Frau Wulfhild aus dem Geschlechte der mächtigen Schauenburger, zum ehelichen Gemahl geworben. Aber das Glück der Liebe kann Rolf in den Armen des wildschönen Weibes mit den blauen Glühaugen und dem welligen Goldhaar nicht finden. Lastet doch ein Mord auf ihrer Seele, hat sie doch ihren ersten Gatten, der sie um grobhaariger Dirnen willen verachtete, mit Rattengift aus der Welt geschafft. Einst an einem Sommerabend, als Rolf Lembeck sein minnebegehrliches Weib verlassen hat, um auf eine Wildkatze Jagd zu machen, schlägt ihm die Stunde, wo die Liebe mit ihrer zwingenden Macht über ihn kommt. Auf der benachbarten Feste Haderslevhuus sitzt als Schloßhauptmann des Dänenkönigs der Ritter Hans Ravenstrupp. Sein Weib und seine Kinder hat ihm der schwarze Tod hinweg-

*) Eigenartig anregend spricht über diese Novelle wieder Wedde, Theodor Storm S. 18—20.

gerafft. Nur ein Töchterchen, Dagmar, ist ihm geblieben; die haust allein mit dem durch Gram verdüsterten Vater und der alten Base in der einsamen stillen Burg. Von Mondlicht übergossen ragen Mauern und Zinnen von Haderslevhuus in die Nacht hinein. Unten das leise Rauschen des Waldes und süß, als wollte es alle schlafende Sehnsucht wecken, das Schlagen der Nachtigall. ‚O selige Singerin!‘ ruft Rolf Lembeck, seine Arme in das Dunkel streckend:

Schon flog der Mai
Vorbei, vorbei,
Und brachte nicht was minnewert!
Willst du sie künden,
Soll ich sie finden,
Die Fraue, die mein Herz begehrt?

Er blickt hinauf zur Burg, als müsse er ein Wunder hier erwarten, und da sieht er über die Brüstung ein Weib, nein, nicht ein Weib, ein Kind sich lehnen: ein Antlitz, schmal und blaß, neigt sich über die Mauer, und das Mondlicht schimmert auf einem Silberreif, der das dunkle Haar umfängt. Da ruft Rolf, indem er aus dem Waldesschatten hinaustritt in die Helle und die Arme ihr entgegenstreckt, die Verse aus Meister Gottfrieds Tristan hinauf: ‚O Schöne, Selige! Gott woll' ein süßes Leben so süßem Geschöpfe geben‘. Und als Dagmar drunten den schönen Junkherrn in blitzendem Gewande und mit vom Mondlicht umspielten Blondhaar erblickt, in der einen Hand die Kappe mit der Reiherfeder haltend, die andre wie anbetend ihr entgegenstreckend, da trägt der Nachthauch von ihrer Lippe aus derselben Dichtung die leise gesprochenen Worte hernieder: ‚Dé te benie! Gott segne dich! Et merzi, gentil Sir!‘ Mit jugendlich lyrischem Schwunge ist diese und sind die anderen Liebesszenen geschrieben. In der ersten Fassung ging dieser Abschnitt der Erzählung des öfteren un-

willkürlich in rein jambischen Rhythmus über, eine Eigentümlichkeit, die sich in früheren Novellen Storms öfter findet, die er aber hier nach Heyses Mahnung als stilwidrig nachträglich beseitigt hat.

Das Schicksal geht nunmehr seinen Gang. Die Minne findet auch über feste Mauern ihren Weg. Und als zu Rolf Lembeck das Gerücht von dem Verbrechen seines Weibes dringt, da wendet er sich vollends von ihr ab. Aber Frau Wulfhild ahnt nur zu richtig den tiefsten Grund für die Veränderung im Wesen ihres Gemahls, und nachdem sie erkundet, wer ihr sein Herz entwendet hat, leitet sie den Vater Dagmars, den Schloßhauptmann, auf die Spur der Liebenden. Der fast überzarten Dagmar bricht das Leid der Minne das Herz. Für die weitere Katastrophe ist Storm durch eine Ballade von H. Wenzel ‚Die Hochzeitsfeier‘ angeregt worden:

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drin ruht ein blasses Mägdelein
Mit langem blonden Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben;
Doch stille steht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein Herzog hat ihr Treue gelobt und dann sein Wort gebrochen. Der alte Graf läßt ihn zur Hochzeitsfeier seiner Tochter einladen. Und nach drei Tagen erscheint er zur Nacht vor dem von Fackeln beleuchteten Schloß. Er wundert sich über die Stille und die schwarze Kleidung der Gäste. Plötzlich ertönt Grabgesang, und auf einer Bahre wird das tote Mägdelein hereingetragen. Da sträubt sich sein Haar, seine Wangen bleichen, stier und wild rollt sein Auge, zu Eis erstarrt sein Blut. Und des Wahnsinns wilder Arm packt ihn und jagt ihn fort; er irrt treppauf treppab:

Und endlich steht er auf dem Turm
An jähem Abgrundsrande,
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört am Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder.

So wird auch Rolf Lembeck vom Schloßhauptmann zur Hochzeit seines Kindes eingeladen. Aber als er die Leiche der Geliebten erblickt, da reißt er die Tote aus dem Sarge heraus; nur eine, noch eine stille letzte Stunde will er mit ihr allein sein. Der Vater, der ihn halten will auf der Platte des Turmes, greift ins Leere:

Ihm war, als flög' ein Schatten an ihm vorüber; er sah jenseit der Brüstung, wie in der Sternennacht, die Sterbekleider seines Kindes wehen; dann nichts mehr, nur von unten auf der Nachhall eines schweren Falles. Der Abendhauch fuhr über die leere Turmdecke; der Hund stand mit den Vordertatzen auf den Zinnen und sah winselnd in die Tiefe. — Da war sein Zorn als wie ein Rauch verflogen; er fiel auf seine Knie und faltete die Hände: „Herrgott, so nimm sie beide gnädig in dein Reich!“ Und über ihm flimmerten die Nachtgestirne in ihrer stummen, unerschütterlichen Ruhe.

Ein Abglanz der alten Zeit des Rittertums und des Minnedienstes ruht auf der Dichtung. Bewundernswert ist, wie Storm auch diesen Ton zu treffen weiß. Farbig, in bildartiger Plastik heben sich die Gestalten heraus. Das landschaftliche Bild, die Burg mit der ragenden Pappel im Mondlicht erscheint wie mit dem Stift Dorés gezeichnet. Von großartiger Wirkung ist die Schilderung der Pest.

Die Reihe der Chroniknovellen unterbrechen andre, deren Stoff und Gestalten wieder der Gegenwart angehören. Am Eingang der Hademarschener Zeit steht die herbste und grausamste der Dichtungen Storms ‚Der Herr Etatsrat‘ (1880—81),

jeder Schimmer von Versöhnung fehlt hier. Das Leben selbst hat ihm diese Gestalt mit den meisten Einzelzügen geboten, und man wird verstehen, wie Storm an einer Erscheinung von so abstoßender Originalität dichterisch-psychologisches Interesse gewinnen konnte, wenn man sich seiner Vorliebe für E. T. A. Hoffmann erinnert. Abermals als eine Erinnerung aus der Knaben- und Studentenzeit führt er die Geschichte ein; einem jungen Freunde erzählt er sie. In einen schauerlich grotesken Humor ist die Gestalt des Herrn Etatsrats getaucht; der Dichter selbst bezeichnet diesen seinen Helden als einen grauenhaften Verwandten der Shakespeareschen Narren. Freudlos leben seine beiden Kinder an der Seite des Vaters dahin. Schon als Knaben hat den Dichter ein phantastisches Mitleid mit der zarten, von bleichem Märchenschimmer umwobenen Gestalt Phia Sternows ergriffen. Sie erscheint wie zum Leid und frühen Tod geboren. Von einem elenden Gesellen verführt, sinkt sie ins Grab, nachdem schon vorher ihr geliebter Bruder, der ehrgeizige Archimedes zugrunde gegangen ist. Mit unerbittlicher Härte schließt die durch die Gestalt ihres Helden mit dem Naturalismus verknüpfte Geschichte, eine Familientragödie von quälender Grausamkeit, die aber wegen der großen Kunst einfach-ruhiger Charakterzeichnung hohes Lob verdient.

Die kleine Novelle ‚Es waren zwei Königskinder‘ (1884, zuerst ‚Marx‘ betitelt), die der Dichter im Familienkreise erzählen läßt, knüpft an ein Erlebnis seines Sohnes Karl während dessen Konservatoriumszeit an, das dieser dem Vater, wie wir durch Ferdinand Tönnies wissen (Deutsche Rundschau Bd. 99, S. 463) selbst ganz ähnlich erzählt hat. Einen nervösen hochstrebenden Künstler bringt die Liebe zu einer schlichten Handwerkertochter in einen inneren Konflikt, der ihn, allerdings erst im Zusammenwirken mit andern Motiven, zum Selbstmord treibt. Der Charakter des Helden wirkt nicht recht klar und überzeugend,

und die Folge der Begebenheiten erscheint zu wenig begründet. Reizvoll aber ist die Eingangsszene, die Wanderung der drei jungen Künstler durch die monderhellte Mitsommernacht und wie sie sich mit ihrem Terzett ‚Tropfen von Tau‘ Frühstück und Kaffee ersingen; auch der schwäbische Dialekt ist hier trefflich gehandhabt.

Ein Motiv, an das der Dichter schon in ‚Carsten Kurator‘ und auch sonst mehrfach gerührt hat, das Problem der Vererbung, behandelt er in ‚John Riew‘ (1884—85, zuerst ‚Eine stille Geschichte‘ betitelt). ‚Wissen Sie nicht, daß selten ein Trinker entsteht, ohne daß die Väter auch dazu gehörten?‘ fragt der Doktor Snittger den alten Kapitän, und in diesem erwacht das Bewußtsein seiner eigenen Schuld. Nachts im Rausch ist der einst so flotte Rick Geyers von einer Fleetbrücke in einen der Kanäle gestürzt, die das alte Hamburg durchziehen. Er hinterläßt eine Frau und ein Töchterchen. Ihrer nimmt sich der Freund des Verstorbenen, Kapitän John Riew', an. Die kleine Anna bedient ihn. Sie muß ihm sein steifes Glas Jamaika-Grog mischen und kredenzen. Anfangs widersteht ihr der starke Trank; aber sie überwindet sich. So ist von zwei Seiten her, durch den Vater und durch den kein Unheil ahnenden alten Kapitän, der Grund zu dem Verderben gelegt, dem das arme Kind anheimfällt. Im Rausch wird sie verführt, schenkt einem Knaben das Leben und stürzt sich an derselben Stelle, wo einst ihr Vater den Tod gefunden hat, in die Flut hinab. An dem Knaben sucht John Riew' wieder gut zu machen, was er an dessen Mutter unwissentlich gesündigt hat, und seiner strengen Erziehung gelingt es, den auf jenem lastenden Bann der ererbten Leidenschaft zu brechen.

Er selbst ist es, der im echten Seemannsjargon beim dampfenden Glase Grog die Geschichte dem Dichter erzählt, deren unseligen Anfang dieser einst mitangesehen hat, und deren glück-

lichen Ausgang er nun ebenfalls miterlebt. Wenn in ein schönes junges Mädchen in der Jugend der Keim gelegt wird, aus dem ihr später das Verderben entspringt, so erinnert das an Leonore Beauregard, in ‚Auf der Universität‘; auch die Art der Katastrophe ist in beiden Novellen eine ganz ähnliche.

In gewaltiger tragischer Wirkung unmittelbar neben ‚Carsten Kurator‘ stellt sich ‚Hans und Heinz Kirch‘ (1881—82). Anders freilich stehen sich hier Vater und Sohn gegenüber. Und nicht aus der Vergangenheit, von der schönen leichtfertigen Mutter her kommt das Unheil, sondern aus dem Leben selbst und seiner folgenschweren Verkettung. Der strengen Liebe des ehrgeizigen Vaters, der sich aus kleinen Anfängen zu einem Sitz im Schifferstuhl der Kirche unter den Honoratioren des Städtchens emporgearbeitet hat und zu noch höheren Ehren seinem Heinz, dem Jungen mit den fest auslugenden Augen und den schwarzbraunen Locken, den Weg bahnen will, setzt der Sohn bald einen heimlichen Trotz entgegen. Der Vater hält seinen Jähzorn nicht zurück, als er erfährt, daß Heinz sein Herz an die kleine Wieb, die Matrosendirne, gehängt hat. Immer fester wurzelt sein Groll gegen den Sohn, als dieser trotzig der Heimat fern bleibt, ohne Brief oder Gruß zu senden. Und als doch endlich ein Brief anlangt, da ist es ein unfrankierter; nicht einmal das Porto hatte er gehabt. ‚Lump! so kommst du nicht in deines Vaters Haus!‘, ruft der alte Kirch, und so kehrt der Brief, den der Sohn reuevoll in der Fremde geschrieben hat, unerbrochen zu ihm zurück. Jahre gehen dahin. Heinz Kirch scheint verschollen; seiner stillen Mutter hat das Leid das Herz gebrochen. Da kommt plötzlich in die kleine Stadt die Kunde, er sei in Hamburg gesehen worden. Aber der, der jetzt in das väterliche Haus zurückkehrt, ist nicht der schmucke Junge von ehedem, wie geschaffen zum Erben von Hans Kirchs aufstrebenden Plänen,

sondern ein wetterharter Mann, den das Leben übel in die Schule genommen, der jahrelang kein ehrlich Hausdach über sich gehabt, nur wilde See und wildes Volk um sich gesehen hat. Der Vater schämt sich, mit diesem Sohn in die Kirche zu gehen und vor die Leute zu treten. Und Heinz selbst ist fremd in der Heimat geworden. Nur e i n e Erinnerung taucht in aller Lebendigkeit vor ihm auf, die Erinnerung an die kleine Wieb und an jenen letzten Abend, an dem er sie im Mondschein ins Meer hinausgerudert und geküßt und sie ihm den silbernen Ring als Andenken um den Hals gehängt hat. Und als nun die beiden, von denen das Leben längst die Unschuld abgestreift hat, in der dunklen Küche beim lohenden Herdfeuer einander gegenüberstehen, da fliegt es über das verblühte Antlitz des Weibes wie Rosenschimmer der Jugend, und es ist, als gebe die rauhe Männerstimme allen Odem hin an die Worte: ‚Wiebchen, kleines Wiebchen!‘ Das Auge der Liebe hat den Heimgekehrten erkannt; auf seinen Vater aber wirkt das Gerücht, der in seinem Hause Weilende sei gar nicht sein Sohn, sondern der Hasselfritz, der gleichzeitig mit jenem zur See gegangen war, fast wie eine Erlösung. Er stößt ihn aufs neue in die weite Welt, ins Elend hinaus. Aber ihn selbst quält ein nagendes Schuldgefühl. Und eines Nachts, als der Sturm gegen das Haus tobt, meldet sich der tote Sohn dem Vater, und dieser weiß es nun gewiß, daß sein Heinz nicht mehr auf der Welt ist und daß alle Reue ihn nicht wieder zurückrufen kann. Doch ein Schimmer der Versöhnung fällt auf den einsamen Greis, wenn er mit der Jugendgeliebten des Sohnes sich zu stiller Erinnerung an den Toten vereinigt. Wohl leuchtet nicht mehr jener Strahl aus den blauen Augen des armen Weibes, der einst in einer Frühlingsnacht ein wildes Knabenhaupt an ihre Brust gerissen hatte, dafür aber ein Schimmer jener allbarmherzigen Frauenliebe, die allen Trost des Lebens in sich schließt.

Eine Familiengeschichte aus der kleinen, an der Ostsee, der Insel Fehmarn gegenüber, gelegenen Stadt Heiligenhafen bot dem Dichter die Anregung für diese erschütternde Novelle. Die Tatsache, daß dort ein alter Schiffer den lange ersehnten Brief des verschollen geglaubten Sohnes zurückwies, weil er unfrankiert war, gab den ‚Perpendikelanstoß' zu der Dichtung. Die Hauptgestalten, voran der alte Kirch in seiner Unerbittlichkeit und Härte nach außen, dabei aber im Kerne voll Liebe, sind durchaus realistisch. Auch die Örtlichkeiten hat Storm der Wirklichkeit ziemlich getreu nachgezeichnet.

Das Briefmotiv verwendet er auch in der Novelle ‚Bötjer Basch' (1885—86; zuerst ‚Aus engen Wänden' betitelt); doch hier ist der Ausgang schließlich ein glücklicher. Das ebene, geräuschlose Leben kleinbürgerlicher Leute zieht an uns vorüber; wir gewinnen Teil an ihrem stillen Sinnen, ihren harmlosen Freuden und Leiden. Reizend ist die Schilderung des plattdeutschen Kinderlebens: wie der kleine Fritz der Schnecke seinen Vers zusingt: ‚Tinkeltut, komm herut, stäk din Fifat-Hörens ut!' oder wie er den Schmetterling verfolgt: ‚Sommervagel sett di! Naes un Ohren blött di!' Aber der Storch, dem er auch seinen Vers entgegengerufen: ‚Adebare Esther, bring mi'n lütje Swester!', kommt statt mit der Windel mit einem schwarzen Flor geflogen, und der kleine Fritz steht tränenlos, wie vor einem fremden schauerlichen Wunder, am Sarge seiner Mutter und seines Schwesterchens. ‚Das arme kleine Ding, es hat wohl so allein nicht in die weite dunkle Ewigkeit hineingekonnt', meint Meister Daniel. Seines Knaben Hand aber legt er auf die kalte Stirn der toten Mutter und spricht: ‚Fritz, se kummt nimmer wedder, vergitt är nich!' Die Jahre gehen dahin; Fritz wächst zu einem stämmigen Burschen heran, der als Lehrling in seines Vaters Werkstatt kräftig hantiert. Aber er muß hinaus in die Welt, und Meister Daniel bleibt allein

zurück mit seinem Dompfaffen und seinen Erinnerungen an die gute Frau Line. Kollaborators Töchterlein, die kleine Magdalena, leistet dem einsamen Alten mit ihrem Plaudern zuweilen Gesellschaft; auch seine Mieterin, Riekchen Therebinte, besucht ihn wohl auf ein Schälchen Kaffee, oder er geht zu seiner alten Schwester, Tante Salome, ins St. Jürgenstift. Dann eines Tages kommt ein Brief von Fritz: er ist in Kalifornien, voll Hoffnung, bald zurückkehren und dem Vater ein sorgenfreies Alter bereiten zu können. Aber dieser Brief bleibt der letzte, und dann kehrt ein ander Stadtkind von drüben zurück und weiß von Fritz Basch zu erzählen, der im Goldlande erstochen worden sei. Nun kommt trübe Zeit für Meister Daniel, und als auch sein ‚Papchen‘ ihm davongeflogen ist, da wird der grüblerische Alte ganz wunderlich und beschließt, sich zu ertränken. Höchst eigenartig ist die Szene, wie der Alte von einem ganzen Trupp Jungen begleitet, nach dem ‚Brautloch‘, einem jener schwarzen, der Sage nach unergründlichen Wasser, hinauswandert und von den ‚Schwemmers‘ gerettet wird, und wie Riekchen Therebinte ihm umsonst sein Sterbehemd nachträgt. Der Dichter hat, indem er wiederholt neckisch-humoristische Lichter hineinspielen läßt, den Leser darauf vorbereitet, daß am Ende noch alles gut werden wird. Und so sieht denn, obwohl manches in der Tat einen tragischen Ausgang erwarten ließ, der alte Daniel seinen Fritz wieder — ein verloren gegangener Brief hat das Unheil angerichtet — und kann sich noch an dessen Glück freuen.

Schon des öfteren haben wir Storm eigenartige seelische Zustände dichterisch behandeln sehen. Ein psychologisches Problem sucht er auch in der Novelle ‚Schweigen‘ (1882—83) zu lösen. Ein junger Mann, der einen Anfall von Geistesgestörtheit glücklich überwunden hat, heiratet ein junges Mädchen, ohne ihr von jener Krankheit zu sagen. Nun liegt sein Schweigen

zwischen ihm und seinem Glück, und das infolge seines Schuldgefühls sich wieder drohend erhebende Schreckgespenst der Krankheit treibt ihn zu dem Entschluß, sich selbst den Tod zu geben und dadurch sein Weib frei zu machen. Mit wachsender Spannung folgen wir dem Gange der Novelle. Sie zeigt bis weit über die Mitte hinaus die Kunst des Dichters auf ihrer vollen Höhe; aber sie ist innerlich auf einen tragischen Ausgang angelegt, und die glückliche Wendung, die Storm herbeiführt, hat er jedenfalls voll verständlich nicht zu machen gewußt. Sein hier besonders lehrreicher Briefwechsel mit Keller zeigt, daß er selbst sich dieses Mangels bewußt war. Aber im Bann der Dichtung freuen wir uns doch, daß die beiden, nachdem das unselige Schweigen gebrochen und damit der Schatten aus der jungen Ehe gewichen ist, in die sonnige Landschaft des Glückes hinabschreiten, die sich licht und weit zu ihren Füßen ausbreitet.

Eine gewisse innere Verwandtschaft mit ‚Schweigen' zeigt die einige Jahre später (1886) entstandene Novelle ‚Ein Doppelgänger'. Dort wie hier fällt aus der Vergangenheit ein Schatten auf das Glück eines jungen Menschenpaares: die verschwiegene Krankheit dort, die Zuchthausstrafe hier. Den Namen John Glückstadt, den ihm die Welt nach dem Orte gegeben hat, wo er die Züchtlingsjacke trug, kann John Hansen nicht von sich abschütteln, und immer muß er über dem Rätsel brüten: wie finde ich meine verspielte Ehre wieder? Und am Ende stellt sich ihm nicht bloß die Welt feindlich gegenüber, sondern auch sein junges Weib rührt an die Vergangenheit und an seine Schande, und wie er die Hand zum Schlage erhebt, da fliegt das Glück aus der engen Kate davon. Aber als die, die ihm das Teuerste auf der Welt gewesen ist, tot vor ihm liegt, da kommt die Wandlung über ihn, und sein Jähzorn wandelt sich in stille Duldung und

Sanftmut. Noch ist ihm sein Töchterchen, sein kleiner Trost, geblieben; die alte ‚Küster-Mariken' nimmt sich ihrer an. Er fühlt die Kraft, sein hartes Leben weiter zu tragen. Aber da taucht von neuem in dem Menschen, der ihn einst zum Verbrechen verlockt hat, die vergangene Schuld empor, sein spärliches Glück vernichtend. Wieder wendet sich die Welt von ihm ab. Und über ihn, der mit ehrlicher Arbeit sich und sein Kind nicht ernähren kann, kommt etwas wie der Trotz der Ausgestoßenen. Der Hunger zwingt ihn zum Stehlen. Unfern von seiner Kate steht auf weitem Felde ein verlassener Brunnen. Einst hat John Glückstadt hier sein Weib zum erstenmal umfangen und geküßt. Jetzt führt ihn der Zufall auf seinem nächtlichen Diebesgange dorthin, und in seiner Tiefe mag der Arme ausruhen von aller Schuld und allem Leiden.

In der Einkleidung der Novelle greift Storm auf die in ‚Immensee' geschaffene Form der visionären Erinnerung zurück. Eine Reisebegegnung leitet präludierend und vordeutend ein. Die zarte, fast mädchenhafte Frau, die der Dichter in einer thüringischen Oberförsterei an der Seite eines braven Mannes findet, ist John Hansens Tochter. Sie weiß nichts von dem wilden John Glückstadt; aber doch haftet noch ein Schimmer der Erinnerung aus jener frühesten Kindheit in ihr:

Es ist seltsam, aber es kommt mir immer wieder: mir ist oftmals, als hätte ich vorher, bei Lebzeiten meiner Mutter, einen andren Vater gehabt — den ich fürchtete, vor dem ich mich verkroch, der mich anschrie und mich und meine Mutter schlug . . . und das ist doch unmöglich! Ich habe später selbst das Kirchenbuch aufschlagen lassen; meine Mutter hat nur diesen einen Mann gehabt. Wir haben zusammen Not gelitten, gefroren und gehungert; aber an Liebe war niemals Mangel.

So lebt denn John Glückstadt anders als im Gedächtnis der Leute im Herzen der Tochter fort. Damit wird auch der Titel der Novelle klar: kein gespenstischer Doppelgänger ist der Held, sondern einer, von dem die Erinnerung ein Doppel-

bild bewahrt. Vor der Phantasie des Dichters aber steigt der ganze Mensch auf, wie er geirrt und gelitten hat. Fern von der Vaterstadt im Oberförsterhause am offenen Fenster stehend, sieht er, während draußen die Sommernacht ihr heimliches Wesen treibt, ‚im halbvisionären Zustande‘ ein Menschenleben an sich vorübergehen mit seiner Schuld und mit seiner Buße: deutlich erkennt er die zusammengekauerte Totengestalt des Unglücklichen in der unheimlichen Tiefe des Brunnens. Und so wie John Glückstadt vor dem inneren Auge des Dichters aufgestiegen ist, empfängt ihn nun auch die Tochter; jetzt hat sie nicht nur den Vater, sondern einen ganzen Menschen an ihm, und statt mit einem Immortellenkranze schmückt sie mit einem vollen Rosenkranze sein Bild.

In einen engen Rahmen hat Storm hier ein ganzes Menschenschicksal in ergreifender Verkettung von Schuld und Buße gefaßt. Und wenn die Form der Novelle auf seine frühesten Dichtungen zurückweist, so ist doch das Verschwommene, Weichselige, das diesen anhaftet, hier völlig verschwunden, und nicht die stimmungsvolle Situation allein wird aufgesucht, sondern das Leben in seiner ganzen Härte und Erbarmungslosigkeit vor Augen gestellt. Insofern es das Geschick eines einfachen Arbeiters ist, das uns, mit ebensoviel Realistik wie echter Dichterkraft, hier vorgeführt wird, geht ein entschieden sozialer Zug durch die Novelle; aber dieser entspringt bei Storm doch nur — das sei gegen Wedde (Theodor Storm, S. 26/27) bemerkt — seinem Verständnis für alles echt Menschliche. Gerade so unerbittlich wie für John Glückstadt vollzieht sich für Carsten Kurator und für manchen andern Helden unsers Dichters aus den höheren Schichten der Gesellschaft das Geschick.*)

*) Bis hierher hat Paul Schütze Storms dichterische Schöpfungen verfolgen können. Über die beiden letzten Novellen des Dichters sei mir gestattet, das Nötige hinzuzufügen. D. Hrsg.

Nach einer schweren Krankheit, die unsern Dichter im Winter 1886/87 monatelang arbeitsunfähig machte, nahm er, sobald er sich wieder hinreichend frisch fühlte, einen einige Jahre vorher gefaßten Plan wieder auf und schrieb seine ‚Genesungsnovelle', wie er sie bei Gelegenheit der Übersendung an Gottfried Keller (9. Dezember 1887) nennt, ‚Ein Bekenntnis'. Sie behandelt wieder ein psychologisches Thema und zeigt mit ‚Schweigen' darin Ähnlichkeit, daß in beiden das Krankheitsmotiv verwandt wird. Aber die Art seiner Verwendung und überhaupt das seelische Problem, um das es sich handelt, sind ganz anders. Dies Problem: Darf jemand einen geliebten Mitmenschen töten, um ihn von den Qualen einer unheilbaren Krankheit zu erlösen? spielt mit in Heyses Novelle ‚Auf Tod und Leben'. Aber Storm ist, wie wir aus seinem Briefwechsel mit Keller wissen, selbstständig auf seine Behandlung gekommen; er hat es in den Mittelpunkt seiner Dichtung gerückt und den Konflikt dadurch verschärft, daß bei ihm ein Arzt vor diese Frage gestellt wird. Wir dürfen also ‚Ein Bekenntnis' ohne weitere vergleichende Heranziehung der Novelle Heyses behandeln. Storm wählt wieder die Form einer Erinnerungsgeschichte. Franz Jebe, ein durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit wie durch seine hohe Auffassung von Menschenwert und Menschenpflicht gleich hervorragender Arzt, erzählt von dem Furchtbaren, was er aus Liebe getan und von den Seelenqualen, die er darum erlitten hat, drei Jahre nachher seinem vertrautesten Jugendfreunde, dem Dichter selbst. Dieser eröffnet uns einleitend einen kurzen, aber schon tiefes Interesse weckenden Einblick in Franz Jebes Wesen und erzählt dann, wie er ihn nach Jahren der Trennung unvermutet wiedersieht. Dabei fühlen wir gleich: Der Mann hat unterdes Entsetzliches durchgemacht. Was es ist, erfahren wir sehr bald. Denn der sonst über sich

selbst sehr schweigsame Mann fühlt das unabweisbare Bedürfnis, einmal doch zu einem vertrauten Freunde von dem zu sprechen, was er getan und gelitten hat. Er lenkt dessen Blick zurück auf die gemeinsam verlebten Jugendtage. Als Primaner schon hat er, dessen klar-verständigem Wesen ein eigentümlich mystischer, übrigens die Einheitlichkeit seines Bildes durchaus nicht beeinträchtigender Zug beigemischt ist, in einem seltsamen Nachtgesicht die geschaut, die später seine Frau geworden ist, und diese ihrerseits hat, wie sie später dem Gatten gesteht, mit seinem Bilde das gleiche erlebt. Frau Elsi, eine unendlich reizvolle Gestalt, hat übrigens bei all ihrer Lebensfreude und praktischen Tüchtigkeit etwas seltsam Unirdisches an sich; eine besondere Eigenheit von ihr, die sie übrigens nun doppelt liebenswürdig erscheinen läßt, ist es, daß sie vor körperlichem Schmerz ein fast unüberwindliches Grauen fühlt. Drei Jahre vergehen dem jungen Paare in einer Seligkeit, von der Franz Jebe erzählt:

Ich hatte nun mein Nachtgespenst geheiratet, . . . es war ein Glück! — o ein Glück! — — Ich hatte einst den Fouquéschen Ritter Huldbrand beneidet, wie er mit einer Undine seine Brautnacht feiert; ich hatte nicht gedacht, daß dergleichen unter Menschen möglich sei. Lache mich nur aus, Hans! Was soll ich dir sagen? Mein Glück ging über jeden Traum hinaus. — Es war so manches Eigene, Fremdartige an ihr, das mich im ersten Augenblick verwirrte und mich zugleich entzückte; ich hatte ja auch nichts andres erwartet.

Da treten Schmerzen bei Elsi auf. Wochenlang haben sie nichts ernstlich Beunruhigendes. Aber bald kann ihr Gatte, der erfahrene Arzt, nicht mehr zweifeln: Es ist unheilbarer Krebs, an dem sie leidet, und die furchtbarsten Schmerzen stehen ihr bevor. Als auch Elsi erkennt, wie es um sie steht, da ergreift sie entsetzliches Angstgefühl; immer wieder dringt sie mit ebenso rührenden wie peinigenden Bitten in den Geliebten,

durch ein schnellwirkendes Gift ihr Erlösung zu bringen, und als sie eines Tages nach einer Stunde seligen Glückes — sie war vorübergehend schmerzfrei — ein neuer furchtbarer Anfall trifft, da tut er, was sie so oft von ihm erbeten hat:

Ich fühlte, wie das junge Haupt an meine Brust herabsank, wie die Schmerzen sanken; noch einmal wandte sich ihr Antlitz, und es mag ja Täuschung gewesen sein, mir aber war es, als säh ich in das Antlitz meines Nachtgesichts, wie es einstmals verschwindend von mir Abschied nahm; jenes und meines Weibes Züge waren in diesem Augenblicke eins.

Die Zeit meiner Jugend überkam mich; das Abendrot brach durch die Scheiben und überflutete sanft die Sterbende und alles um sie her. Und nun jenes hörbare Atmen, das ich bei andern nur zu oft gehört hatte; ich neigte mein Ohr an ihre Lippen, es war keine Täuschung, und noch in meiner letzten Stunde werd' ich es hören: ‚Dank Franz!' — dann streckten diese jungen Glieder sich zum letztenmal.

Und noch furchtbarere Seelenqualen erwarten Franz Jebe. Während Elsis letzter Krankheit hat er auch seine medizinischen Zeitschriften achtlos beiseite gelegt. Nachträglich entdeckt er in einer von diesen einen Aufsatz eines hochgeschätzten Fachmannes, der eine bei solchen Krebskrankheiten vielfach zur Heilung führende Operation empfiehlt, und bald darauf gelingt ihm selbst eine solche Heilung. Die Tochter der Geheilten aber, eine in ihrer rührenden Liebe für ihre Mutter und in ihrer Fähigkeit, wenn es sein muß, mit festem Mut auch dem Schwersten entgegenzugehen, mit wenigen Strichen unübertrefflich gezeichnete Mädchengestalt, entbrennt in höchster Liebe zu dem, der ihr das teuerste Menschenleben erhalten hat. Auch Franz Jebe fühlt sich innig zu Hilda hingezogen; aber für seine Empfindung wäre es ein neues Verbrechen, ‚dies edle Geschöpf zum Mittel einer Heilung zu erniedrigen', und so hat er sich nach dem Kurort geflüchtet, wo ihn der Jugendfreund gefunden hat. Was ihn jetzt am schwersten drückt, ist nicht mehr die Tatsache, daß er seiner Elsi den Tod gegeben hat, während er ihr vielleicht

das Leben hätte erhalten können, sondern die Empfindung, daß er sich gegen die Heiligkeit des Lebens vergangen habe. Er spricht das in den schönen, sicherlich auch Storms eignem Denken entsprechenden Worten aus:

Das Leben ist die Flamme, die über allem in der Welt leuchtet, in der die Welt ersteht und untergeht; nach dem Mysterium soll kein Mensch, kein Mann der Wissenschaft seine Hand ausstrecken, wenn er's nur tut im Dienst des Todes; denn sie wird ruchlos gleich der des Mörders.

Die innere Größe, die aus diesen Worten hervorleuchtet, bewährt Franz Jebe auch in seinem ferneren Leben. Als ihn der Jugendfreund am Tage nach seinem Bekenntnis der Verabredung gemäß wieder in seiner Wohnung aufsuchen will, da ist er schon abgereist; in einem Brief, den er hinterlassen hat, berichtet er Storm, die Beichte habe seinen Geist befreit; er sei entschlossen, in fernen Gegenden, wo mehr Unwissenheit als Krankheit den Tod des Menschen herbeiführten, in Demut mit seiner Wissenschaft dem Leben zu dienen. Das ist ihm noch dreißig Jahre vergönnt gewesen: so meldet dem Dichter eines Tages der Brief eines Missionars aus Ostafrika, dem einige kurz vor Franz Jebes Tode geschriebene Zeilen von dessen Hand beigefügt sind. — ‚Ein Bekenntnis' gehört zu den menschlich ergreifendsten und künstlerisch abgerundetsten aus der Reihe seiner Problemnovellen. Verglichen mit ‚Schweigen' verdient es schon um seines auch innerlich überzeugenden, nicht nur, wie dort, unserm menschlichen Mitgefühl Befriedigung bringenden Ausgangs willen den Vorzug; aber auch das Problem selbst, das die neue Dichtung aufrollt, ist sicherlich bedeutsamer und wird entschiedener aus dem Bereich des Einzelfalles herausgehoben und in seiner grundsätzlichen Bedeutung beleuchtet und zwar mit der Wärme, die dem tiefen innern Interesse des Dichters dafür entspricht;

dabei werden mit feinem künstlerischen Empfinden alle Erörterungen darüber vermieden.

Aber so hoch auch ‚Ein Bekenntnis‘ als Kunstwerk steht, es wird doch weit überragt von der letzten dichterischen Schöpfung, die Storm uns gegeben hat, von seinem ‚Schimmelreiter‘. Wie die Sage gelautet hat, die dem Dichter den Anstoß dazu gab, wissen wir nicht. Müllenhoffs S. 84 f. erwähnte Sagensammlung bietet hierfür nur eine kurze Notiz. Mehr wußte er, wie er selbst berichtet, durch die alte Lena Wies über den ‚Schimmelreiter‘; doch mögen ihm auch noch andre mündliche oder gedruckte Überlieferungen Anregung geboten haben. Der ‚Schimmelreiter‘ ist nicht nur rein äußerlich sein umfangreichstes Werk und nähert sich mehr als eins der früheren der Form des ausgeführten Romans, in der sich zu versuchen Keller mehrfach dem Freunde zugeredet hatte, sondern man kann ihn wohl überhaupt als die Krone von Storms dichterischem Lebenswerk bezeichnen. Daß der Dichter ihn der Hauptsache nach (denn begonnen ward er allerdings bereits vor jener schweren Krankheit des Winters 1886/87) in einer Zeit ziemlicher körperlicher Schwäche und nach Vollendung seines 70. Lebensjahres geschrieben hat (vollendet wurde er erst im Februar 1888) verrät sich auch nicht im leisesten Zug.

In der Einkleidung hat der ‚Schimmelreiter‘ wieder etwas von den dem Dichter so vertrauten Erinnerungsnovellen. Was er berichtet, ist ihm danach schon als Knaben im Hause seiner Urgroßmutter bekannt geworden. Als ursprünglichen Gewährsmann dafür aber bezeichnet er einen alten Schulmeister, der seine Erzählung unter Umständen gibt, die ihren Eindruck stark steigern müssen. Dieser Schulmeister aber hat seine Wissenschaft teilweise von alten, längst verstorbenen Bewohnern des friesischen Marschendorfes, in dem er haust, teilweise — gegen den Schluß hin — berichtet er aus Sagen und Geschichten, wie

sie noch im Munde der Lebenden umgingen. Er gilt für aufgeklärt und hält sich selbst dafür; aber auch er kann die Geschichte vom Schimmelreiter nur so berichten, daß das Spukhaft-Unheimliche eine große Rolle darin spielt, weil es eben untrennbar damit verknüpft ist. Auch im Munde dieses Mannes, der doch mindestens ein Zweifler ist, wirkt sie übrigens so packend und überzeugend, daß man dem seltsamen Erzähler*), der als einstiger studierter Theologe seine Dorfgenossen an Bildung und Weltkenntnis überragt, mit atemloser Spannung lauscht und ganz vergißt, wieviel sich vom Standpunkte des kühlen Verstandes gegen seinen Bericht vorbringen ließe. Uns wird, als säßen wir selbst in dem Dorfwirtshaus der Nordseemarsch, in dem der Deichgraf und andre Deichinteressenten versammelt sind, und erlebten alles mit, was — für die Stimmung des Ganzen so wesentlich — wenigstens neben der ersten Hälfte von des Schulmeisters Erzählung herläuft. Die Männer sind nämlich zusammengekommen, weil wieder einmal eine Sturmflut droht und mehrmals glauben sie den Schimmelreiter vorbeisausen zu hören. So nennen sie in jener Gegend den gewaltigen Deichgrafen Hauke Haien, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts gelebt hat. Sein Vater, so berichtet der Schulmeister, war zwar nur ein kleiner Bauer, aber der klügste Mann im Dorfe und ein wirklicher Kenner von allem, was mit dem Deichbau zusammenhängt. Seine Gaben leben verzehnfacht in dem Sohne und gewinnen durch dessen unvergleichliche Willenskraft erst die rechte Bedeutung. In der Hauptsache aus eigner Kraft — denn alle, die ihm dabei helfen: der Vater, der alte Pfarrer, der alte

*) Wie geschickt dieser und viele andre Erzähler von Storm eingeführt werden, dazu vergleiche man wieder Bracher a. a. O. S. 92 ff. Diese Schrift bringt überhaupt über Storms Erzählungstechnik sehr gute Aufschlüsse; im einzelnen sei noch an das über die Spannungswirkung und die Stimmungswirkung des Rahmens (S. 122 ff.) Gesagte erinnert.

Deichgevollmächtigte, seine spätere Frau Elke Volkerts, der Oberdeichgraf, tun es nur, weil seine großartige Tüchtigkeit völlig zwingend auf sie wirkt — erreicht dieser, was nach Lage der Verhältnisse unmöglich schien, was ihm selbst aber seit den letzten Worten des Vaters als unverrückbares Ziel vorgeschwebt hat: er wird Deichgraf. Daß ein Mann solcher Art ein innerlich Einsamer ist, dem nur wenige wirkliches Verständnis und feste Treue entgegenbringen, daß die Neider, die Toren und die Schwachen ihm widerstreben oder bestenfalls widerwillig gehorchen — das versteht sich fast von selbst. Und Hauke Haien ist schon als Kleinknecht des alten Deichgrafen, dessen amtliche Arbeiten in der Tat er besorgte, dessen großspurigem Großknecht Ole Peters im Wege gewesen, der nun als einflußreicher Mann das Haupt der Opposition gegen ihn wird; er tritt mehrfach Lieblingsanschauungen und abergläubischen Neigungen seiner Dorfgenossen mit harter Entschlossenheit entgegen; er fordert harte Arbeit und starke, wenn auch in der Zukunft reichen Lohn versprechende Geldopfer von ihnen. Einmal nur ist auch dieser gewaltige Willensmensch nicht fest genug: er verzichtet um des Friedens willen schließlich auf eine Deichausbesserung, die er im Innersten für unbedingt nötig hält. Und als diese Unterlassung sich rächt, als bei einer Sturmflut Rettung nur durch Durchstechung des von ihm geschaffenen neuen Deichs, also durch Preisgebung des dadurch gewonnenen Koogs möglich ist, da ist sein Ehrgeiz stärker, als die Klarheit seiner Erkenntnis; in starrem Festhalten an seiner ersten Anordnung verhindert er jene Durchstechung, die sein alter Gegner Ole Peters auf eigne Hand befohlen hat, und kurze Zeit wiegt er sich in dem Wahn, daß er damit recht getan habe.

Da warf er seine Augen seitwärts nach dem neuen Koog; um ihn schäumte das Meer, aber in ihm lag es wie nächtlicher Friede. Ein unwillkürliches Jauchzen brach aus des Reiters Brust: „Der

Hauke Haien-Deich, er soll schon halten; er wird es noch nach hundert Jahren tun!'

Ein donnerartiges Rauschen zu seinen Füßen weckte ihn aus diesen Träumen; der Schimmel wollte nicht mehr vorwärts. Was war das? — Das Pferd sprang zurück, und er fühlte es, ein Deichstück stürzte vor ihm in die Tiefe. Er riß die Augen auf und schüttelte alles Sinnen von sich: er hielt am alten Deich; der Schimmel hatte mit den Vorderhufen schon darauf gestanden. Unwillkürlich riß er das Pferd zurück; da flog der letzte Wolkenmantel von dem Mond, und das milde Gestirn beleuchtete den Graus, der schäumend, zischend vor ihm in die Tiefe stürzte, in den alten Koog hinab.

Gleich darauf sieht er eine zweiräderige Karriole wie toll gegen den Deich heranfahren.

Ein Weib, ja auch ein Kind saßen darin. Und jetzt — war das nicht das kreischende Gebell eines kleinen Hundes,*) das im Sturm vorüberflog? Allmächtiger Gott! Sein Weib, sein Kind waren es; schon kamen sie dicht heran, und die schäumende Wassermasse drängte auf sie zu. Ein Schrei, ein Verzweiflungsschrei brach aus der Brust des Reiters: ‚Elke!' schrie er, ‚Elke! Zurück! Zurück!'

Aber es ist zu spät. Die Seinen und dann auch er selbst werden von der wogenden Flut verschlungen. Es ist ein echt tragischer, ein durch seine Großartigkeit zugleich erschütternder und erhebender Ausgang. Nicht schuldlos sinkt Hauke Haien, Weib und Kind mit sich reißend, in den Tod. Aber der Ehrgeiz, der in ihm lebt, ist so sehr die Wurzel alles Großen, nach dem gemeinen Lauf der Dinge schier Unmöglichen, was er erreicht hat, daß wir ihn, auch wo er Hauke auf falsche Bahnen lockt, kaum als tadelnswert empfinden. Und wenn dieser seinem heißgeliebten Weibe nicht soviel gewesen ist, wie er es ohne seinen großartigen

*) Diesen hat er einst — das wird an einer der schönsten und für Haukes Wesen bezeichnendsten Stellen der Dichtung erzählt — davor bewahrt, einem alten Aberglauben zuliebe unter den Sandmassen des Deichs vergraben zu werden.

Ehrgeiz hätte sein können, so haben wir hier nur die Tragik jedes wahrhaft bedeutenden Mannes, der, wenn er leisten will, wozu er sich berufen fühlt, gerade von den liebsten Menschen oft schwere Opfer verlangen muß, Opfer, die übrigens Elkes tapferer Sinn durchaus als notwendig erkennt. Für den einfachen Mann aus dem Volke mußte eine so ungeheure Willenskraft, ein so ruheloses Streben auf einen Punkt hin, das Erreichen einer solchen Stellung durch einen aus ihrer Mitte etwas Unheimliches haben; Hauke mußte — seine Geschichte spielt ja auch vor 150 Jahren — irgendwie mit dem Bösen im Bunde stehen, und dieser Glaube verkörpert sich in dem Gespensterschimmel, den der Deichgraf von einem unheimlichen Kerl kauft und der sich nur von ihm reiten läßt, und führt weiter zu der Überzeugung, Hauke könne auch im Tode keine Ruhe finden, sondern zeige sich, so oft eine Sturmflut drohe, im rasenden Vorbeisausen auf seinem gespenstischen Schimmel. Übrigens ist dieser ehrgeizige Willensmensch ein Mann von tiefstem Gemütsleben; die Art, wie er seine Liebe zu Elke zeigt, seine Werbung um sie und das spätere Verhältnis der Ehegatten zu einander und zu dem kleinen Mädchen, das ihnen nach neunjähriger Ehe geschenkt wird, sind von einer Zartsinnigkeit, keuschen Verhaltenheit und tiefen Innerlichkeit sondergleichen. Tief ergreifend ist es insbesondere, wie Hauke und Elke erst sich selbst, darauf eins dem andern die Tatsache, daß die kleine Wienke schwachsinnig ist, zu verhehlen suchen, wie sie dann endlich Worte finden und nun in heiliger Elternliebe sich auch des schwachen Kindes, das ihrer ja doppelt bedarf — freilich nicht ohne Wehmut — freuen. Durch diesen Zug rückt uns Hauke unendlich nahe. Gewiß will es uns zu hart dünken, daß gerade ihn solches Los trifft; aber der Dichter, in dessen Novellen die Theorie der Vererbung eine so bedeutsame Rolle spielt, mag damit wohl sagen wollen, daß Hauke, da er so un-

geheure Energie außerhalb des Hauses verbrauchte, auf sein Kind nicht genug Lebenskraft übertragen konnte; jedenfalls hat er in Klein-Wienke eine Kindergestalt von unsäglichem Reiz geschaffen; die Schilderung von dem Spiel, das sie in der Kammer der alten Trin Jans mit der zahmen Möwe Klaus und dem Hund Perle treibt, gehört zu den rührendsten Idyllen, die wir von ihm haben und wirkt durch den Kontrast, in dem sie zu der gewaltigen Haupthandlung der Novelle steht, doppelt ergreifend.*) Wahrlich kaum etwas Köstlicheres hätte uns der Dichter als letzte Gabe darbringen können, als diese ‚hinreißende Symphonie der Meeresstimmen', wie Erich Schmidt den ‚Schimmelreiter' so schön genannt hat. Als die Krone seines dichterischen Lebenswerks bezeichneten wir sie oben, und in der Tat: sie hat, wie wir sahen, etwas von der Einkleidung der Erinnerungsnovelle; Klein-Wienke wirkt wie eine feine Märchengestalt; in der Art, wie er die friesische Sagengestalt des ‚Schimmelreiters' vor uns hinstellt, zeigt er die höchste Kunst der Seelenschilderung, und durch den Kontrast zu den andern Gestalten wirkt Hauke selbst um so großartiger; auch eins von den seltsamen Menschenkindern, die er so gern schildert, hat er hier wieder geschaffen in der alten Trin Jans; endlich hat diese Dichtung auch sehr viel von den Chroniknovellen, ja einen Teil von deren Vorzügen zeigt sie in mächtiger Steigerung; sie hat ‚wirklich historischen Stil, historische Größe, die ganze Eigenart der Nordseemarsch ist in ihr' (Adolf Bartels).

*) Das Thema „Tier- und Kinderseele bei Theodor Storm" hat sehr hübsch L. Langer (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Bd. 22) behandelt.

Achtes Buch.

Storms menschliche und künstlerische Gesamtpersönlichkeit.

Abschluß und Ausblick.

Du warst ein Dichter, und du warst ein Künstler,
Ein Dichter: wohl aus tausend Quellen rinnt es,
Die unterirdisch laufen, rinnt's ihm zu.
Noch fand kein Mensch je, was den Dichter schuf.
Wie tief doch sahst du in ein Menschenherz,
Und unser Heimatland das ernste treue,
Mit ewiger Feuchte, seltnem Sonnenblick,
Du kanntest seine Art. Kein andrer wohl
Nahm so den Erdgeruch aus Wald und Feld
In seine Schrift wie du.
— — — — — — — — — — —
Viel dunkelrote Rosen schütt' ich dir
Um deines Marmorsarges weiße Wände.
Und senke meine Stirn dem großen Dichter,
Den ich so sehr, so sehr geliebt.

Detlev von Liliencron
in seinem Gedicht ‚An Theodor Storm'.

Im Jahre 1868 ließ Storm die ersten Bände einer Gesamtausgabe seiner Schriften erscheinen. In dem Vorwort, das er dazu schrieb, heißt es:

An einem Lebensabschnitt angelangt, der mich, sowohl nach dem natürlichen Lauf der Dinge, als in Folge besonderer Erlebnisse zu einem Rückblick auf Leben und Arbeit hindrängt, habe ich meine bisher zerstreut erschienenen Dichtungen zum erstenmal in dieser Gesamtausgabe vereinigt. Von dem einmal Veröffentlichten sind dabei nur einige ältere Gedichte ausgeschieden, welche mir auch durch die Pietät gegen die eigene Vergangenheit nicht mehr gerechtfertigt schienen . . . Indem ich somit, diese Zeugnisse meines Lebens — denn als solche darf ich den Inhalt der vorliegenden Bände wohl betrachten — noch einmal und insgesamt meiner Hand entlasse, hege ich den Wunsch und die Hoffnung, daß sie den Platz, welchen sie in Anspruch nehmen, so lange behaupten mögen, bis das, was sie etwa Eigentümliches von Bedeutung enthalten, von Nachkommenden übertroffen oder in das Allgemeinleben der Nation aufgegangen sein wird.

Es sollte die Aufgabe dieses Buches sein, dieses Eigentümliche von Bedeutung hervorzuheben, das sich natürlich in der seit 1889 abgeschlossen vorliegenden Gesamtheit seiner Werke viel entschiedener und mannigfaltiger ausprägt, als in den Erzeugnissen jener ersten Zeit dichterischen Schaffens. Nachdem wir Storm auf seinem ganzen Lebenswege begleitet und die reiche Fülle seiner Dichtungen kennen gelernt haben, lohnt

sich der Versuch, ein Gesamtbild seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart zu geben und die Stellung zu kennzeichnen, die ihm unter den deutschen Dichtern von Bedeutung gebührt.

Alles, was er gedichtet hat, ist innerlich, vieles auch äußerlich erlebt. Auch das geschah ihm, wie ähnlich andern, daß er, was er nur innerlich geschaut hatte, was bloß ein Erzeugnis seiner dichterischen Phantasie war, im wirklichen Leben vor sich gesehen zu haben glaubte, bis ihm die Unmöglichkeit davon überzeugend vor Augen trat; so steht es z. B. mit der großen smaragdgrünen Eidechse mit goldnen Augen, die er als Knabe zum ersten und einzigen Male in einer sonnigen Waldlichtung gesehen zu haben meinte (An Mörike, November 1854). Wie die Dichtungen Goethes sind auch die seinen Bruchstücke einer großen Konfession. Auch er hat das unabweisbare Bedürfnis gefühlt, das, was ihn erfreute oder quälte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen. Auch er weiß dabei das in sich Empfundene und Erlebte aus dem Bereich des lediglich Subjektiven in das des allgemein-gültig Objektiven zu erheben.

Den tiefsten und unmittelbarsten Einblick in alle Seiten seines Wesens eröffnen unter seinen Werken im engeren Sinne seine Gedichte, die übrigens ganz überwiegend der frühen Zeit seines Schaffens angehören. Er schreibt über diesen Punkt am 2. Dezember 1855 an Mörike:

Sobald ich recht bewegt werde, bedarf ich der gebundenen Form. Daher ging von allem, was an Leidenschaftlichem und Herbem, an Charakter und Humor in mir ist, die Spur meist nur in die Gedichte hinein. In der Prosa ruhte ich mich aus von den Erregungen des Tages; dort suchte ich grüne, stille Sommereinsamkeit.

Dies Bekenntnis gibt wenigstens für das Verhältnis seiner Gedichte zu dem, was er innerlich erlebte und empfand, die volle Wahrheit, während der Lebensgehalt seiner späteren

Novellen entschieden stärker und vielseitiger geworden ist, als daß das, was er hier über seine Prosa sagt, auch diesen gerecht würde. Wer Storms Lyrik und seine Briefe an die nächsten Freunde kennt, der bedarf eigentlich kaum der mannigfachen Berichte solcher, die mit ihm persönlich verkehren durften, um sich völlig darüber klar zu sein, daß sein Wesen sich durchaus nicht in träumerisch-weicher Resignation und in still-behaglichem Genießen des Schönen dieser Erde erschöpfte, daß das Fest-Männliche, ja gelegentlich Herbe und Rücksichtslose der Friesenart, der schroffe Wahrheitssinn, das zweifelnde Ringen mit den tiefsten Fragen des menschlichen Daseins gleichfalls ausgesprochene Züge seines Charakters waren. Jene erste, mehr weibliche Seite seiner Art haben wir schon hinreichend kennen gelernt. Wir wissen, wie unentbehrlich ihm häusliches Behagen war, wie er sich an und mit seinen Kindern freuen konnte, wie stark noch auf den Alternden der Zauber des Weihnachtsfestes wirkte, wie fest er sich an die Heimat, an ihren Brauch und ihre Sitte gebunden fühlte, wie treulich er an den Freunden festhielt und Freud und Leid mit ihnen teilte, wie zartsinnig er sich ihnen gegenüber zeigte.*)

Auch die ausgesprochen männlichen Züge seines Wesens wurden z. T. schon beleuchtet. Wir wissen, daß er sich nach noch so schwerem Leid immer wieder zu kräftiger Lebensfreude erhob; wir sahen ihn in den Zeiten der Not seines Heimatslandes sich als festen Mann bewähren und gegen die Schwachen und Feigen scharfe Worte finden. Aber daß er geradezu herb, ja rücksichtslos werden konnte, wo Schlechtigkeit und Gemeinheit oder aufdringlicher Unverstand ihm entgegentraten; daß die letzten Rätsel des Lebens ihn immer wieder beschäftigten; daß

*) Ein neues Zeugnis für seinen regen Familiensinn geben seine Briefe an verschiedene Glieder der mit ihm verwandten Familie Scherff (Westermanns Monatshefte, Bd 110, S. 793—98).

er auf ihre Lösung gefaßt zu verzichten doch nicht so völlig vermocht hat, wie er es wollte: dies und manches andre, was damit zusammenhängt, wurde bisher nur gelegentlich und andeutungsweise berührt. Gerade in seinem Sinne scheint ein etwas näheres Eingehen auf diese Seiten seines Wesens durchaus geboten.

Derselbe Mann, dessen Persönlichkeit Wilhelm Jensen mit den Worten charakterisiert: ‚Sie hatte nichts sofort Bezwingendes, doch dafür in der Stille sicher Gewinnendes‘ hat auch das uns schon bekannte Lied voll schroffen Wahrheitsmutes und Unabhängigkeitssinnes ‚An meine Söhne‘ gesungen, er hat seinen Widerwillen gegen Streberei und Kriecherei in den schärfsten Worten ausgesprochen. Die Huldigungen der jugendlichen Hermione von Preuschen läßt er mit großer Liebenswürdigkeit über sich ergehen; ihren ersten schriftstellerischen Versuchen und geistigen Kämpfen widmet er so ernste Teilnahme, daß sie dankbar bekennt: ‚Denke ich an meine erste Jugend zurück, so hat keiner ihr soviel ‚Prägung‘ verliehen wie mein alter geliebter Freund — Theodor Storm‘. Aber als er ihren ersten Gedichtband ‚**Regina vitae**‘ gelesen hat, da schreibt er ihr mit der vollen Offenheit, zu der er sich durch sein künstlerisches Gewissen verpflichtet fühlte, daß sie ihm damit einen großen Schmerz verursacht habe, daß er die Widmung dieser Gedichte nie angenommen haben würde, wenn er sie vorher gekannt hätte; ‚jedes Lied darin ist ein ungebändigter, verwerflicher Naturschrei, und ich bin tief darüber erschrocken‘.

Derselbe Mann, den die Weihnachtszeit froher stimmte, als viele ‚moderne‘ Kinder, er hatte zum kirchlichen Christentum gar kein Verhältnis, und das Christentum der Evangelien ist ihm wohl nie nahe getreten. Er rechnet es (An Kuh, 24. Februar 1873) zu dem besten, was ihm widerfahren sei, daß ihm in seiner Jugend nie von religiösen Dingen vorgeredet worden

sei; nach seiner ausdrücklichen Anordnung hat an seinem Grabe kein Geistlicher geredet. Daß er keinen Glauben an die Unsterblichkeit hatte, hat er seinen Freunden gegenüber wiederholt aufs bestimmteste ausgesprochen. Das Wort ‚Was übrig ist — ich harre in Geduld‘ in dem Gedicht ‚Ein Sterbender‘ ist etwa das Hoffnungsvollste, was sich bei ihm über das Problem des Todes findet. Wir kommen auf diese Frage bei Behandlung seiner Lyrik zurück. Er gehörte eben zu den Menschen, die nicht glauben können; aber jedes Herabsehen auf echte Frömmigkeit lag seiner feinen Natur fern; unter den Geistlichen, die er uns geschildert hat, findet sich keine Karikatur, wohl aber mancher Mann von feiner und tiefer Sinnesart, und die Forderung des praktischen Christentums: tätige Menschenliebe, verstehendes Mitgefühl mit den Fehlenden und Irrenden, ein nach den Grundsätzen hoher Sittlichkeit geregeltes Leben empfand er für sich als durchaus maßgebend. Die gesunde, echt sittliche Luft seines Elternhauses hat darin für sein ganzes Leben ihre Kraft bewährt. Trotz seiner stark sinnlichen Natur widerstand ihm insbesondere jede Zügellosigkeit im geschlechtlichen Verkehr, so mild er auch Fehltritte nach dieser Richtung, die in überwallender Leidenschaft geschahen, beurteilte; sein Eheleben kann geradezu als vorbildlich bezeichnet werden. Auch in diesem Zuge spricht sich sein tiefgewurzeltes Verlangen nach einem harmonisch geregelten Dasein aus. Unter solchen Umständen versteht man es leicht, daß gerade Männer von ausgesprochen christlich-religiöser Gesinnung, darunter auch solche, die man dogmatisch-orthodox nennen muß, wenn sie nur feines Verständnis für das echt Dichterische besitzen, wie Otto Frommel, Alfred Biese und Karl Ernst Knodt, ihrer tiefen Sympathie für den Menschen nicht minder wie für den Dichter Storm so schönen Ausdruck verliehen haben.

Das Urelement aber von Storms dichterischer Art ist seine lyrische Begabung. „Die Wurzeln seiner Eigenart", so hat sich A. Biese schon 1888 ausgesprochen „muß man nicht nur in seinen Novellen, sondern vor allem in seiner Lyrik suchen." Wenn ein großer Teil der Kritik und die ganz überwiegende Mehrheit des lesenden Publikums trotzdem seine Lyrik jahrzehntelang viel zu wenig beachteten, wenn sie auch heute noch ihrem vollen Werte nach nur von einer an Zahl allerdings stetig wachsenden Minderheit geschätzt wird*), so hat das zwei Gründe. Einmal ist zur Würdigung rechter Lyrik ein besonders feines Verständnis erforderlich, und dann machen die Novellen den bei weitem größeren Teil von Storms dichterischer Gesamtleistung aus. Ob diese oder die Gedichte das Wertvollste sind, was er uns gegeben hat, darüber kann auch in der Tat Zweifel sein; daß er aber zu den wenigen ganz großen Lyrikern deutscher Zunge gehört, das bezweifelt unter den Urteilsfähigen heute wohl keiner mehr.

In der Harmonie zwischen Form und Inhalt, in der Schönheit und Sicherheit des sprachlichen Ausdrucks, in der äußeren wie inneren Rundung stellen sich seine Gedichte unmittelbar neben die Goethes; in der Fülle der Töne, im wechselnden Reichtum der Empfindungen stehen sie zurück. Er selbst war sich dieser Beschränkung als eines Vorzuges bewußt und spricht gelegentlich mit Stolz von seiner ‚mit künstlerischer Keuschheit geübten Lyrik, die nie weder aufs Machen ausging noch ein Gefühl zu einem Dutzend Lieder ausmünzte'. — Seine Gedichtsammlung gehört in der Tat zu den ganz wenigen, wo jedes Lied einen vollen reinen Eindruck gewährt und sich als echte Perle aus der Muschel des Dichtergemüts ablöst. Er besaß vor allem die Kunst des rechten Lyrikers, in wenigen

*) Immerhin hat die Sonderausgabe seiner Gedichte schon 18 Auflagen erlebt.

Strophen vieles, alles zu sagen; lange Gedichte finden sich bei ihm nur vereinzelt: seine Lieder sind alle kurz.

Daß der ursprünglichste Gegenstand der Lyrik, die Liebe, bei einer so frauenbedürftigen Natur, wie er es war, sehr im Vordergrund steht, ist selbstverständlich. Von den Liedern, die seiner eigenen Liebe gelten, war schon hinreichend die Rede; sie setzen ein ‚im Liederbuch dreier Freunde‘ und gewinnen ihre volle unvergängliche Schönheit, seit er Frau Konstanze gefunden hat. Auch den Kindern, die sein gemütliches Heim belebten und an denen sein Herz so innig hing, gelten einige liebenswürdige und tiefempfundene Stücke. Und von seinen Lieblingen unter den Haustieren, den Katzen, handelt ein Gedicht voll neckischen, mit Mörikes Art verwandten Humors, der sonst in dieser Färbung in den Gedichten merkwürdig selten hervortritt. Zur Poesie des Hauses im engsten Sinne gehören endlich noch einige Märchen. Aber auch in die Liebesempfindungen andrer weiß er sich mit vollem dichterischen Mitgefühl zu versetzen. In zwei Gedichten, die er ‚Im Volkston‘ überschreibt, läßt er den Burschen von seinem Schatz plaudern; im Heineschen Balladenton behandelt er das alte Thema der Geschwisterliebe; die Glut begehrender Leidenschaft wie die Tragik verlorener Liebe bringt er zum Ausdruck.

Neben die Liebeslyrik tritt auch bei ihm die Naturlyrik, und die schönsten seiner Lieder zeigen Liebes- und Naturempfinden in innigster Verschmelzung, meist so, daß die Natur stimmungerzeugend auftritt. Von der Nachtigall süßem Schall springen Rosen und Herzen auf; ein unnachahmlich reizendes Bild, zu dem man Paul Konewkas Silhouette betrachten mag, geben die Zeilen:

Sie war doch sonst ein wildes Kind,
Jetzt geht sie tief in Sinnen,
Trägt in der Hand den Sommerhut
Und duldet still der Sonne Glut
Und weiß nicht, was beginnen.

Anders wieder wirkt der lautlos um die Mühle webende Sommermittagszauber auf die Müllerstochter, die sich heimlich vom Müllerburschen abküssen läßt. — Daß die Natur auch in seinen Liedern fast immer das heimische Gepräge trägt — man kann viele Naturlieder ebenso gut Heimatlieder nennen — daß er mit besonderer Vorliebe die romantischen Zauber der Mondnacht und der Waldeinsamkeit uns vor Augen stellt, daß Meeresbrausen und Sturmeswehen darin eine bedeutsame Rolle spielen, sei hier nur kurz erwähnt. Diese Züge sind auch seinen Novellen eigen und sollen im Anschluß an sie etwas näher beleuchtet werden. Von den prägnanten Stimmungsepigrammen, in denen er die Monate des Jahres vor sich vorüberziehen läßt, kennen wir schon die herrlichen dem Juli gewidmeten Verse (vgl. S. 77); hier sollen noch die Zeilen stehen, die er dem April mitgibt:

Das ist die Drossel, die da schlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die sich hold bezeigen,
Die Geister aus der Erde steigen,
Das Leben fließet wie ein Traum —
Mir ist wie Blume, Blatt und Baum.

Eine besondere Gruppe seiner Heimatlieder bilden die Gedichte, die seiner leidenschaftlichen Anteilnahme am Schicksal Schleswig-Holsteins in der Zeit der Bedrängnis und der Befreiung entsprangen. Wir wissen schon, daß sie zu dem Tiefsten und Schönsten gehören, was unsre vaterländische Lyrik überhaupt hervorgebracht hat, ebenso daß und warum die großen Kämpfe und Siege Gesamtdeutschlands keinen Widerhall in seiner Dichtung erweckten.

Von Storms Freiheitsbegeisterung atmenden schleswig-holsteinischen Liedern führt eine Brücke zu der kleineren, aber interessanten Gruppe von Gedichten, die seinen auch nach andern

Richtungen kräftig ausgeprägten männlichen Unabhängigkeitssinn, seine Verachtung gegen Streberei und Standeshochmut scharf aussprechen oder überhaupt gesellschaftliche Verhältnisse satirisch beleuchten. Die herrlichen Verse, ‚An meine Söhne‘, die man wohl als sein Programm männlicher Lebensführung bezeichnen kann, kennen wir schon (vgl. S. 139). Die Anschauung, die hier im Gewand der sittlichen Forderung erscheint, vertritt er für einzelne darin berührte Punkte in einigen kleinen, auf den Grundton des ironischen Humors gestimmten Gedichten. Aus ‚Gesegnete Mahlzeit‘ wurde schon früher (S. 92) die Schlußstrophe angeführt; eine köstliche Satire auf eine gewisse Art weiblicher ‚Frömmigkeit‘ auf Zeit gibt ‚Zwischenreich‘:

Meine ausgelassne Kleine
Ach ich kenne sie nicht mehr;
Nur mit Tanten und Pastoren
Hat das liebe Herz Verkehr.

. . . .

Wahrlich zum Verzweifeln wär' es —
Aber, Schatz, wir wissen schon,
Deinen ganzen Götzenplunder
Wirft ein einz'ger Mann vom Thron.

Standeshochmut und Beamtendünkel unangenehmster Art geißeln mit scharfer Satire Stücke wie ‚Vom Staatskalender‘, ‚Es gibt eine Sorte‘, ‚Der Beamte‘, die ein geborner Preuße von Storms doch im Grunde konservativer Wesensart kaum geschrieben hätte.

Von ausgesprochener Männlichkeit, von mutigstem Wahrheitssinn zeugen endlich auch die Gedichte Storms, die seinem Ringen mit den letzten Lebensfragen ihren Ursprung verdanken. Auch einige seiner Novellen eröffnen ja nach dieser Richtung Einblicke, aber sie tun es doch nicht entfernt in so intimer und zugleich mächtig ergreifender Art. An Wucht und Großartigkeit des Gedankeninhalts, der dabei in vollster Anschaulichkeit unsrer

Empfindung nahegebracht wird, stehen alle hierher gehörigen lyrischen Schöpfungen hinter der gewaltigen Dichtung ‚Ein Sterbender' zurück, in der Storm sich grundsätzlich mit dem Problem des Todes und verwandten Fragen auseinandersetzt. Wir müssen deshalb auf sie nochmals eingehen, da früher (S. 168/69) lediglich der auf Frau Konstanze bezügliche Abschnitt Erwähnung gefunden hat. Daß dies Gedicht, in der sich Storm selbst, wie wir damals sahen, in der Stunde des Todes schaut, schon 1863 entstanden ist, nimmt ihm nichts von seiner Beweiskraft. Denn es ist nicht zu bezweifeln, daß der Dichter den darin niedergelegten Anschauungen zeitlebens treu geblieben ist. Aus dem resignierten Gedanken, daß das Tagewerk seines Lebens nun zu Ende sei, reißt es ihn empor, als plötzlich ein Strahl der bleichen Wintersonne ein ihm gegenüber hängendes Mädchenbildnis beleuchtet. Sie, die nun im Bilde auf ihn herniederschaut, hat ihm, als sie noch lebte*), so süßen Trank der Liebe gereicht, daß dieser ihn zweifeln läßt an Unsterblichkeit.

„Denn alle Bitternis und Not des Lebens
Vergilt er tausendfach; und drüberhin
Zu hoffen, zu verlangen weiß ich nichts!"

Mit zitternder Hand langt er nach dem vor ihm stehenden Glas mit dunklem Wein; aber auch dieser erfreut nicht mehr sein Herz:

„Einschlafen, fühl' ich, will das Ding, die Seele,
Und näher kommt die rätselhafte Nacht."

Aus halber Bewußtlosigkeit erweckt ihn Kirchengesang; er glaubt die verklärten Augen frommer Menschen zu schauen.

---

*) Vgl. dazu S. 168.

„Sie träumen" spricht er — leise spricht er es —
„Und diese bunten Bilder sind ihr Glück.
Ich aber weiß es, daß die Todesangst
Sie im Gehirn der Menschen ausgebrütet."
Abwehrend streckt er seine Hände aus:
‚Was ich gefehlt, des einen bin ich frei:
Gefangen gab ich niemals die Vernunft,
Auch um die lockendste Verheißung nicht:
Was übrig ist, — ich harre in Geduld.'

Er schleicht von Stuhl zu Stuhl an den Tisch und schreibt, während ihm schon das Auge dunkelt, mühsam in großen Zügen:

‚Auch bleib' der Priester meinem Grabe fern;
Zwar sind es Worte, die der Wind verweht,
Doch will es sich nicht schicken, daß Protest
Gepredigt werde dem, was ich gewesen,
Indes ich ruh' im Bann des ew'gen Schweigens."

Der Gedankengang dieser merkwürdigen Dichtung hat natürlich nichts Zwingendes. Gewiß werden z. B. viele gerade aus dem, was unsern Dichter an Unsterblichkeit zweifeln läßt, genau den entgegengesetzten Schluß ziehen. Aber wenn er das nicht konnte und zwar, obwohl er sich mit den geliebten Toten seelisch aufs engste verbunden wußte*), so hat auch der kirchlich frömmste Christ kein Recht, deshalb einen Stein auf ihn zu werfen; auch er wird im Gegenteil die Großartigkeit und Geschlossenheit der in dieser Dichtung vertretenen Anschauung anerkennen müssen. Übrigens erweist gerade sie, trotz ihres tiefen Ernstes, unsern Dichter doch als lebensfreudigen Optimisten, denn nur ein solcher kann die Seligkeit der Liebe so hoch einschätzen wie es hier geschieht. Und wie nahe der Mann, der dogmatisch so gar kein Christ war, der die Darstellung des ge-

*) Vgl. das innig-empfundene Gedicht ‚O bleibe treu den Toten'.

kreuzigten Heilands lediglich vom ästhetischen Standpunkte aus beurteilte (vgl. ‚Crucifixus') dem Geiste Christi stand, das beweist nicht nur sein Leben, das leuchtet auch aus einem Gedichte wie ‚Weihnachtslied' klar hervor, dessen schon oben (S. 20/21) angeführte Schlußstrophe sehr gut in einem christlichen Andachtsbuch stehen könnte.

Rückblickend werden wir gestehen müssen, daß die Töne, die in Storms Gedichten erklingen, nicht nur alle rein und voll sind, sondern auch weit mannigfaltiger, als es die Durchschnittsansicht zugeben will; daß er durchaus nicht ausschließlich das Lied im engern Sinne gepflegt, sondern auch ernstesten Gedankengehalt in lyrische Form gegossen hat. Vor allem dürfen wir nicht vergessen, daß er zu den Lyrikern von durchaus ursprünglicher Begabung gehört. Der zauberische Wohlklang seiner Verse, die oft wie Musik wirken und vielfach zur Komposition geradezu herausfordern, liegt so klar zutage, daß es keines weiteren Worts darüber bedarf.

Über die Kunstform des Liedes hat sich Storm bestimmte ästhetisch-technische Ansichten gebildet. Zum Ausdruck gelangt sind sie in seinem ‚Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius' (1870), dessen 2. Auflage (1875) Hans Speckter trefflich illustriert hat.

Der Briefwechsel des Dichters mit ihm, den wir jetzt auszugsweise kennen (Zeitschrift für Bücherfreunde, N. F. II, 1 (1910), S. 39—49), zeigt mit wie liebevollem Interesse Storm das Fortschreiten dieser Arbeit bis in die kleinsten Einzelheiten verfolgte, wie oft er sie durch seine Vorschläge förderte. Die gelegentlichen Urteile über einzelne Dichter sind oft von kräftigster Subjektivität. Eine Vorarbeit zu dieser ‚kritischen Anthologie' bildet das Buch — eine ‚Kodifikation' nennt er es — ‚Deutsche Liebeslieder seit Johann Christian Günther' (1859). Das ‚Hausbuch' ist ein Glaubensbekenntnis Storms,

durch das, was es bringt, und fast noch mehr durch das, was es nicht bringt, bezeichnend für seine Eigenart, für seine Neigungen und Abneigungen.

Das vorliegende Buch ist eine Rekapitulation aus einer mehr als dreißigjährigen Lebenserfahrung; zunächst dem Wunsche entsprungen, für mich und die Meinigen aus den neueren deutschen Dichtungen geringeren Umfangs das zusammenzustellen, was daraus während jenes langen Zeitraumes meine besondere Teilnahme erregt hat und derart in mir haften geblieben ist, daß ich je zuweilen dahin zurückgekehrt bin:

so beginnt er das Vorwort. Vom Standpunkte subjektiver Vorliebe und Neigung aus unternommen, kann diese Anthologie doch dem größeren Publikum ein Maßstab für dichterische Leistungen sein, da ein Mann von so feinem ästhetischen Empfinden wie Storm jedenfalls dafür unbedingte Bürgschaft bietet, daß er nur poetisch Wertvolles aufnehmen wird. Im einzelnen könnte man mit dem Dichter rechten; bei etwas andrer Geschmacksrichtung wird man etwa die Ballade oder manches aus der Gedankenlyrik mehr berücksichtigt wünschen; im ganzen wird man ihm willig zustimmen. Vor allem wird man die Zurückdrängung der oft äußerlich so erfolgreichen Anempfinder und Nachahmer und ebenso der Rhetoriker nur billigen können, wird sich freilich auch nicht wundern, daß dieser Grundsatz viele einflußreiche Kritiker verletzte und die Verbreitung des „Hausbuches‘ ungünstig beeinflußte.

Bezeichnend steht Claudius am Eingang der zeitlich geordneten Sammlung, er, ‚der in einer Zeit, wo sowohl die poetische, als die musikalische Lyrik in Deutschland sich in konventionelle Tee- und Kaffeeliedchen verloren hatte, zuerst den unmittelbaren Ausdruck der Empfindung, namentlich, und bis jetzt kaum übertroffen, die Naturempfindung wiederfand‘. Daß Bürgers ‚Leonore‘, daß aus Herders ‚Stimmen der Völker‘ der gewaltige Balladen-Dreiklang ‚Elvershöh‘,

‚Erlkönigs Tochter‘ und ‚Edward‘ Aufnahme gefunden hat, scheint sich bei einem Dichter, dessen Neigung zum Phantastischen, sagenhaft Ungewissen, gespenstisch Unheimlichen wir mehrfach beobachten konnten, von selbst zu verstehen. Hölty, schwankend zwischen lebensfreudiger Hoffnung und todeswehmütiger Resignation, Hölderlin mit dem sehnsüchtig sich erinnernden, viel begehrenden, schwer entsagenden Herzen, Salis, der melancholische Dämmerungs-Poet fehlen nicht. Die hausbackenen Dichter der Urgroßväter- und Rokoko-Zeit, die das Alltägliche mit dem Schimmer der Poesie vergolden, sind nicht bloß durch Voß, sondern auch durch den alten Pastor Schmidt von Werneuchen, für den Storm eine heimliche Liebe zu empfinden bekennt, vertreten. Dann kommen die Romantiker, unter denen Brentano und Eichendorff (dieser mit nicht weniger als 22 Gedichten) für die Lyrik am ausgiebigsten sind. Auch eine Reihe der schönsten Volkslieder hat Aufnahme gefunden. An der Lyrik der Befreiungskriege ist Storm fast ganz vorüber gegeangen; er findet sie und überhaupt unsre patriotisch-politische Lyrik ziemlich arm an echt dichterischen Schöpfungen; wohl aber gibt er einige der reizenden, märchenhaft gefärbten Kinderlieder von E. M. Arndt. Daß unser Dichter von Uhlands Balladenpoesie nicht viel hält, ist schon erwähnt worden; aber die Frühlings- und Wanderlieder sind ihm liebe Klänge. Von Rückert fehlen nicht die beiden in seiner Lyrik merkwürdig einsam dastehenden Gedichte ‚Das versunkene Dorf‘ und ‚Der fehlende Schöppe‘, fehlt auch nicht das Schwalbenlied ‚Aus der Jugendzeit‘; im Vergleich zu der Menge seiner lyrischen Dichtungen ist er, aus begreiflichen Gründen, spärlich und jedenfalls sehr anders, als in den meisten Anthologien vertreten. Von den Dialektdichtern haben Hebel, Kobell und Klaus Groth Berücksichtigung gefunden. Storms Liebling Mörike ist in seiner ganzen stillen Schönheit da. Manchen hier vertretenen Namen

wird man in andern Anthologien vergebens suchen. Aber z. B. die Gedichte des unglücklichen Solitaire, vor allem die auf dem Sterbebett niedergeschriebenen ‚Reflexe der Schwermut‘ mit ihrem wie versteinten Leid bekunden in der Tat ein großes poetisches Vermögen, ebenso Ada Christens aus blutendem Herzen strömende ‚Lieder einer Verlorenen‘.

Aus dem Gesagten wird die Eigenart der Sammlung hinreichend klar werden. Mit Recht sieht Storm Arbeit und Verdienst des Buches zumeist in dem, was es nicht enthält. Was er von der Poesie, von der Lyrik namentlich, verlangt, hat er klar und schön in folgenden Worten ausgesprochen:

Wie ich in der Musik hören und empfinden, in den bildenden Künsten schauen und empfinden will, so will ich in der Poesie, wo möglich, alles Drei zugleich. Von einem Kunstwerk will ich, wie vom Leben, unmittelbar und nicht erst durch die Vermittlung des Denkers berührt werden; am vollendetsten erscheint mir daher das Gedicht, dessen Wirkung zunächst eine sinnliche ist, aus der sich dann die geistige von selbst ergibt, wie aus der Blüte die Frucht. — Der bedeutendste Gedankengehalt aber, und sei er in den wohlgebautesten Versen eingeschlossen, hat in der Poesie keine Berechtigung und wird als toter Schatz am Wege liegen bleiben, wenn er nicht zuvor durch das Gemüt und die Phantasie des Dichters seinen Weg genommen und dort Wärme und Farbe und womöglich körperliche Gestalt gewonnen hat. — An solchen toten Schätzen sind wir überreich.

Die Lyrik insbesondere anlangend, so ist nach meiner Kenntnis unsrer Literatur, die Kunst „zu sagen, was ich leide", nur wenigen, und selbst den Meistern nur in seltenen Augenblicken gegeben. Der Grund ist leicht erkennbar. Nicht allein, daß die Forderung, den Gehalt in knappe und zutreffende Worte auszuprägen, hier besonders scharf hervortritt, da bei dem geringen Umfange schon ein falscher oder pulsloser Ausdruck die Wirkung des Ganzen zerstören kann; diese Worte müssen auch durch die rhythmische Bewegung und die Klangfarbe des Verses gleichsam in Musik gesetzt und solcherweise wieder in die Empfindung aufgelöst sein, aus der sie entsprungen sind; in seiner Wirkung soll das lyrische Gedicht dem Leser zugleich eine Offenbarung und Erlösung, oder mindestens eine Genugtuung gewähren, die er sich selbst nicht hätte geben können, sei es nun, daß es

unsre Anschauung und Empfindung in ungeahnter Weise erweitert und in die Tiefe führt, oder, was halb bewußt in Duft und Dämmer in uns lag, in überraschender Klarheit erscheinen läßt.

Noch tiefer und vollständiger führen uns Bemerkungen, die Storm schon im Jahre 1854 niederschrieb, deren grundsätzlichen Standpunkt er aber sein Leben lang festhielt, in seine Anschauungen über Lyrik ein. Sie finden sich in zwei Besprechungen, die er im 5. Jahrgang des von Friedrich Eggers, seinem Genossen aus dem Kuglerschen Kreise, herausgegebenen ‚Deutschen Kunstblatts‘ (und zwar in der Beilage ‚Literaturblatt‘) veröffentlicht hat, und sind, obwohl ohne Namen erschienen, durch einen Brief unsres Dichters an Mörike als von ihm herrührend bezeugt. Da das Kunstblatt jetzt fast nur noch auf größeren Bibliotheken zugänglich ist, ist es ein wirkliches Verdienst von Julius Bab, auf jene beiden Aufsätze nachdrücklich hingewiesen und die wichtigsten Abschnitte daraus mitgeteilt zu haben*). Die Hauptstelle aus dem einen, einer Besprechung von M. Ant. Niendorfs ‚Liedern der Liebe‘ (a. a. O., S. 14) soll auch hier Platz finden, obgleich wir natürlich einen Teil der darin entwickelten Gedanken schon kennen. Denn nirgends sonst hat sich Storm so klar und vollständig über das Wesen der Lyrik ausgesprochen:

Die eigentlichste Aufgabe des lyrischen Dichters besteht aber unsrer Ansicht nach darin, eine Seelenstimmung derart im Gedichte festzuhalten, daß sie durch dasselbe bei dem empfänglichen Leser reproduziert wird, wobei freilich der Wert und die Wirkung des Gedichtes davon abhängen wird, daß sich die individuellste Darstellung mit dem allgemeingiltigsten Inhalt zusammenfinde. Die besten lyrischen Gedichte sind daher auch immer unmittelbar aus der vom Leben gegebenen Situation heraus geschrieben worden; die höchste Gefühlserregung wird, wie das jeder schon im täglichen Leben an sich erfahren mag, auch immer den schlagendsten

*) Vgl. Westermanns Monatshefte 1906, Bd. 99, S. 833—43.

Ausdruck finden; und wenn Goethe einmal den Ausspruch getan, es müsse der Dichter sich den Stoff durch die Zeit erst in eine gewisse Form rücken lassen, ehe er an die Behandlung desselben gehe, so sind doch gerade seine Lieder von unsterblicher Wirkung nachweislich unter der Herrschaft des Moments entstanden, worüber der vor einigen Jahren herausgegebene Briefwechsel mit der Frau von Stein die mannigfachsten und interessantesten Aufklärungen enthält. Daß übrigens dem Dichter, namentlich dem Novellisten, auch eine selbsterfundene Situation mit solcher Lebendigkeit aufgehen könne, daß er dadurch zu einer vollkommen lyrischen Produktion im Charakter und der Stimmung seiner eigenen Gestalten veranlaßt wird, ist durch das hier Gesagte selbstverständlich nicht ausgeschlossen und von Mörike in seinem ‚Maler Nolten‘ durch das unergründlich schöne ‚Früh, wenn die Hähne krähn‘ aufs vollkommenste dargetan, während die Eichendorffschen Lieder, so tief sie immer sein mögen, doch nur aus einer und derselben Grundstimmung mit den Novellen, in denen sie vorkommen, nicht aber aus diesen selbst entsprungen sind.

Es beruht daher auch das willkürliche und massenhafte Produzieren lyrischer Gedichte, das eigentliche Machen und Ausgehen auf derartige Produktionen auf einem gänzlichen Verkennen des Wesens der lyrischen Dichtkunst; denn bei einem lyrischen Gedichte muß nicht allein, wie im übrigen in der Poesie, das L e b e n , nein es muß geradezu das E r l e b n i s das Fundament desselben bilden. Den echten Lyriker wird sein Gefühl, wenn es das höchste Maß von Fülle und Tiefe erreicht hat, von selbst zur Produktion nötigen, dann aber auch wie mit Herzblut alle einzelnen Teile des Gedichtes durchströmen. Eine Folge hiervon und zugleich ein Beweis für unsre Ansicht ist es, daß selbst unsre besten Lyriker, wie Günther, Hölty, Goethe, Claudius, Uhland, nur wenige Lieder geschaffen haben, welche die seit ihrem Erscheinen verflossene Zeit überdauerten.

So wie mit den lyrischen Gedichten im allgemeinen, so ist es im besonderen mit den Liebesliedern. Es kommt nicht darauf an, geistreiche Gedanken über die Liebe in Versen vorzutragen, wie dies z. B. in Geibels ‚Minnelied‘, freilich in schönster Weise, geschieht; denn hier entsteht schon ein Mittelding zwischen lyrischer und didaktischer Poesie; das echte Liebeslied soll vielmehr in seinen Versen die Atmosphäre der Liebe einfangen, daß es uns beim Lesen mit unwiderstehlicher Gewalt der Ahnung oder Erinnerung überkommt.

Die Hauptsätze von Storms Theorie der Lyrik, die sich aus diesen Ausführungen unter Heranziehung der sonstigen

Äußerungen unsres Dichters ergeben, lassen sich, im Anschluß an Babs sehr gute und durch fein durchgeführte Belege aus Storms Gedichten anschaulich gemachte Darlegungen etwa so aussprechen: Das eigentliche Ziel des lyrischen Gedichts ist die direkte Übertragung eines Seelenzustandes vom Dichter auf den Leser. Dieses kann nur dann erreicht werden, wenn das Gedicht unmittelbar aus dem innern oder äußern Erlebnis des Dichters erwachsen ist; bedenklich ist also der Umweg, sei es über die Reflexion, sei es über eine Anekdote oder einen Stoff. Was das Verhältnis von Form und Inhalt anlangt, so ist ebenso die formlos naturalistische Wiedergabe von Erlebtem oder Empfundenem, die sich bei vielen Modernen findet, wie eine kunstvolle Form ohne starken Lebensgehalt, ein Fehler, in den Dilettanten und Anempfinder zu verfallen pflegen, zu verwerfen; es ist lebendige Einheit von Form und Inhalt, individuelle Darstellung, die aber doch das rein Persönliche abgestreift hat, warme, unmittelbare Leibhaftigkeit zu fordern. Die sprachliche Schönheit eines Gedichts beruht besonders darauf, daß alles Abgegriffene und Verbrauchte vermieden, der Eindruck von etwas schöpferisch Neuem erzeugt wird. Diese Sprachschönheit aber wirkt in verstärktem Maße, wenn der Dichter das musikalische Element, Rhythmus und Tonfarbe, in vollendeter Weise behandelt hat. Diese Sätze umschreiben nach meiner Überzeugung das Wesen der Lyrik im engsten Sinne vortrefflich, womit es sich sehr wohl vereinigen läßt, daß, was darüber hinausliegt, gleichfalls gute und hohe Kunst sein kann — nur ist es nicht streng lyrische.

Daß ein Mann, der in jedem seiner Gedichte sich als Künstler im Sinne dieser Sätze bewährte, die ja nichts als der theoretische Niederschlag seiner Art zu dichten sind — wie er auch in einem Briefe an Fr. Eggers den rein lyrischen Charakter seiner

Gedichte stark hervorhebt — auf andre Dichter sehr fördernd wirkte, ist begreiflich. Kein glänzenderes Zeugnis gibt es dafür als einen Brief Gottfried Kellers, der am 25. Juni 1878 an Storm schreibt:

Ich geriet dann über dem Blättern in Ihren hübschen Bänden aufgeregt plötzlich an meine eigenen alten Gedichte, die zu gelegentlichem Durchsehen auf dem Tisch liegen, und hantierte mit dem Blaustift bis gegen zwei Uhr morgens darin herum, fand bessere Schlußzeilen, strich Strophen, wo es mich freute, ganze Lieder ohne Besinnen, machte andre Überschriften, kurz ich kam in den paar Stunden weiter, als sonst in einem halben Jahre, und das danke ich dem bloßen Kontakte mit dem Mann am fernen Nordmeer.

So fördert ein Meister den andern! Und der Keller-Stormsche Briefwechsel enthält noch eine ganze Reihe verwandter Stellen, die, wie hier gleich bemerkt sei, für die erzählenden Werke beider Dichter dasselbe Verhältnis gegenseitiger Förderung erweisen. Ähnliches gilt, wenn auch in etwas geringerem Grade, von der Korrespondenz Storms mit Mörike und Kuh.

Die außerordentlich hohen Anforderungen, die Storm an ein lyrisches Gedicht stellte und seinerseits erfüllte, berechtigten ihn auch über die lyrischen Leistungen andrer sehr streng zu urteilen und, wenn er dabei gelegentlich, namentlich solchen Dichtern gegenüber, die trotz geringerer Dichterkraft weit größeren Erfolg hatten als er, übertrieben scharf wurde — am auffallendsten zeigt sich das, wie schon angedeutet, aus psychologisch leicht verständlichen Gründen, gegenüber Emanuel Geibel — so wird ihm das kein billig Denkender schwer anrechnen. Auch daß er von einzelnen seiner lyrischen Gedichte manchmal fast ruhmredig spricht, daß er z. B. mit Bezug auf ‚Juli' (‚Klingt im Wind ein Wiegenlied') an Kuh schreibt: ‚Gibt es denn sonst noch ein Sommerlied?' wird man als

naturgemäßes Aufbäumen gegen die vielfach ganz unzureichende Schätzung seiner Lyrik verstehen. Ja, wenn er nicht lange vor seinem Tode das stolze Wort sprach: ‚Ich weiß es, ich bin der größte lebende Lyriker, und meine Gedichte werden noch bleiben und immer mehr sich Bahn brechen, wenn meine Novellen längst vergessen sind‘, so klingt das zwar sehr selbstbewußt, entsprach aber wenigstens in seiner ersten Hälfte durchaus der Wahrheit. Übrigens braucht man nur seine begeisterten Worte über Gedichte Mörikes und Kellers zu lesen, um einzusehen, wie warm auch dieser unerbittlich strenge Beurteiler lyrischer Erzeugnisse in seiner Anerkennung werden konnte. Einen Brief an Keller z. B. beginnt er (20. September 1879) mit den Worten:

‚Augen, meine lieben Fensterlein‘, dies reinste Gold der Lyrik fand ich im letzten Heft der ‚Rundschau‘ und zu meiner Freude unter Ihrem Namen. Ich habe es viele Male und immer wieder gelesen und vorgelesen, und jeden faßte es, dem ich es las. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand, liebster Freund; solche Perlen sind selten. Auch die Besten bringen nur sehr einzelnes von solcher Qualität.

Wenden wir uns zu Storms Novellendichtung, so ist hier vor allem der Zusammenhang zwischen ihr und seiner Lyrik zu beachten. Wilhelm Jensen hat in der Hauptsache recht, wenn er von den Novellen sagt: ‚Sie sind empfunden wie Gedichte, in künstlerischer Form gehalten, wie solche, und wirken auch gleich Gedichten. Storm selbst spricht sich über diesen Punkt folgendermaßen aus:

Meine Novellistik hat sich aus der Lyrik entwickelt und lieferte zuerst nur einzelne Stimmungsbilder oder solche einzelne Szenen, wo dem Verfasser der darzustellende Vorgang einen besonderen Keim zu poetischer Darstellung zu enthalten schien; andeutungsweise eingewebte Verbindungsglieder gaben dem Leser die Möglichkeit, sich ein größeres geschlossenes Ganzes, ein ganzes Menschenschicksal mit der bewegenden Ursache und seinem Verlaufe bis zum Schlusse vorzustellen.

Mehrfach konnten wir beobachten, wie bei ihm die Novelle sich aus einem lyrischen Keim entwickelte, mehrfach, wie sie einzelne Situationen und Stimmungen lyrisch verdichtete. Nicht das intim Ausführende und Verweilende der epischen Darstellung ist es, dem er zunächst zustrebt, sondern das nur Andeutende, leicht Vorüberschwebende des Liedes sucht er auf; nicht Glied für Glied folgt er der Entwicklung, sondern die Spitzen der Geschichte, die schon in sich poetischen Situationen nimmt er heraus, der Phantasie des Lesers, die fortwährend wach mitschwingen muß, die Ergänzung überlassend. Schon Klopstock sagt einmal: ‚Das Wortlose wandelt in einem guten Gedicht umher, wie in Homers Schlächten die nur von wenigen gesehenen Götter'. Die Kunst der verschleiernden, andeutenden Darstellung, die das letzte Wort ungern ausspricht, besitzt Storm in hohem Grade. Gern präludiert er mit ein paar Stimmung weckenden Tönen. Die Geschichte selbst geht dann gewöhnlich nicht mit der Bestimmtheit gegenwärtigen Geschehens am Leser vorüber, sondern durch die Erinnerung gedämpft dringen die freud- und leidvollen Klänge einer vergangenen Zeit zu uns. Dabei wird die Stimmungssphäre, in die uns die Dichtung versetzen soll, auf das sicherste umrissen. Überhaupt sucht Storm in der künstlerischen Überlegung und Anordnung des Stoffes seinesgleichen. Bei dieser lyrischen Abgerundetheit seiner Novellen und dem zwischen den Empfindungen der Lust und der Wehmut eigentümlich in der Schwebe gehaltenen Ton der Darstellung ist der Eindruck immer ein lang nachzitternder.

Aus der nur einzelne Glieder aneinander reihenden Stimmungsnovelle ist dann die lückenlose Konflikt- und Problemnovelle hervorgewachsen. Diese zeigt auch darin einen Fortschritt, daß neben träumerische, zur Entsagung und Verzicht geneigte Helden nun auch solche von kräftigerer Art, ja wohl gar von straffer Härte oder auch eigenartiger Seltsamkeit treten,

während in des Dichters früherer Schaffenszeit den seltsamen Originalen in ausgeführten Novellen nur Nebenrollen zugewiesen werden. Storm ist damit in die Richtung eingebogen, die die Novelle in neuester Zeit ganz überwiegend genommen hat. Bezeichnend für seine ausgeprägt ethische Natur ist es dabei, daß seine Helden, wenn sie sich gegen das Sittengesetz vergangen haben, durchgängig ein tiefes Schuldbewußtsein zeigen, das ein Teil der Modernen als veraltet über Bord geworfen hat. Tiefe Konflikte des Seelenlebens behandeln auch seine Chroniknovellen. Damit uns die Menschen früherer Jahrhunderte, die er uns darin vorführt, in ihrem Tun und Denken verständlich werden, bedürfen wir natürlich des Einblicks in die Verhältnisse jener vergangenen Zeiten, und damit tritt ein neues Element in Storms Novellistik ein. Über die Entwickelung, die die Novelle in der Zeit seines dichterischen Schaffens durchgemacht hat, sagt er (1881) in einer geplanten, aber schließlich wieder zurückgezogenen Vorrede (gedruckt in den Anmerkungen zum Briefwechsel mit Keller S. 249/50):

Die Novelle, wie sie sich in neuerer Zeit, besonders in den letzten Jahrzehnten, ausgebildet hat und jetzt in einzelnen Dichtungen in mehr oder minder vollendeter Durchführung vorliegt, eignet sich zur Aufnahme auch des bedeutendsten Inhalts, und es wird nur auf den Dichter ankommen, auch in dieser Form das Höchste der Poesie zu leisten. Sie ist nicht mehr wie einst ‚die kurz gehaltene Darstellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit fesselnden und einen überraschenden Wendepunkt darbietenden Begebenheit‘ (was Goethe in den Gesprächen mit Eckermann als ‚eine sich ereignete unerhörte Begebenheit‘ bezeichnet); die heutige Novelle ist die Schwester des Dramas und die strengste Form der Prosadichtung. Gleich dem Drama behandelt sie die tiefsten Probleme des Menschenlebens; gleich diesem verlangt sie zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkte stehenden Konflikt, von welchem aus das Ganze sich organisiert, und demzufolge die geschlossenste Form und die Ausscheidung alles Unwesentlichen; sie duldet nicht nur, sie stellt auch die höchsten Forderungen der Kunst. Daß die epische Prosa-

dichtung sich in dieser Weise gegipfelt und gleichsam die Aufgabe des Dramas übernommen hat, ist nicht eben schwer erklärlich.

Storm war nicht nur ein Vertreter der Heimatkunst lange bevor der Ruf nach einer solchen laut wurde, nicht nur der erste Epiker Schleswig-Holsteins, der wirkliche Bedeutung erlangte (W. Lobsien), sondern er ist überhaupt neben Heyse der bedeutendste Vertreter der modernen deutschen Novellendichtung.*) Beide stellen den Höhepunkt einer Entwicklung dar. Aber während Heyse an die Novelle Goethes und des alternden, die Romantik mehr und mehr abstreifenden Tieck anknüpft, wird Storm in seinen Anfängen von romantischen Stimmungen getragen.**) Was die Romantiker in ihren Dichtungen auszusprechen sich bemühen, die Sehnsucht nach einem Glück, von dem aller Wert des Lebens abzuhängen scheint, ist auch das Empfinden so mancher Stormschen Helden. Wenn Reinhard plötzlich die Lust anwandelt, die weiße Wasserlilie in der Nähe zu sehen, er die Kleider abwirft, ins Wasser steigt und nun der einsam im Mondlicht zwischen den großen blanken Blättern liegenden Blume zuschwimmt, ohne sie erreichen zu können, so denkt man unwillkürlich an den Heinrich von Ofterdingen des Novalis, den ein unwiderstehliches Verlangen ergreift, sich zu baden, der sich entkleidet und in das Becken steigt und nun zu

---

*) Dies Urteil Schützes hat auch heute noch im ganzen seine Richtigkeit, so viele schöne Leistungen uns auch gerade die letzten fünfundzwanzig Jahre auf diesem Gebiete gebracht haben. Nur kann man Marie von Ebner-Eschenbach als jenen beiden gleichwertig bezeichnen und auch Gottfried Keller muß hier noch genannt werden. D. Hrsg.

**) Weit eingehender, als es in den hier folgenden Ausführungen möglich ist, und sehr anregend spricht über Storms Verhältnis zur Romantik W. Dreesen in seiner Bonner Dissertation (erschienen Dortmund 1905) „Romantische Elemente bei Theodor Storm“. Auch den Unterschied, der in diesem Punkte zwischen den früheren und den späteren Novellen hervortritt, hebt er scharf hervor.

der blauen Blume getragen wird, die fortan all sein Sehnen bildet und die ihm doch immer wieder entschwindet. Und wenn hier die blaue Blume das Antlitz Mathildens annimmt, so fließt für Reinhard Elisabets Gestalt mit der weißen Wasserlilie zusammen. In dieser Szene macht sich übrigens zugleich ein allegorisches Element geltend. Die Neigung dazu teilt Storm nicht nur mit den Romantikern, sondern auch mit Gottfried Keller; sein Briefwechsel mit diesem enthält darüber manche gute Bemerkung.

Der Romantiker geht nicht in den Freuden der Gegenwart auf; nur in der Sehnsucht nach dem Glück gefällt er sich. Dies Glück aber kann der Vergangenheit oder der Zukunft angehören. Im ersten Falle steigt eine Stimmung auf, wie etwa in dem Eichendorffschen Gedicht ‚Der Abend‘:

Schweigt der Menschen laute Lust,
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Oder ein ahnungsvolles Empfinden künftigen Glückes überkommt den Romantiker, wie es etwa die schon früher angeführten gleichfalls von Eichendorff herrührenden Verse ausdrücken:

Es funkeln auf mich alle Sterne
Mit glühendem Liebesblick,
Es redet trunken die Ferne
Wie von künftigem großen Glück.

In beiden Fällen kann ein gemischtes Empfinden entstehen: der elegische Rückblick bringt ebensowohl ein gewisses Lustgefühl mit sich, wie das Unerreichte künftigen Glückes eine

gewisse Wehmut. Es kommt das der Stimmung nahe, die Schiller als das Gefühl des Erhabenen bezeichnet: ‚Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußert, und von Frohsein, das bis zum Entzücken steigen kann und, ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen aller Lust doch weit vorgezogen wird.‘ Unsre Betrachtung der Dichtungen Storms hat gezeigt, wie gern er ähnliche Stimmungen aufsucht. Auch in kleinen Zügen kommt jenes romantische Sehnsuchtsgefühl bei ihm zum Ausdruck; so in der schon in anderm Zusammenhang erwähnten Szene in „Im Schloß‘, in der der Held die kleine sonnige Lichtung im Walde nicht wiederfinden kann, wo er einst als Knabe gewesen ist, wo ein paar Schmetterlinge in der Einsamkeit lautlos über eine Blume gegaukelt sind und in der Mitte des abgeschiedenen, von würzigem Dufte erfüllten Raumes auf einem bemoosten Baumstumpf eine glänzend grüne Eidechse gelegen hat, die ihn wie verzaubert mit ihren goldenen Augen ansah; so, wenn es in ‚Auf der Universität‘ einmal heißt: ‚Mich überkam ein Verlangen, den einsamen Ort wieder aufzusuchen; zugleich eine Besorgnis, er möge jetzt verschwunden oder für mich nicht mehr zu finden sein‘.

Das führt uns auf eine andre tiefe Beziehung Storms zur Romantik, die in der Eigenart seines Naturempfindens liegt. Wenn Goethe in den ‚Sprüchen in Prosa‘ den Satz aufstellt: Das sogenannte Romantische einer Gegend ist ein stilles Gefühl des Erhabenen unter der Form der Vergangenheit, oder, was gleich lautet, der Einsamkeit, Abwesenheit, Abgeschiedenheit, so hat er damit das romantische Naturempfinden trefflich gekennzeichnet. Der Romantiker genießt die Einsamkeit bewußt; er gibt sich dem selbstgewählten Alleinsein hin in dem Gefühl, die Welt mit ihrer Lust, die auch wohl wie traumhaft und aus weiter Ferne in seine Abgeschiedenheit

hineinklingt, zu jeder Stunde wieder erreichen zu können. Dies Naturideal hat in der Dichtung der Romantiker Gestalt und Farbe gewonnen. Gleich ihnen schafft auch Storm sich gern eine über die Wirklichkeit erhobene, geheimnisvoll in sich abgeschlossene Welt; man denke z. B. an ‚Von jenseit des Meeres' und ‚Waldwinkel'. Mit ihnen teilt er die Vorliebe für die Nacht, zumal die Mondnacht, als Stimmung gebenden Faktor. So heißt es in der Novelle ‚Ein grünes Blatt':

Es wurde still um ihn her; nur die geheimnisvolle Musik der Sommernacht wurde wieder seinem Ohre vernehmbarer. Er hielt den Atem an, er lauschte, er horchte den tausend feinen Stimmen, wie sie auftauchten und wieder hinschwanden; bald in unbegreiflicher Ferne, dann zum Erschrecken nahe; unbegreifbar leise, verhallend und immer wieder erwachend; er wußte nicht, waren es die Quellen, die durch den Wald zu den Wiesen herabliefen, oder war es die Nacht selbst, die so melodisch rann. Der Morgen, an dem er das Haus verlassen hatte, der Abschied von seiner Mutter lag hinter ihm wie eine längst vergangene Zeit

Aus ‚Immensee' gehört hierher die Stelle:

Draußen legte sich der Abend mehr und mehr über Garten und See; die Nachtschmetterlinge schossen surrend an den offenen Türen vorüber, durch welche der Duft der Blumen und Gesträuche immer stärker hereindrang; vom Wasser herauf kam das Geschrei der Frösche; unter den Fenstern schlug eine Nachtigall, tiefer im Garten eine andre; der Mond sah über die Bäume . . . Die Wälder standen schweigend und warfen ihr Dunkel weit auf den See hinaus, während die Mitte desselben in schwüler Mondesdämmerung lag. Mitunter schauerte ein leises Säuseln durch die Bäume; aber es war kein Wind, es war nur das Atmen der Sommernacht.

Herrliche Mondnachtsszenen bietet er außerdem in ‚Auf dem Staatshof' und ‚Von jenseit des Meeres'.

Seine tiefe Empfindung für den Zauber des Waldes und seiner Einsamkeit, die auch in einem Teile der eben angeführten Stellen zum Ausdruck kommt und namentlich ‚Waldwinkel' ganz erfüllt, ist gleichfalls ganz romantisch, und für

die großartige Schönheit des Meeres, die sich ihm als Schleswig-Holsteiner natürlich besonders aufdrängte, in seinen Novellen übrigens erst nach dem Scheiden aus der Heimat zur Geltung kommt, hatte wenigstens Heine schon herrliche Worte gefunden. Auch die Poesie des frühen Morgens ist ihm ebenso wie den Romantikern aufgegangen. Man denke nur an die wenigen Worte in der Szene am Schluß von „Immensee", in der sich Reinhard endgültig von Elisabet losreißt:

Draußen lag die Welt im frischen Morgenlichte; die Tauperlen, die in den Spinnweben hingen, blitzten in den ersten Sonnenstrahlen. Er sah nicht rückwärts; er wanderte rasch hinaus; und mehr und mehr versank hinter ihm das stille Gehöft, und vor ihm auf stieg die große weite Welt. — — —

Die romantische Naturstimmung will rein und voll genossen werden. Worte würden stören. Schweigend gibt man sich dem Eindruck der Einsamkeit und Stille hin, der durch vereinzelt laut werdende Geräusche nur noch erhöht wird. Storm liebt dies hingegebene Schweigen, vor allem in ahnungsreicher Nacht, und die Unterbrechung der Stille durch vereinzelte Laute:

Zwar sprachen sie nicht, aber sie hörten auf den Sommergesang der Bienen, der tönend aus dem mit Blüten überschneiten Baume zu ihnen herabklang. — Ein Gefühl von süßer Heimlichkeit beschlich mich; aus der Ferne hörte ich das sanfte träumerische Singen der Heidelerche; über mir in den Blüten summte das Bienengetön; zuweilen regte sich die Luft und trieb eine Wolke von Duft um mich her; sonst war es still bis in die tiefste Ferne. — Menschen schienen hier oben nicht zu hausen, es rührte sich nichts; nur eine Waldbiene summte in raschem Fluge vorüber und an den Grasrändern der Steintreppe gaukelten zwei dunkle Schmetterlinge. — Nichts regte sich, als oben in der Höhe das stumme Blitzen des nächtlichen Septemberhimmels und fernher, von drüben aus der Holzung, klang das Schreien eines Hirsches. — Die Lampe brannte; es war tiefe Stille, nur zuweilen unterbrochen durch den draußen gehenden Wind und durch das Fallen einer späten Frucht im Garten.

Wie die Romantiker sieht auch Storm einen poetischen Schein um Menschen und Dinge. Nicht mit realistischer Aufdringlichkeit will er sie uns vor Augen stellen, sondern in einer gewissen verhüllenden Entfernung. Es ist, was Jensen als ‚das Unbestimmte, Verschleierte, schattenhaft Wirkende, uns mit den Augen eines Mittagsgespenstes schweigend Anblickende‘ seiner Dichtungen bezeichnet. Mit dem Bestreben, die Wirklichkeit poetisch zu erhöhen, hängt es auch zusammen, wenn ein Feiertagsgefühl bei ihm vorwiegt, während die Arbeit des Werkeltages zurücktritt.

Alles Gesagte geht mehr die älteren Novellen an. Seit den siebziger Jahren hat Storm größere Bestimmtheit in der Darstellungsweise angestrebt. Es handelt sich bei ihm um ‚40 Jahre des Schaffens, das auf dem Gebiete der psychologischen Novelle die große Entwicklung von geringen Anfängen, gleichsam nur hingehauchten Stimmungsbildern bis zu der episch-dramatischen Konfliktsnovelle durchlaufen hat‘ (A. Biese). Aber auch in den früheren Dichtungen ist er doch weit von der Verschwommenheit und Nebelhaftigkeit der Romantiker entfernt. Flüchten diese oft ganz und gar aus der Wirklichkeit in ihre selbstgeschaffene Welt, und irren sie nicht selten in bodenlose Phantastik hinein, wo die Möglichkeit der Anschauung aufhört und man etwa nur noch die dämmerhaft verworrene Stimmung nachempfinden kann, so hat Storm seinerseits das wirkliche Leben mit seinen Erscheinungen niemals ganz verlassen. Seine Naturschilderungen bieten immer neben der Stimmung das, freilich poetisch umschleierte, Bild; sie sind nicht verschwommen verallgemeinert, sondern weisen stets auf eine bestimmte Wirklichkeit, namentlich auf die heimatliche Landschaft hin. Die Heide mit all ihrer träumerischen Einsamkeit, das Moor mit seiner wildöden Verlassenheit, hat er für die hochdeutsche Dichtung erobert, während Klaus Groth dasselbe für die plattdeutsche geleistet hat.

Mit den Romantikern teilt Storm die, wie wir schon sahen, bereits durch Jugend- und Heimatseindrücke in ihm geweckte Neigung zum Sagen- und Märchenhaften; aber er verwendet derartige Elemente in andrer, mehr künstlerischer Weise. Nur als schreckhafte Möglichkeit tauchen sie auf: so gedenkt Reinhard in der Einsamkeit des Waldes der Elfen, so der Schlittschuhläufer des Sargfisches, der in den untersten Gründen des Wassers hausen soll und nur heraufsteigt, wenn der See sein Opfer haben will; so fällt dem Helden in ‚Waldwinkel‘ plötzlich die Sage vom Erntekind ein, das dem, der es im Korne liegen sieht, die Augen brechen machen soll. Auch als Volksaberglaube im Munde einfacher Leute tritt das Sagenhafte auf. So raunt die Bettlerin in ‚Auf dem Staatshof‘: ‚Es geht was um in Eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen‘; so behauptet der alte Finkeljochim, das Heulen und Pfeifen des Sturmes um die Kirchturmecke sei das Schreien der Toten in den Gräbern, und die alte Margret meint, sie trage ein Kämmerchen in ihrem Kopf, drin spiele ein totes Kind.

Wie Storms Naturschilderungen sich durch Anschaulichkeit und bestimmte Färbung von den verschwimmenden Ideallandschaften der Romantiker unterscheiden, so bietet er auch in seinen Menschen keine unter dem Blick zergehenden, sondern lebensvolle, faßbare Gestalten, wenn diese auch immerhin in den älteren Novellen ziemlich weiche Umrisse zeigen. Wie er ausgeführte Naturschilderungen in der Art Stifters, die leicht die Darstellung des Menschengeschicks überwuchern, verschmäht und nur die wesentlichsten Züge des Naturbildes gibt, überhaupt die Natur nicht sowohl schildert, als uns empfinden läßt, so verfährt er auch bei der Zeichnung seiner Personen und handelt damit nach Diderots Worten: ‚Der wahre Geschmack hält sich an ein oder zwei Merkmale und überläßt den Rest der Phantasie.‘

Des Menschen Seele ruht für Storm im Auge. Er ist unerschöpflich an Beiwörtern und bildlichen Wendungen, die dieses angehen. Seine Frauen und Mädchen haben schöne gläubige Augen, ruhig blickende von kindlicher Klarheit, schwesterliche, gefirmte lichte Falkenaugen, große erschrockene Kinderaugen, oder schöne sündhafte, verirrte, ruhe- und heimatlose, große brennende, tote Augen. Augen mit dem blauen Strahl des Edelsteins begegnen uns und Augen, die still wie die Nacht ein holdes Geheimnis sind, Augen, die in entlegene Fernen oder in jähe Abgründe zu blicken scheinen, schwarze Augen, die einen See ausbrennen könnten, und Augen, von denen es heißt, sie seien ein halbes Dutzend Jahre älter als das Mädchen selbst. Der Held sieht der Geliebten Augen wie zwei Sterne untergehen, oder ihre großen glänzenden Augen sind wie ein Abgrund unter ihm, halten ihm stand, daß er bis in die allerdunkelsten Tiefen sehen kann, oder er sagt zu ihr: ‚Agnes, ich pflück' dir die Veilchen aus den Augen'. Die Männer haben schöne blaue, raschblickende, resolute Augen, dunkle Augen, in die sich die ganze verlorene Jugend gerettet zu haben scheint, tiefliegende Augen, die das Wesen der Dinge einzusaugen scheinen. Aber auch verglaste, kleine zusammengeschnürte, blanke braune Augen begegnen, und Augen, die unbeweglich wie die eines jungen Raubvogels auf dem Antlitz des Mädchens liegen.

Ein besonderer Zauber ruht für Storm in der Frauenhand: Elisabets blasse Hand verrät Reinhard alle geheimen Schmerzen des geliebten Weibes — in einem besonderen Gedicht hat Storm das Motiv ausgeführt —, und die vom Mondlicht verklärte Mädchenhand weckt im Herzen des Jünglings jenen Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenlust und dem schmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit so wunderbar gemischt ist. — Auch die besondere Art und Färbung des Haars,

namentlich der Frauen und Mädchen schildert uns der Dichter gern.

Schon hervorgehoben ist, daß Storm sich zu Heldinnen gern leichte, zärtliche Mädchen- und Frauengestalten wählt, die sich von der derben, schwerfälligen Art des Landes abheben, dort nicht zu Hause zu sein scheinen, sich mit einer einfachen Vornehmheit kleiden — dabei ist das weiße Gewand beliebt — und etwas Apartes, Exklusives an sich haben. An der schlanken Gestalt hängt dann das Auge des Liebenden, an der anmutigen Biegung ihres Nackens, über dem im Herbsthauche die goldblonden Härchen wehen; von Elisabet in „Immensee' heißt es: ‚Sie ging schön, als wenn sie von ihren Kleidern getragen würde.' Gern geschieht auch der Stimme Erwähnung; ihr Klang bleibt dem Dichter in der Erinnerung wie die Laute der Natur. Die tiefe, etwas verdeckte Altstimme begegnet uns oft bei den Frauen, die milde Baritonstimme bei den Männern. Es gibt Stimmen, aus denen es wie Glockenlaut schlägt, die einen lichten Vollklang besitzen und aus denen uns eine schöne Lebensfülle entgegendrängt, aber auch solche, aus denen ein schneidender Ton wie ein verborgenes Messer hervorschießt, in denen etwas bebt, das wie ein lauernd Raubtier auf dem Sprunge liegt, oder deren tremulierendes Falsett wie eine flatternde Krähe über dem Gesang der Gemeinde schwebt. Von ‚Psyches' Lippen kommt ein Laut, so leise wie das Springen einer Knospe, klagend wie von einer verwundeten Hindin. Auch das Mädchenlachen, wenn es süß und silbern durch den Sommertag fliegt, tut es dem Dichter an; Fränzchen in der Skizze ‚Im Sonnenschein' lacht so leicht, so mühelos; es läuft über sie hin wie ein Windhauch über den See.

Lessing sagt im ‚Laokoon': ‚Was Homer nicht nach seinen Bestandteilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Malet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zu-

neigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursachet, und ihr habt die Schönheit selbst gemalet'; und weiter: 'Ein andrer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung'. Namentlich diese zweite Forderung hat Storm aufs vollkommenste erfüllt; darin, daß er Schönheit in Reiz zu verwandeln versteht, beruht ein großer Teil des Zaubers seiner weiblichen Gestalten:

Noch sehe ich sie vor mir, die kleine leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin- und herschwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar schien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen ging. — Sie legte ihren kleinen Fuß in seine Hand, löste ihre schwere Haarflechte, die sie drückte, so daß sie lang in ihren Schoß hinabfiel, und streckte sich dann mit geschlossenen Augen in die weichen Polster. — Sie war unglaublich schön, jene Frau; unglaublich! wenn sie sich in ihrer Hängematte schaukelte, in ihren weißen Gewändern zwischen den grünen breiten Blättern der Mangrove, unten die Bai im Sonnenglanz, darüber der stahlblaue Tropenhimmel; wenn sie mit ihren Vögeln spielte oder die goldnen Bälle in die Luft warf! — Als wir dann in unsrer Kammer waren, als sie mir keinen Blick gönnte, sondern wie zornig Gürtel und Mieder von sich warf, und als sie dann mit einem Ruck den Kamm aus ihren Haaren riß, daß es wie eine goldene Flut über ihre Hüften stürzte, ich glaub' fast, daß es mich nur noch mehr betörte.

Das sind einige Beispiele; sie ließen sich leicht sehr vermehren. Wo die Schönheit in Ruhe ist, läßt der Dichter gern die Natur irgendwie bewegt sein und erzielt damit eine ähnliche Wirkung des Reizes:

Damals lag noch der Duft der Jugend auf ihren Wangen. Durchs Fenster fielen die Schatten der jungen Pappelblätter auf ihre Stirn und bewegten sich leise hin und wieder, während sie die Augen auf ihre Arbeit niedergeschlagen hatte. — Noch heute zeigt man eine alte Linde: hier habe man derzeit die beiden schönen Menschen oftmals stehen sehen, wie sie Hand in Hand über das weite Flußtal hinausschauten, während der Sommer-

wind in ihren blonden Haaren wehte; auch abends wohl, dem Schrei der wilden Schwäne horchend, die im Sternenschein dem Wasser zuflogen.

Nicht bloß das Schöne, auch das Charakteristische läßt Storm in Bewegung vor uns erscheinen, so, wenn wir in der Novelle „Im Schloß" die alte Exzellenz im Zwielicht in dem öden Rittersaale mit seinem Rohrstock auf- und abwandern sehen, den weißen Kopf gesenkt, nur zuweilen vor einem der alten Bilder stehen bleibend oder aus den schwarzen Augen von unten auf einen Blick zu seiner Tochter hinüberwerfend. Auch den Affekt malt er gern durch Bewegung:

Da stand sie mitten im Zimmer kreideweiß und nagte sich auf den Lippen, daß ihr das Blut übers Kinn lief. — Er drückte die Faust gegen seine Brust, als könnte er das rasende Klopfen seines Blutes damit zurückdrängen. — Er fühlte einen Schrei in seiner Brust aufsteigen; aber er biß die Zähne zusammen und erstickte ihn.

Nochmalige ausdrückliche Hervorhebung verdient der schon öfter berührte heimatlich norddeutsche Zug, der sich durch Storms ganze Poesie, durch die Lyrik ebensogut wie durch die Novellistik, hindurchzieht. Ja nicht selten geht das noch weiter. Familienerinnerungen, die Erlebnisse oder die Charaktere dieses oder jenes Verwandten haben recht oft in seinen Novellen einen Niederschlag gefunden. Und wie die Natur und die Menschen bei ihm auf heimatlicher Grundlage ruhen, so verleugnen auch Stil und Sprache sie nicht. Niederdeutsche Worte und Wendungen fließen oft ein; auch kleine Gespräche in der Volksmundart finden sich. Er nennt die Dinge bei dem Namen, den sie in seiner Heimat haben und sucht brauchbare Worte aus dem heimatlichen Platt in die hochdeutsche Schriftsprache überzuführen; namentlich hat er auch das Volkssprichwort ausgenutzt. Aber wie er keine streng realistische Darstellung anstrebt, so auch keinen durchgeführten Realismus der Sprache. Auf

volkstümlicher Grundlage ruhend erhebt sich diese doch zu dichterischer Schönheit. Indem der Dichter ihr das eigenartige Gepräge seines Geistes aufdrückt, erhält auch sie etwas Schwebendes, das mitunter wie ein Schauer berühren kann. A. W. Schlegel rühmt einmal an Tiecks ‚Blondem Ekbert‘ die stille Gewalt der Darstellung und hebt hervor, daß das Geheimnis des Märchens besonders in der Schreibart liege, in der sehr einfach gebauten, aber wahrhaft poetisierten, d. h. durchweg von poetischer Stimmung angehauchten Prosa. Das gilt auch von Storms Stil, und es gibt nur ganz wenige deutsche Dichter, bei denen sich die unsrer Muttersprache innewohnende Schönheit und ihr natürlicher Adel in dem Grade bekunden, wie bei ihm, mag er auch manche Töne, über die sie verfügt, nur selten erklingen lassen. Eine Dichtung wie ‚Psyche‘ z. B. zeigt einen fortreißenden lyrischen Schwung, wie ihn die deutsche Prosa nur in ganz wenigen Fällen erreicht hat. Dabei leidet sein Stil keineswegs an Einförmigkeit; vielmehr steht ihm auch der charakteristische Ausdruck voll zu Gebote, und immer versteht er es, die Sprache dem Stoffe anzupassen. Ein besonderer Reiz derselben liegt in der Fülle schöner bezeichnender Beiwörter. So spricht er in seinen Liedern von ‚blauen Märchenwundern‘, von ‚stillem Sommersonnenschein‘, von ‚märchenstiller Herrlichkeit‘, von der ‚blühenden, klingenden Welt‘, von ‚junger sonniger Liebe‘; manches andre ward schon gelegentlich erwähnt. Geradezu zum geflügelten Wort geworden sind die ‚goldnen Rücksichtslosigkeiten‘, und auch ‚Vom grauen Strand‘ ist nicht mehr weit davon entfernt.

Die immer gültigen Gesetze, die das 18. Jahrhundert in der Fassung ausgesprochen hat: ‚Nicht alles, was die Kunst vermag, soll sie vermögen‘ und ‚Der Künstler muß sich über die gemeine Natur erheben‘ — sie haben Storm bei seinem Schaffen geleitet.

Wenn wir noch einmal auf sein Schaffen als Dichter, namentlich als Erzähler zurückschauen, so dürfen wir auch den Einfluß der Romantiker, so stark er namentlich im Anfang gewesen sein mag, doch nicht überschätzen. Wichtiger jedenfalls war sein eigenes Erleben und Empfinden, sehr bedeutsam die Einwirkung der heimischen Natur, recht innig vielfach der Zusammenhang zwischen seiner Lyrik und seinen Novellen. Daß auch er im Strom der literarischen Entwicklung stand, daß er von andern Dichtern und Erzählern beeinflußt wurde, ist selbstverständlich. Aber jedenfalls gehörte er nicht zu den mehr oder weniger geschickten Nachahmern, sondern zu den großen selbständigen Talenten, die das Beste aus sich selbst schöpfen. Darum werden seine bedeutendsten Leistungen auch noch weiter leben, wenn die Nachahmer trotz ihrer anfänglich vielleicht viel größeren Erfolge längst vergessen sind. Auch darin bewährt er sich als echter Meister, daß sein Schaffen sich in einer deutlich aufsteigenden Richtung bewegt, daß gerade seine letzten Novellen auf einer außerordentlichen Höhe stehen. Jedenfalls fehlt die Erscheinung bei ihm gänzlich, die uns bei mehreren der bedeutendsten Dichter der jetzigen Zeit so betrübend entgegentritt, daß auf glänzende Anfänge schmerzliche Rückschläge folgen, daß wohl gar die Fähigkeit zu wahrhaft großen Leistungen ganz verschwunden zu sein scheint. — Aber auch zum modernen Realismus stand Storm durchaus nicht im Verhältnis des bloßen Gegensatzes. Wie stark die realistischen Elemente in vielen seiner späteren Novellen sind, wie wenig er der Sinnlichkeit ihr gutes Recht verkürzt, das hat A. Biese schon 1888 in dem inhaltreichen Hefte ‚Theodor Storm und der moderne Realismus' mit vollem Recht kräftig hervorgehoben. Ebenso entschieden betont er aber natürlich, wie fern Storm dem naturalistischen Realismus etwa eines Zola stand und nach seiner ganzen Art stehen mußte. Bei ihm verketten sich eben Glücksgefühl, Daseinsfreude und Vergäng-

lichkeitsbewußtsein. So stark das letztere bei ihm war, mächtiger blieb doch das Gefühl, das er noch im 63. Jahre in den uns schon bekannten Worten aussprach: Wie köstlich ist es zu leben, bloß zu leben! Jener Humor, der mit vollem Verständnis für die schweren Rätsel des Daseins nicht nur vereinbar ist, sondern es geradezu voraussetzt, er kommt auch in Storms dichterischen Schöpfungen sehr oft aufs schönste zur Geltung.

Der vorstehende Rückblick war schon geschrieben, als dem Herausgeber Paul Bessons schöner Aufsatz ‚Un poète de la vie intime. Les romans et nouvelles de Théodore Storm' im 2. Jahrgang der Revue Germanique (Paris 1906), S. 291—315 und A. Bulliods wertvolle Arbeit ‚Les sources de l'émotion dans l'œuvre de Theodor Storm' im 3. Jahrgang derselben Zeitschrift (1907), S. 66—85, 181—217) bekannt wurden. Ihr Gedankengang berührt sich natürlich vielfach mit eben Gesagtem oder sonst gelegentlich Vorgebrachtem. Aber er kleidet sich oft in so glückliche Form und bietet daneben so wertvolle Ergänzungen, daß selbst auf die Gefahr mancher Wiederholung hin noch darauf eingegangen werden soll. Daß wir Franzosen, für die doch ein wirkliches Sicheinleben in einen so durchaus deutschen Dichter besondere Schwierigkeiten bietet, diese Bereicherung der Stormliteratur verdanken, ist sehr erfreulich.

Besson weist zunächst, etwas übertreibend, darauf hin, daß die lyrische Inspiration unseres Dichters ganzes Schaffen beherrsche; dann bespricht er sehr hübsch dessen Gabe, eine volle Harmonie zwischen seinen Personen und dem Leser hervorzurufen. Für das erinnerungssüchtige und resignierte Wesen der Helden und Heldinnen namentlich seiner früheren Novellen findet er schöne Worte; er nennt jene so hypnotisiert durch die Vergangenheit, daß sie meist unfähig seien, die Gegenwart mit sicherem Griff zu erfassen. Für die umfangreiche Verwertung von Familienerinnerungen durch Storm findet er die beträcht-

lich übertreibende Fassung, man habe in seinen Werken alle Elemente zu einer Biographie seiner Aszendenten bis ins dritte Glied, und weist dann mit Recht darauf hin, wie gern der Dichter überhaupt eine persönliche Beziehung zwischen sich und den Personen seiner Dichtungen herstelle. Gut sind seine Ausführungen über die geschickte Vermischung des Imaginären und Wirklichen, der romantischen und realistischen Elemente bei Storm. Entschiedener noch als Biese betont er, daß diese, besonders auch was die sinnliche Seite der Liebe angeht, stärker sind, als man oft meint, und weist kräftig auf die uns schon bekannte Bedeutung der Vererbungstheorie für des Dichters Schaffen hin. Besonders gut erweist er die ganz überwiegende Rolle, die neben gelegentlicher Sentimentalität das echte Gefühl bei ihm spielt. Er läßt die interessantesten aus der großen Zahl von originellen Gestalten Storms vor uns auftreten und charakterisiert sehr fein eine Anzahl seiner Frauen- und Mädchenfiguren. Die große Linie einer fortschreitenden Entwicklung in unseres Dichters Schaffen, die schon hervorgehoben wurde, hat Besson leider nie ausdrücklich betont.

Bulliod geht aus von Storms unendlich engem Zusammenhang mit seinem Heimatboden. Diesen habe er durch seine außerordentliche Erinnerungsstärke auch in der Fremde bewahrt und so seine Dichterkraft sich erhalten. Ist es auch nicht richtig, daß der Aufenthalt in Heiligenstadt nicht die geringste Spur in seinen Schöpfungen hinterlassen habe („Veronika" beweist das Gegenteil) wahr bleibt, daß dem Landschaftsbild seiner Heimat gegenüber, das er mit unendlicher Liebe in allen seinen Zügen schildert, kein andres sich kräftig geltend zu machen vermochte. Sehr eng fühlt sich Storm und fühlen sich seine Helden mit der Natur verknüpft. Dies alles zeigt Bulliod sehr reizvoll. Er hat, wie wir schon wissen, auch recht mit der Behauptung, daß unser Dichter bei voller Toleranz den Glaubenssätzen des

Christentums sein Leben lang ganz fern stand; aber er überspannt den Einfluß dieses seines persönlichen Standpunktes auf seine Schöpfungen. Er schreibt ihm sogar eine gewisse Sympathie für das Heidentum zu und verkennt, wieviel Gemütschristentum in dem Manne lebte, der den Zauber des Weihnachtsfestes so tief wie wenige empfand. Schön spricht er dagegen von den Kindergestalten Storms, der ja an seinen eignen Kindern mit so inniger Liebe hing und von der großen Zahl der unter sich so verschiedenen, aber stets reizvollen jungen Mädchen, die wir bei ihm finden. „La jeune fille figure", sagt er S. 197 „aux yeux de Theodor Storm la plus parfaite et la plus heureuse réalisation de beauté, dont l'humanité soit susceptible". Wie sich diese Mädchen der Liebe gegenüber verhalten, das finden wir in der verschiedensten Art dargestellt. Recht häufig sehen wir sie oder auch die Männer verzichten, sei es aus Mangel an Kraft, sei es mit Entschlossenheit sich in ein herbes Geschick fügend. Liebesbündnisse enden wiederholt tief tragisch; doch ist für Storm eine Ehe mit gegenseitiger größter Opferbereitschaft das größte Glück. Nach dem Tode der Frau überträgt der Gatte wiederholt die ganze Liebe, die ihr galt, auf die Kinder, so geht es zum Unheil Hans Kirch und Carsten Kurator; die reinste Vaterliebe zeigt Hauke Haien. Der häusliche Herd ist für Storm das Zentrum des Gefühlslebens. Soweit Bulliod.

Stets hat Storm nur voll Ausgereiftes gegeben und dabei auch im kleinen, bis auf einzelne Wendungen und Worte die nie ermüdende Sorgfalt des echten Künstlers gezeigt. Auch diesen Punkt beleuchtet, nach Mitteilungen des Dichters, A. Biese in einem sehr schönen Aufsatz seines Buches ‚Pädagogik und Poesie'. N. F. 1905 (S. 178—202). Er war sich des hohen Wertes seiner dichterischen Schöpfungen voll bewußt. ‚Auch bei mir hat, so schreibt er 27. März 1859 in die Heimat über diesen Punkt, ‚der unsichtbare Stern auf meiner Brust seine Wirkung

nicht verfehlt‘. Aber er verkannte auch die Schwächen, die mancher seiner Novellen, wie allem Menschenwerk, anhaften, durchaus nicht und ließ sich von wirklich kunstverständigen Freunden gern darauf aufmerksam machen. Er wußte vor allem auch sehr genau, was er nicht konnte, und hielt sich stets streng innerhalb der Grenzen seiner eigentlichen Begabung. Der große Novellist hat sich nie an einen wirklichen, weite Lebenskreise umspannenden Roman gewagt. Er hat sich vollends von Versuchen auf dem Gebiete des Dramas, von dem er wenig zu verstehen offen bekannte — der Name Shakespeares kommt z. B. in seinem Briefwechsel mit Keller nur zweimal vor — ängstlich ferngehalten. Auch diese Selbstbeschränkung unterscheidet ihn vorteilhaft von vielen Modernen, die gern auf allen Gebieten sich versuchen, meist ohne auch nur auf einem wirklich Mustergültiges zu schaffen. Die hohe kritische Urteilsfähigkeit, die er mit schöpferischer Dichterkraft verband, machte ihn natürlich zu einem außerordentlich wertvollen Berater andrer Dichter. Namentlich sein Briefwechsel mit Gottfried Keller enthält dafür die vollgültigsten Zeugnisse, und allein die Erörterungen über die Umarbeitung des ‚Grünen Heinrich‘ füllen eine ganze Reihe von Seiten und erwiesen sich für den großen schweizerischen Dichter als höchst wertvoll.

Was die Schätzung betrifft, die Storm bei wirklich Kunstverständigen und beim großen Publikum gefunden hat, so läßt sich zunächst das eine Erfreuliche feststellen, daß ihm das bittere Los verschiedener großer Dichter anfangs und vielleicht längere Zeit ganz verkannt zu werden, erspart geblieben ist. Auch in dieser Beziehung ist ihm ein glückliches Geschick beschieden gewesen. Daß das größere Publikum nicht gerade seine wirklich bedeutendsten Schöpfungen am meisten las, daß er für dieses viel zu lange der Dichter von „Immensee‘ blieb, daß seine Lyrik nur langsam zu größerer Anerkennung sich durchrang,

das sind Dinge, die ähnlich auch dem vom Glück begünstigten Dichter fast immer widerfahren werden. Die wirklichen Kenner fanden von Anfang an gerade für seine besten Sachen Worte der wärmsten Anerkennung. Hier sollen lediglich einige besonders bezeichnende Stellen aus Briefen der ihm Nächststehenden noch erwähnt werden. Emil Kuh schreibt an Storm, als er die erbetenen biographischen Mitteilungen erhalten hat (‚an Goethes Geburtstage 1873‘):

Ich schicke Ihnen von Capri aus ein kahles Schema dessen, was mir an biographischen Notizen aus Ihrer Feder wertvoll und erwünscht wäre, und aus dem seebespülten Holstein empfange ich das tauigste Bild, das ein Dichter überhaupt zu bieten vermag . . . Sie sind geradezu außer stande anders als dichterisch zu erzählen, auch wo Sie nur mitzuteilen und dem Ihnen ganz eigentümlichen Zauber zu entrinnen suchen, daß Sie Vergangenes und Gegenwärtiges miteinander verweben, wobei die klaren Umrisse des Wachens und die feinen Übergänge des Traumes sich zusammenfinden.

Und wie feinsinnig und schön führt folgende Stelle (im Anschluß an ‚Viola tricolor‘) aus einem andern Briefe Kuhs (vom 12. März 1874) in die Tiefen von Storms Kunst:

Ihre jüngste Erzählung hat mir in die Geheimnisse der Kunstformen hineingeleuchtet, so daß ich Dinge sah, die ich früher nie so deutlich gesehen. Es waltet in ihr eine lyrische Empfindung, welche die lyrische Form als solche nicht mehr zu ertragen imstande wäre; ein Fieber, unter dem das lyrische Gedicht sterben müßte, weil dessen Hülle eine zu leichte ist. Dabei wollen Sie nie die letzte Schwingung, den letzten noch hörbaren Ton anschaulich machen und erklingen lassen, wie dies Hebbel und Ludwig wollen, die Frevler des Intimen. Sie empfinden genau, daß die Kunst das vorletzte darstellen soll, nicht das letzte.

Von Gottfried Kellers Briefwechsel mit Storm und seiner ungemeinen Wertschätzung der dichterischen Schöpfungen wie des literarischen Urteils desselben war schon so viel die Rede, daß wir einzelne Stellen hier nicht mehr anzuführen brauchen.

Dagegen lohnt es sich, eine briefliche Äußerung Paul Heyses gegenüber Storm aus dem Jahre 1874 wiederzugeben, die unsern Dichter so erfreute, daß er sie am 27. November dieses Jahres Emil Kuh mitteilte, und die in der Tat das tiefste und verständnisvollste Interesse für Storms künstlerische Art verrät:

Sie werden kaum einen Leser finden, der Ihrem Stil so bis in alle kleinsten Schattierungen nachgeht, all Ihre Kunst im Andeuten, Fallenlassen, in heiteren und dunklen Halbtönen so zu würdigen weiß. Und daß Sie bei Ihrer Neigung zum Zarten und Pastellartigen niemals der Schärfe und Schneidigkeit, wo man ihrer bedarf, sich entwöhnt haben, daß mitten in Ihrem niederländischen Stilleben der starke Herzschlag, der erschütternde Naturlaut durchbricht, das ist es, was Ihnen alle Stormianer vergebens nachmachen möchten.

Ein ‚Auflagenmann' war Storm abgesehen von „Immensee' allerdings zeitlebens nicht, und noch heute sind Bücher wie ‚Carsten Kurator' und ‚Der Herr Etatsrat' im Einzeldruck nicht neu aufgelegt; aber man darf dabei nicht vergessen, daß seine ‚Sämtlichen Werke' schon in 24 Auflagen verbreitet sind. Von den Gedichten war schon oben die Rede. Von einzelnen Novellen hat es ‚Auf der Universität' auf 5, ‚Zur Chronik von Grieshuus' auf 7, ‚Der Schimmelreiter' sogar bereits auf 19 Auflagen gebracht. Das sind, wenn man die Verhältnisse unbefangen erwägt, immerhin keine ungünstigen Ergebnisse. Zum Modedichter eignet sich ein Storm nun einmal nicht, und ein solcher hat er auch nicht werden wollen, so sehr er bedauerte, daß seine reifsten Schöpfungen sich nicht rascher Bahn brachen. Aber dies Los teilt er mit vielen von den besten unter unsern Erzählern. Wie langsam errang sich, um nur einen zu nennen, der uns nun auch entrissene Wilhelm Raabe für seine späteren bedeutendsten Werke einen größeren Leserkreis; für wie viele blieb er zeitlebens ausschließlich der Verfasser der ‚Kinder

von Finkenrode' und des ‚Hungerpastors' genau wie Storm der von ‚Immensee'!

Und die letzten Lebensjahre brachten diesem doch schöne Beweise dafür, daß die Überzeugung, ihm gebühre ein Platz in der Reihe unsrer ersten Dichter und Erzähler, allmählich allgemein geworden war. Schon das Fest, das ihm Freunde und Verehrer — so recht im Sinne des Dichters mit ihren Damen — bei seiner letzten Anwesenheit in Berlin im Jahre 1884 veranstalteten, gehört hierher. Aber sein höchster Ehrentag war doch der 14. September 1887, an dem er, erst vor einigen Monaten von schwerer Krankheit erstanden, sein 70. Lebensjahr vollendete. Aus ganz Deutschland — wenn auch die Schleswig-Holsteiner vorwogen — waren Verehrer von ihm dazu nach Hademarschen geeilt; auch das erste Exemplar dieses nun in dritter Auflage vorliegenden Buches wurde ihm an diesem Tage überreicht. Am Abend brachten ihm die Bewohner von Hademarschen, stolz auf ihren ‚Herrn Rat', eine Huldigung; seine Vaterstadt Husum ernannte ihn zum Ehrenbürger. Die peinlichen Empfindungen, die die unverkennbar auf Geibel gemünzten Klagen seiner Rede beim Festmahl über ungerechte Hintansetzung hinter andern Dichtern hervorgerufen hatten, wichen am Abend einer frohbewegten Stimmung, und des Dichters Bericht an Gottfried Keller über die Feier, wenngleich von leiser Wehmut durchzittert, zeigt doch, daß sie ihn freudig gestimmt hatte.

Wilhelm Jensen, der ihn vorher längere Zeit nicht gesehen hatte, war es, wie er in seinen ‚Heimat-Erinnerungen' berichtet, schon bei dieser Gelegenheit aufgefallen, daß Storm, so tapfer er sich hielt, wirklich gealtert hatte; völlig gesund hat er sich im letzten Lebensjahr wohl nur an wenigen Tagen gefühlt. Aber bis in den Februar 1888, wo er, wie wir wissen, den ‚Schimmelreiter' vollendete, ging es ihm doch im ganzen leidlich. Er

ahnte wohl, daß ihm kein langes Leben mehr beschieden sei, und seine Briefe klingen wehmütiger, als man es bei ihm gewohnt ist. Aber er wußte doch nicht, daß er seine letzte Dichtung vollendet habe. In guten Stunden schrieb er einzelne Partien aus einer im Kopfe zum größten Teile fertigen neuen Novelle. ‚Das Armsünderglöcklein‘ und das schon erwähnte Bruchstück seiner Jugenderinnerungen nieder und erhob sich immer wieder zu der Hoffnung, daß ihm der Sommer neue Kraft bringen werde. Erst in den letzten Tagen seines Lebens wußte er, daß sein Ende nahe sei. Am 4. Juli verschied er sanft, nachdem er alle seine Kinder noch einmal wiedergesehen hatte;*) sein Leiden war ein langsam fortschreitender, nicht sehr schmerzhafter Magenkrebs gewesen.

Und geht es noch so rüstig
Hin über Stein und Steg,
Es ist eine Stelle im Wege,
Du kommst darüber nicht weg.

So hatte er einst gesungen; nun war es erfüllt.

Bestattet wurde er im Erbbegräbnis der Familie zu Husum, und im dortigen Schloßpark steht auch das ihm geweihte, am 14. September 1898 enthüllte, von seinem Landsmann Adolf Brütt stammende Denkmal.

Dreiundzwanzig Jahre sind seit seinem Tode dahingegangen; aber durch seine Werke lebt er unter uns fort. Die Gefahr,

*) Eine eingehende pietätvolle Schilderung seiner letzten Tage hat uns seine Tochter Gertrud Storm gegeben (Westermanns Monatshefte, Bd. 97, S. 132—138).

die einige Jahre zu drohen schien, daß der Naturalismus die Vorherrschaft gewinnen und damit das Interesse für eine idealistische Dichtergestalt, wie es Storm war, sich sehr mindern würde, ist vorübergezogen. In der heutigen Zeit, in der verschiedene literarische Strömungen nebeneinander mehr oder weniger kraftvoll um Geltung ringen, ist auch für einen Poeten Raum, der wie er romantische Empfindung mit psychologischem Tiefblick verbindet. Von einer Stormschen Schule wird man freilich kaum sprechen können. Insbesondere haben die jüngeren Schleswig-Holsteiner (von den älteren war schon die Rede), die heutzutage eine so hervorragende Stellung namentlich unter den erzählenden Dichtern deutscher Zunge einnehmen, natürlich alle, schon infolge der gleichen Heimat, gewisse Züge mit ihm gemeinsam, wie dies für mehrere Wilhelm Lobsien in seinem verdienstlichen Buch ‚Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart‘ (1908) gut betont; aber sie sind doch auch sämtlich von ihm und die meisten auch untereinander sehr verschieden — eine Tatsache, über die sich gerade Storm selbst, der entschiedene Gegner der Anempfinder und Nachahmer, von Herzen freuen würde. Und auch die tüchtigen Erzähler und Lyriker andrer deutscher Gaue erweisen sich wohl in dem und jenem als von ihm angeregt; aber keinen von ihnen möchte man geradezu als Stormianer bezeichnen. Diese Bezeichnung würde nur auf kleinere Geister passen, die ja auch Paul Heyse bei seiner oben erwähnten Äußerung im Auge hat. Aber wenn Storm keine Schule gemacht hat — was auch gewiß nie sein Ehrgeiz war — seine Geltung als Dichter ist, wenn nicht alles täuscht, noch im Steigen. Und wenn er auf einen Brief Kuhs, in dem dieser seine Erzählungen klassisch genannt hatte, erwiderte (1. September 1872):

Zur Klassizität gehört doch wohl, daß in den Werken eines Dichters der wesentliche geistige Gehalt seiner Zeit in künstlerischer Form abgespiegelt ist, und werde ich mich jedenfalls mit einer Seitenloge begnügen müssen. . . .

so hat er sich damit in jeder Beziehung richtig eingeschätzt. Für das echte Lied und für die Novelle gehört er zu den Klassikern der deutschen Literatur; ein Teil seiner Schöpfungen muß zu den im höchsten Sinne wertvollen und zu langem Fortleben bestimmten Erzeugnissen deutscher Dichtkunst gerechnet werden.

Anhang.

Literaturnachweise.

I.*)

Von Aufsätzen und Vorträgen über Storm benutzte ich die folgenden:

Erich Schmidts Essay, zuerst 1880 in der ‚Deutschen Rundschau‘ erschienen, wieder abgedruckt in seinen ‚Charakteristiken‘ (Berlin 1886).**) Ihm verdanke ich vielfache Anregung und sein Urteil nicht bloß, auch dessen Fassung erschien mir öfters in dem Grade zutreffend, daß es mir unmöglich war, für ein gleiches Empfinden zu einem andern Ausdruck zu gelangen.

Ludwig Pietschs ‚Lebensskizze‘ im 25. Bande von ‚Westermanns Monatsheften‘ (1868, Oktoberheft). Mehrfach von mir, namentlich für äußere Daten, benutzt.

Emil Kuhs Aufsätze über Storm, fünf an der Zahl, 1874 im Feuilleton der ‚Wiener Abendpost‘ erschienen.

Wilhelm Jensens Skizze im ersten Bande der ‚Deutschen Dichtung‘ (1886, Dezemberheft).

Ed. Tempeltey. Theodor Storms Dichtungen (Vortrag, Kiel 1867).

Theodor Plüß. Theodor Storms Dichtungen (Vortrag, o. O. u. J.).

*) In diesem ersten Abschnitt ist die von Paul Schütze für die 1. Auflage dieses Buches benutzte Literatur verzeichnet. Ich habe ihn fast ganz unverändert gelassen, abgesehen davon, daß ich die Bemerkung über Storms eigne Schriften strich. D. Hsg.

**) Die ‚Charakteristiken‘ (Bd 1) wurden nun auch in der 2. Auflage (1902) benutzt.

Für die Schilderung des alten Husum entnahm ich mehrere Züge dem Buche von Beccau: Versuch einer urkundlichen Darstellung der Geschichte Husums bis zur Erteilung des Stadtrechtes (Schleswig 1854).

Für die Darstellung der schleswig-holsteinischen Verhältnisse in den vierziger und fünfziger Jahren benutzte ich außer den bekannten historischen Werken die aus den unmittelbaren Eindrücken heraus, oft nicht vorurteilsfrei, verfaßten Schriften von Th. Lüders: Generalleutnant von Willisen und seine Zeit. Acht Kriegsmonate in Schleswig-Holstein. Von einem Schleswig-Holsteinschen Offizier a. D. (Stuttgart 1851); Die Herzogtümer im Jahr 1850 (Stuttgart 1853). Die Stimmung gab mir auch eine Erzählung Klaus Groths an: Wat en Holsteenschen Jung drömt, dacht un belevt hett vör, in un na den Krieg 1848; weiter lag mir seine Sammlung ‚Lieder aus und für Schleswig-Holstein' (Hamburg 1864) vor.

Die das zweite Buch einleitende Schilderung der literarischen Entwicklung Schleswig-Holsteins gedenke ich in einer eigenen größeren Schrift näher auszuführen. Für Frau Anna Ovena Hoyer verweise ich auf meinen Aufsatz in der ‚Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur-, Literatur- und Kunstgeschichte' (Jahrg. 1885, S. 539 ff.); ein Aufsatz von Erich Schmidt über dieselbe Dichterin befindet sich in dessen ‚Charakteristiken'

Oft konnte ich mich auf Mitteilungen stützen, die ich vom Dichter selbst, bei mehrfachem Besuche in seinem Hause und auch brieflich, empfangen habe. In den Angaben über sein äußeres Leben dürfte keine Unrichtigkeit unterlaufen.

Was die Absichten anlangt, auf denen meine Darstellungsweise beruht, so gilt mir das Wort Julian Schmidts im Vorwort zu seiner neubearbeiteten ‚Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis auf unsre Zeit': ‚Ich möchte für jeden Abschnitt der Geschichte nicht bloß den Gedanken, sondern die Farbe finden und wiedergeben, jede Stufe der Entwicklung zu einem Bilde gestalten, das sich dem Gedächtnis einprägt. Was man für die allgemeine Literaturgeschichte anstrebt, wird man bei dem einzelnen Dichter noch bestimmter wirksam sein lassen. Eine biographisch-literargeschichtliche Darstellung, die nicht bloß dem engen Kreise der Fachgelehrten dienen will, sondern sich an einen größeren Leserkreis wendet, erscheint mir verfehlt, wenn sie nicht imstande ist, die Stimmung zu überliefern, aus der heraus der Dichter geschaffen hat und die er beim Leser erzeugt; der ‚atmosphärische Ring', der ihn und seine Poesie umgibt, muß zur Erscheinung kommen. Wer so darstellt, wird in seinem Stil etwas von dem des Dichters annehmen, diesen selbst oft zu Worte kommen lassen

müssen. Dabei hat die direkte Kritik zurückzutreten; vielmehr muß sich die Kritik aus der Analyse der Dichtungen dem Leser wie von selbst ergeben.' Der Kundige wird leicht sehen, daß mich Otto Brahms ,Heinrich von Kleist' mehrfach, in der Anordnung des Stoffes und auch in Einzelheiten der Darstellung, angeregt hat.

II.*)

Theodor Storm. Sämtliche Werke. Neue Ausgabe in 8 Bänden. 9. bezw. 10. Auflage. Braunschweig, Westermann. 1903—04.

Theodor Mommsen, Theodor Storm, Tycho Mommsen. Liederbuch dreier Freunde. Kiel, Schwers Buchh. 1843.

(Theodor Storm). Lieder der Liebe von M. Ant. Niendorf (Besprechung). Im Literatur-Blatt des von Fr. Eggers herausgegebenen Deutschen Kunstblattes, 5. Jahrg. (1854), Nr. 4, S. 14—15.

(Theodor Storm). Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn von Klaus Groth. (Besprechung.) Ebd. Nr. 19, S. 75—76.

Theodor Storm. Deutsche Liebeslieder seit Johann Christian Günther. Berlin, Schindler. 1859.

Theodor Storm. Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie (zuerst 1870). 1. ill. Ausg. Leipzig, W. Mauke. 1875.

Theodor Storm. Nachgelassene Blätter. In der Deutschen Rundschau, Bd. 57 (1888), S. 341—46.

Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh. Veröffentlicht von Paul R. Kuh. In Westermanns Monatsheften, Bd. 67 (1889—90), S. 99—107, 264—74, 363—78, 541—54.

Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jakob Bächtold. Stuttgart, G. J. Göschen. 1891.

---

*) Hier folgt eine Zusammenstellung der von mir (zum größten Teile auch schon von Paul Schütze) benutzten Werke Storms, und weiter eine Übersicht der von mir neu benutzten Literatur über Storm. Bei letzterer habe ich die deutschen Literaturgeschichten und nur gelegentlich Eingesehenes sowie ganz Unwichtiges übergangen. Mehrere kleinere Schriften, die ich gern berücksichtigt hätte, waren mir leider nicht zugänglich. D. Hsg.

Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. 2. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Theodor Storm. Briefe in die Heimat aus den Jahren 1853—1864. Herausgegeben von G. Storm. Berlin, Karl Curtius. 1907.

Theodor Fontane. Briefe an Theodor Storm. (Herausgegeben von Otto Pniower). In der neuen Rundschau. Jg. 20, Bd. 4, S. 1465—1480. Berlin, Fischer. 1909.

Rosa Schapire. Aus Briefen Theodor Storms an Hans Speckter. In der Zeitschrift für Bücherfreunde. N. F. II, 1 (1910), S. 39—49.

Theodor Storm. Briefe an Friedrich Eggers. Herausgegeben von H. Wolfgang Seidel. Berlin, Karl Curtius. 1911.

Werner Deetjen. Theodor Storm und die Familie Scherff. In Westermanns Monatsheften. Bd. 110 (1911), S. 793—98.

Johannes Wedde. Theodor Storm. Einige Züge zu seinem Bilde. Hamburg, H. Gröning. 1888.

Feodor Wehl. Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Altona, Reher. 1888.

Alfred Biese. Theodor Storm und der moderne Realismus. (Literarische Volkshefte. Nr. 9.) Berlin, Eckstein. 1888.

Paul Remer. Theodor Storm als norddeutscher Dichter. Berlin, Schuster & Löffler. 1897.

Hugo Gilbert. Theodor Storm als Erzieher.*) Ein Versuch. Lübeck, Lübcke & Nöhring. 1904.

Willrath Droesen. Romantische Elemente bei Theodor Storm. (Dissertation, Bonn.) Dortmund, Ruhfus. 1905.

Karl Ernst Knodt. Theodor Storm als Lyriker. (Beiträge zur Literaturgeschichte. Hrsg. von Hermann Gräf. Heft 4.) Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik. 1906.

Hermann Todsen. Über die Entwicklung des romantischen Kunstmärchens. (Dissertation, München.) Berlin 1906.

Carl Meyer. Die Technik der Gestaltendarstellung in den Novellen Theodor Storms. Novellen der Frühzeit. 1847—1872. Dissertation. Kiel 1907.

*) nämlich zur Lebensfreudigkeit.

Hans Eichentopf. Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung. Dissertation. Marburg 1908.

Hans Bracher. Rahmenerzählung und Verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer und Theodor Storm (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Walzel. N. F. 2/3.) Leipzig, Hässel. 1909.

Erich Schmidt. Theodor Storm. In der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 36 (1893), S. 448—56.

Adolf Stern. Theodor Storm. In seinen Studien zur Literatur der Gegenwart. Dresden, C. A. Koch. 1895, S. 79—103.

Alfred Biese. Theodor Storm. In seinem Buche: Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker. Berlin, Besser. 1896, S. 94—118.

Otto Frommel. Theodor Storm. In seinem Werke: Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze. Berlin, Gebrüder Paetel. 1902, S. 87—114.

Alfred Biese. Pädagogik und Poesie. N. F. (S. 178—202). Berlin, Weidmann. 1905.

C. C. T. Litzmann. Emanuel Geibel. Berlin, Hertz. 1887.

Ludwig Pietsch. Wie ich Schriftsteller geworden bin. Bd. 1. Erinnerungen aus den fünfziger Jahren. Berlin, F. Fontane & Co. 1893.

Jakob Bächtold. Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. Bd. 1. 4. Aufl., Bd. 2. 1. Aufl., Bd. 3. 2. Aufl. Berlin, W. Hertz. 1894—97.

Theodor Fontane. Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. 2. Auflage. Berlin, F. Fontane & Co. 1898, besonders: Der Tunnel über der Spree, S. 255 ff.

Wilhelm Lobsien. Die erzählende Kunst in Schleswig-Holstein von Theodor Storm bis zur Gegenwart. Altona. 1908.

Paul Schütze. Theodor Storm. Zu des Dichters siebzigstem Geburtstage.*) In der Gegenwart, Bd. 32 (1887), S. 229—32.

---

*) Festrede, die Paul Schütze in Kiel halten wollte.

Zum siebenzigsten Geburtstag von Theodor Storm, den 14. September 1887 (Festzeitung, Kiel).
Alfred Biese. Theodor Storm. In den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 60 (1887), S. 219—228.
Heinrich Keck. Theodor Storm. Im Deutschen Literaturblatt, Jahrg. 10 (1887—88), S. 99—100.
Ludwig Pietsch. Theodor Storm †. Persönliche Erinnerungen. In der Vossischen Zeitung, Jahrg. 1888, 8., 10. und 13. Juli.
Erich Schmidt. Theodor Storm zum Gedächtnis. In der Deutschen Rundschau, Bd. 56 (1888), S. 298—300.
F. C. Theodor Storm. Ein Gedenkblatt. In Nord und Süd, Bd. 47 (1888), S. 197—210.
Hermione von Preuschen. Erinnerungen an Theodor Storm.*) In der Deutschen Revue, Jahrg. 24, 3. Vierteljahr (1899), S. 188—208.
Wilhelm Jensen. Heimat-Erinnerungen. II. Theodor Storm. In Velhagen & Klasings Monatsheften, Jahrg. 14 (1899/1900), S. 501—512.
Hermann Heiberg. Wilhelm Jensen, Theodor Storm und Klaus Groth. Persönliche Erinnerungen. Im Lotsen, 1. Jahrg., S. 691—99.
Gertrud Storm. Aus Theodor Storms letzten Stunden. Erinnerungen. In Westermanns Monatsheften, Bd. 97 (1904/05), S. 132—138.
Sigmund Schott. Theodor Storm und Gottfried Keller. In den Xenien, Jahrg. 1 (1908—09), S. 385—93.
Friedrich Krüger. Theodor Storm in Lübeck. In der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte, Bd. 13, S. 361—83.
Ferdinand Tönnies. Karl Storm. In der Deutschen Rundschau, Bd. 99, S. 461—63.
(Paul Heyse). Theodor Storm. Im Literaturblatt des Deutschen Kunstblattes, Jahrg. 5 (1854), S. 103—4.
Ernst Esmarch. Theodor Storms Dichtungen. In den Monatsblättern für Deutsche Literatur, Bd. 2 (1897/98), S. 567—74.
Alfred Biese. Die Dichtung Theodor Storms. In der Konservativen Monatsschrift, Jahrg. 66 (1909), S. 589—605.
F. Düsel. Aus Storms und Fontanes Nachlaß. In Westermanns Monatsheften, Bd. 103 (1908), S. 753—68.

*) Vorwiegend Briefe des Dichters an die Verfasserin enthaltend.

Karl Ernst Knodt. Theodor Storm als Lyriker. In den Monatsblättern für deutsche Literatur, Bd. 2 (1897/98), S. 181—191.

Hans Bethge. Theodor Storms Jugendlyrik. Im Lotsen, Jahrg. 2 (1901/2), S. 168—73.

Julius Bab. Storm und die Lyrik. In Westermanns Monatsheften, Bd. 99 (1906), S. 833—43.

Th. Matthias. Theodor Storm als Novellist. In der Zeitschrift für den Deutschen Unterricht, Jahrg. 13 (1899), S. 521—56.

A. Schaab. Der Novellist als Psychologe. Studie über Theodor Storm. In den Monatsblättern für Deutsche Literatur, Bd. 4 (1899/1900). S. 37—47.

Paul Besson. Un poète de la vie intime. Les romans et nouvelles de Théodore Storm. In: Revue Germanique, Année 2 (Paris 1906), S. 291—315.

A. Bulliod. Les sources de l'émotion dans l'œuvre de Theodor Storm. Ebd. Année 3 (Paris 1907), S. 66—85, 181—217.

Leo Langer. Tier- und Kindesseele bei Theodor Storm. In der Zeitschrift für Deutschen Unterricht, Jahrg. 22 (1908), S. 545—61; 624—38, 706—14.

Alfred Martens. Theodor Storms Renalen. Ebd. S. 97—106.

W. Mühlner. Storms Märchen. In den Grenzboten, Jahrg. 70, Bd. 3 (1911), S. 254—61.

Die Novellen Storms.

geordnet nach der Zeit ihrer Entstehung.*)

Husum.

1847. Marthe und ihre Uhr (S. 94).
1848. Im Saal (S. 95).
1849. Immensee (S. 98). Posthuma (S. 96). Der kleine Häwelmann (S. 106).
1850. Ein grünes Blatt (S. 123). Hinzelmeier (S. 161).

---

*) Die beigefügten Zahlen verweisen auf die Seiten, auf denen die Besprechung beginnt.

Potsdam.

1854. Im Sonnenschein (S. 143).
1855. Angelika (S. 146).
1856. Wenn die Äpfel reif sind (S. 148).

Heiligenstadt.

1858. Auf dem Staatshof (S. 149).
1859. Späte Rosen (S. 159).
1860. Drüben am Markt (S. 152).
1861. Im Schloß (S. 154). Veronika (S. 161).
1862. Auf der Universität (S. 151). Unter dem Tannenbaum (S. 129, vergl. S. 21).
1863. Abseits (S. 128. 153).
1864. Die Regentrude (S. 163). Bulemanns Haus (S. 164).
1863—64. Von jenseit des Meres (S. 156). } Heiligenstadt—Husum
1864—65. Der Spiegel des Cyprianus (S. 166). } Heiligenstadt—Husum

Husum.

1867. In St. Jürgen (S. 189). Eine Malerarbeit (S. 198).
1870. Eine Halligfahrt (S. 187. 198). Der Amtschirurgus; Heimkehr (S. 173. 179. 208). Lena Wies (S. 29).
1871. Draußen im Heidedorf (S. 206). Zwei Kuchenesser der alten Zeit (S. 208).
1872. Beim Vetter Christian (S. 211).
→1873. Viola tricolor (S. 181). Von heut und ehedem (S. 211).
1873—74. Pole Poppenspäler (S. 202).
1874. Waldwinkel (S. 184).
1874—75. Ein stiller Musikant (S. 194).
1875. Psyche (S. 200). Im Nachbarhause links (S. 209).
1875—76. Aquis submersus (S. 216).
1876. Von Kindern und Katzen (S. 214).
1877. Carsten Kurator (S. 215).
→1877—78. Renate (S. 222).
1878. Zur Wald- und Wasserfreude (S. 205).
1878—79. Im Brauerhause (S. 207).
1879. Eekenhof (S. 226).
1879—80. Die Söhne des Senators (S. 213)

Hademarschen.

Personenverzeichnis.*)

*) Personen, die in Zitaten erwähnt worden, wurden nur berücksichtigt, wenn sie deutlich als der Wirklichkeit entnommen gekennzeichnet sind. Theodor Storm selbst ist ganz übergangen. Fetter Druck bezeichnet die Hauptstellen.

Inhalt.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

